

Gebhardt/Küttner · Deutsche in Polen nach 1945

Biographische Quellen
zur Zeitgeschichte

Herausgegeben im Auftrag
des Instituts für Zeitgeschichte von
Werner Röder und Udo Wengst

Band 19

R. Oldenbourg Verlag München 1997

Manfred Gebhardt/Joachim Küttner

Deutsche in Polen nach 1945

Gefangene und Fremde

Bearbeitet von
Dieter Bingen

R. Oldenbourg Verlag München 1997

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Deutsche in Polen nach 1945 : Gefangene und Fremde /

Manfred Gebhardt/Joachim Küttner. Bearb. von Dieter Bingen.

– München : Oldenbourg, 1997

(Biographische Quellen zur Zeitgeschichte ; Bd. 19)

ISBN 3-486-56236-3

NE: Gebhardt, Manfred; Küttner, Joachim; Bingen, Dieter [Bearb.]; GT

© 1997 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Rosenheimer Str. 145, D-81671 München

Telefon: (089) 45051-0, Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verla-
ges unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systeme-
men.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf

Umschlagfoto: Umzug am 1. Mai 1949 in Pisz, im Vordergrund in polnischer Uniform
Joachim Küttner

Gedruckt auf säure- und chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-56236-3

Inhalt

Einleitung	7
Dokument Nr. 1	29
Manfred Gebhardt: Kriegsgefangener 330. Fünf Jahre in Polen	29
Vorwort	29
Frühling in Böhmen	30
Sommer in Zittau	32
Anton Krawczyks Entdeckung	34
Zu Fuß nach Polen	36
Protokoll für einen Toten	39
Auschwitz 8 Kilometer	41
Kascha und Kapusta	43
Die erste Schicht	47
Das Brot vom Schneider	51
An einem Novemberabend	53
Traumbilder	55
Der Brief von Josef B.	58
Schläge und Rückschläge	62
Sehnsucht und Sorge	64
Marischa	67
Besuch im Lager	69
Das Lied vom Frieden	71
Der Wachmann	76
Abschied von Andreas 2	79
Ankunft in Warschau	81
Im Saal 6	84
Wieder auf der Schulbank	87
Karl Wloch, Parteiname „Wiesner“	91
Die „Freie Meinung“	95
Die neue Sonne	98
Edda und Justyna	101
Redakteur der „Brücke“	106
Schwarze Kunst	111
Herbstgedanken	114
„Ich bleibe...“	116
Briefe nach Jawiszowice	118
Die ersten Entlassungen	120
Weihnachten ohne Christkind	123
Käsebrötchen und Kefir	125

Eine große Hoffnung	128
Diskussionen auf der Bettkante	131
General ist kein Beruf	134
Leitartikel	140
Abschied und Ankunft	142
 Dokument Nr.2	 149
Joachim Küttner: Das zweite Ich	149
 Vorwort	 149
Flucht ohne Richtung	149
Erstes Ziel: Überleben	156
... als Pole ohne Familie	158
Erste Anstellung in unsicheren Verhältnissen	161
Ausweg aus der Enge der Heimat: Ostpreußen	168
Erste Station: Forstamt „Wolfsbruch“	171
Als Revierförster unterwegs: Begegnungen mit Deutschen und Russen	173
Der „Lebenshirsch“ in Görings ehemaligem Revier	176
Gefährlicher Alltag mit Russen, Polen, Deutschen	178
Erfahrungen mit Dienstpferden und Geheimpolizei	188
Förster Klinge – Kamerad und Mittler zur Familie	190
Das Damoklesschwert der „Enttarnung“	191
Ein Verdacht auf Holzschmuggel und eine Ehrung zum 1.Mai	194
Prominenz auf Hirschjagd	196
Rechenkünste und wildernde Geheimpolizisten	200
Ein Motorrad und Fluchtgedanken	203
Ernennung zum Wojewodschaftskommissar für Wolfsbekämpfung . . .	206
Der Fluch des Karabiners	209
Streßfolgen	212
Heimliches Ziel: Auf „Tontauben“ gen Westen	214
In Warteposition	217
Ein Zufall und eine Eröffnung	219
Fluchtvorbereitungen	222
Reise nach Westen	225
 Literaturverzeichnis	 231
 Abkürzungsverzeichnis	 237
 Personenregister	 239

Einleitung

Offiziell endete der Zweite Weltkrieg in Europa am 8./9. Mai 1945 mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Für die Bevölkerungen, die von den Kriegshandlungen direkt betroffen waren, verbindet sich mit dem Stichwort „Kriegsende“ oft ein anderes Datum, individuell eingeprägt durch das persönliche Erleben und Schicksal, das lange vor dem Mai 1945 eine dramatische Wendung erfahren konnte oder viel später erst als wirkliches Ende des Krieges empfunden wurde.

In dieser Edition wird mit der Thematisierung des Schicksals von Deutschen in Polen im Kontext des Kriegsendes die Aufmerksamkeit auf einen besonders dramatischen und tragischen Aspekt der europäischen Katastrophe der vierziger Jahre gelenkt. Der Zweite Weltkrieg begann mit dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939. Wenige Hellsichtige in Deutschland ahnten seinerzeit, daß der Krieg im Osten mit dem Untergang des deutschen Ostens enden würde. Nach diesem Kriege würde Deutschland nicht mehr wiederzuerkennen sein und sein östlicher Nachbar Polen ebensowenig. Im Osten wütete die Kriegs-, Versklavungs- und Vernichtungsmaschine am brutalsten, hier mußte auch mit der fürchterlichsten Rache gerechnet werden. Der Zusammenbruch des deutschen und deutsch beherrschten Ostens vollzog sich in mehreren Phasen, die in der einschlägigen Literatur dargestellt wurden. An individuellen Schicksalen läßt sich auch heute, über fünfzig Jahre „danach“, Zusammenbruch und Entstehen von etwas Neuem am eindringlichsten aufzeigen. Dabei sind es oft gerade die niedergeschriebenen Biographien der weniger Prominenten, die durch die Reflexion, die persönliche Verarbeitung ihres Lebensschicksals beeindrucken.

In der vorliegenden Edition werden zwei deutsche Schicksale in Polen dokumentiert, die unmittelbar mit dem Zusammenbruch deutscher Herrschaft und dem ersten Eingreifen der Sieger verbunden waren, wobei das individuelle Schlüsseldatum nicht der 8. Mai war, sondern bei *Joachim Küttner* eine Flucht vor der anrückenden sowjetischen Front im Januar 1945, bei *Manfred Gebhardt* die Gefangennahme durch sowjetische Soldaten an einem Maitag in Böhmen. Die Flucht des einen vor der Front mündete in ein 13 Jahre währendes pseudonymes Leben in Polen, die Gefangennahme des anderen in eine vierjährige Kriegsgefangenschaft in Polen. Damit konfrontieren die vorzustellenden Zeugnisse mit zwei konkreten Beispielen aus einer Vielzahl tatsächlicher Varianten einer auf Flucht oder Gefangennahme folgenden „Begegnung mit Polen“, um den angesichts der Erlebnisse blassen Ausdruck zu benutzen, die Deutschen nach der Wiederherstellung polnischer Staatlichkeit widerfahren konnte.

Nicht nur die Erlebnisse in Polen und die Perspektiven ihrer Betrachter sind so überaus unterschiedlich, auch biographische Daten, familiale und gesell-

schaftliche Sozialisation, sozial-kultureller Hintergrund und nicht zuletzt das „Nachleben“ nach dem zwangsweisen Aufenthalt in Polen nach 1945 geben der Konfrontation der beiden Erinnerungen in einer Edition ihren Reiz. Schließlich spiegelt sich in den Aufzeichnungen auch die Spaltung Deutschlands und die antagonistische Entwicklung der beiden deutschen Gesellschaften wider – vermittelt durch das Bewußtsein, mit dem die Autoren über ihre Erlebnisse, ihr Überleben in Polen berichten. Ein ehemaliger Rittergutsbesitzer hätte in der DDR nicht so schreiben können, wie es *Küttner* in seinem überlieferten Bericht in die Feder diktierte, und der Chefredakteur *Gebhardt* eines DDR-Magazins hätte in der Bundesrepublik für seine Polen-Erlebnisse kaum einen Abnehmer gefunden, da man dem Bericht kaum Authentizität und Glaubwürdigkeit zugesprochen hätte, abgesehen von der politischen Surrealität eines solchen Vorhabens im gespaltenen Deutschland.

In diesem Zusammenhang stellt sich ein methodisches Problem. Beide Texte sind erst Jahrzehnte nach dem Geschehen niedergeschrieben worden. Sie unterscheiden sich damit durch zeitliche Distanz, Abstraktion und Reflexion von den Berichten, die beispielsweise in der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“ zu lesen sind. Der Zeitfilter selektiert die Wahrnehmung anders als das realzeitliche Erlebnis. Das Tagebuch ist ein Seelenspiegel, die Erinnerung schon Vermittlung. Bereits zur Zeit der Entstehung der großen „Dokumentation der Vertreibung“ wies Martin Broszat auf scheinbare Fragwürdigkeiten der Gattung „Erinnerungsprotokolle“ hin, die sich mit dem großen Zeitabstand zwischen Niederschrift und Ereignis ergeben, „wobei, wie man fürchten muß, durch Vergeßlichkeit, Ausschmückung, Legendenbildung eine weitgehende Entstellung des aus der Erinnerung Wiedergegebenen eintreten kann. (...) Aber nur selten waren diese Fehler so schwerwiegend, daß durch sie der ganze Wahrheitsgehalt eines Berichtes in Frage gestellt worden wäre.“¹ Broszat hebt darauf ab, daß zwar den zeitlich näher am Geschehenen angesiedelten Berichten größere Anschaulichkeit, getreue Wiedergabe von Einzelheiten, allerdings auch größere Gefühlsbestimmtheit anhaftete, die späteren Aufzeichnungen jedoch „nicht selten objektiver, in der Aussage besser abgewogen und sachlicher“ wirkten.² Dem Nachlassen von Intensi-

¹ Martin Broszat, Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ), 2. Jg., H. 2 (1954), S.202–213, hier S.209. Weiter führt Broszat aus: „Es wurde die Erfahrung gemacht, daß selbst bei Berichten, die fünf, sechs oder sieben Jahre nach der Vertreibung niedergeschrieben wurden, die einzelnen Angaben nur zu einem relativ kleinen Teil infolge des zeitlichen Abstandes sehr ungenau oder erheblich entstellt waren, ja, bei nicht wenigen Berichten waren Zeit und Ort bestimmter geringfügiger Vorfälle während der Flucht oder bei der Vertreibung mit erstaunlicher Genauigkeit angegeben. Natürlich hat sich nach so langer Zeit das Gewicht mancher Ereignisse verlagert, auch sind Einzelheiten verlorengegangen. (...) Das relativ günstige Ergebnis, das sich in dieser Beziehung herausstellte, ist wohl vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß es sich hier um ein Geschehen handelte, das sich im allgemeinen sehr fest in der Erinnerung eingepägt hatte.“ (Ebenda, S.208f.).

² Ebenda, S.209.

tät steht oftmals die Zunahme der Intentionalität gegenüber. Die Reflexion der Erlebnisse und Wahrnehmungen ist ihrerseits eine Leistung der Autoren Joachim Küttner und Manfred Gebhardt – eine Gemeinsamkeit bei aller Unterschiedlichkeit der Charaktere. Zudem sind beide Berichte auch unter literarischen Gesichtspunkten ein Gewinn.

Aus dem Vorwort zu dem Bericht von *Küttner* geht hervor, daß er sich erst nach mehr als zwei Jahrzehnten durch das Drängen von „Verwandten und ost-deutschen Heimatbekannten“ veranlaßt sah, der „ungetrübten Erinnerung“ zu ihrem Recht zu verhelfen und das Bedürfnis, das Vergangene ruhen zu lassen („Mei Rua wollt’ i han“), hintanzustellen. Der politische Umbruch in der DDR, der in der Biographie eines jeden DDR-Bürgers, wo immer er stand, einen tiefen Einschnitt bewirkte, eröffnete *Gebhardt* – mit einem mehr als doppelt so großen zeitlichen Abstand wie Küttner – die Gelegenheit, seine Erlebnisse als Kriegsgefangener in Polen niederzuschreiben.

Manfred Gebhardts Aufzeichnungen reflektieren Romantizismus, Naivität, vor allem aber Sensibilität eines jungen deutschen Soldaten, der in der Kriegsgefangenschaft erstmals direkt dem Land Polen und polnischen Menschen begegnet. Sie schildern die bisher wenig bekannte und dokumentierte Gefangenschaft deutscher Soldaten in Polen und die „Antifa“-Umerziehung, die eine erste „sozialistische Klassensolidarität“ deutscher und polnischer Kommunisten begründen sollte. Die Aufzeichnungen dokumentieren ebenfalls ein Stück DDR-Gründungsgeschichte. Die Aufzeichnungen sind zugleich beeindruckendes Zeugnis der Suche nach Subjektivität und Objektivität eines Zeitzeugen, der später in der DDR eine nicht unwichtige Rolle im Pressewesen einnahm.

Manfred Gebhardt, der Kriegsgefangene 330 in seinem Lager, wurde am 6. Januar 1927 in Ziegelrode im Mansfelder Gebirgskreis in einer Bergarbeiterfamilie geboren. Ab 1933 besuchte er die vierklassige Dorfschule und ab 1938 das Realgymnasium in Eisleben. Zwischen 1943 und 1945 war er als Luftwafenhelfer eingesetzt, leistete Arbeitsdienst und diente in der Wehrmacht. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft arbeitete Gebhardt ab 1950 als Redakteur in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften der DDR. Zunächst schrieb er für die Jugendzeitschrift „Junge Welt“, danach in der „Berliner Zeitung“. 1962 wurde er zum stellvertretenden Chefredakteur, später zum Chefredakteur der Zeitschrift für Kultur und Unterhaltung „Das Magazin“ berufen. Die Chefredaktion gab er 1991 ab. Heute ist Gebhardt als freier Journalist in Berlin tätig. Vor und nach der „Wende“ schrieb er zu historisch-biographischen Themen und nach der Vereinigung Deutschlands zu Problemen der inneren Einheit in Deutschland.³

³ U.a.: Max Hoelz. *Wege und Irrwege eines Revolutionärs*, Berlin 1983; Mathilde Franziska Anneke. *Madame, Soldat und Suffragette*, Berlin 1988; Ein Hauch von Maienblüte. Postkarten der deutschen Arbeiterbewegung zum 1. Mai, Berlin 1989; Sophie von Hatzfeldt. *Ein Leben mit Lassalle*, Berlin 1991.

Wie anders liest sich die Lebensgeschichte *Joachim Küttners*, der bis zu seiner abenteuerlichen Flucht in die Bundesrepublik 1958 immer mit Polen zusammengelebt hatte. Als deutscher Rittergutserbe wurde er im südlichen Teil des Posener Landes geboren, nahe der Grenze an der Prosna zum russischen Teilungsgebiet. Zwischenzeitlich wurde er polnischer Staatsbürger, seit 1939 im neu errichteten Reichsgau Wartheland aber wieder privilegiert und wie Millionen seiner Volksgenossen dazu ausersehen, zur „völkischen Neuordnung“ in diesem Teil Polens mit beizutragen. Nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Herrschaft sollte sich das Bild auf dramatische Weise wenden. Mit dem Augenblick dieser Wende beginnt Küttners Bericht.

Joachim Küttner wurde am 6. Juni 1913 als Sohn des Landwirts (Rittergutsbesitzers) und Hauptmanns Paul Küttner und dessen Ehefrau Antonie (geb. Donath) auf dem väterlichen Rittergut Fabianów⁴, Kreis Jarotschin (Jarocin), in der damals preußischen Provinz Posen geboren. Seine Schulausbildung beendete er 1931 mit dem Abitur am deutschen Schiller-Gymnasium in Posen. Zwischen 1931 und 1934 absolvierte Küttner eine Landwirtschaftslehre auf drei deutschen Gütern in der Wojewodschaft Posen. Er diente von 1934 bis 1936 als polnischer Soldat im 15. Ulanen-Regiment in Posen, das er als Unteroffizier verließ. Anschließend arbeitete er als landwirtschaftlicher Beamter auf zwei Gütern, bis er im April 1939 als Administrator des väterlichen Besitzes Fabianów eingesetzt wurde. Im Oktober 1939 heiratete Joachim Küttner Gisela Geisler, Tochter eines Rittergutbesitzers aus dem Kreis Wollstein.⁵ Dieser Ehe entstammten zwei Söhne, die 1940 und 1942 geboren wurden. Im Januar 1940 avancierte Küttner zum Wirtschaftsführer des staatlichen „Ostland“-Gutes Schwarzwaldau im Kreis Jarotschin. Im März 1941 übernahm Küttner das väterliche Gut, das eine Ackerfläche von 360 ha, Saatvermehrung, Brennelei und Ziegelei umfaßte, in Pacht von seinem Vater. Seit dem 24. Juli 1942 diente er in der Wehrmacht (Gefr. – ROA⁶), bis er am 10. November 1943 mit Lungentuberkulose und 50 % schwerbeschädigt als „wu“⁷ entlassen wurde und auf das väterliche Gut zurückkehrte. Dort lebte er mit seiner Familie, bis die Ereignisse eintraten, die Küttner in seiner Niederschrift darstellt.

Nach seiner Flucht in die Bundesrepublik im Jahre 1958 war Küttner in unterschiedlichen Berufen tätig, u. a. zwischen 1958 und 1961 als kaufmännischer Angestellter in der Waffenfirma „Jung“ in Stuttgart, als Industrierberater (Dolmetscher) und als selbständiger technisch-wissenschaftlicher Übersetzer. Zwischen Januar 1962 und März 1963 arbeitete Küttner in der Befragungsstelle München bzw. Hamburg des Verfassungsschutzes. Wegen der damit verbundenen seelischen Belastung wie auch Ängsten vor möglichen Schwierigkeiten gab er die Stellung wieder auf. Nach zweijähriger Anstellung in einem Hamburger

⁴ Nach der deutschen Besetzung 1939 in Ottosfelde umbenannt.

⁵ Poln. Wolsztyn.

⁶ ROA = Reserveoffizieranwärter.

⁷ wu = wehruntauglich.

Waffengeschäft folgten Erkrankungen und kurzzeitige Beschäftigungen, bis Küttner 1970 eine Berufsunfähigkeitsrente zuerkannt wurde.

Einen Ausgleich für die schwierige berufliche Situation fand Joachim Küttner im Schießsport, dem er weiterhin mit außerordentlichem Erfolg nachhing. Er holte sich viele erste Preise. Bis weit in die achtziger Jahre nahm er viele Einladungen zum Tontaubenschießen (Skeet und Trap) bei verschiedenen Vereinen an.

Da Joachim Küttners erste Frau davon ausgegangen war, daß er verstorben sei,⁸ und wieder geheiratet hatte, wurde die Ehe „aufgehoben“. Im Mai 1960 heiratete er die Schwester jenes Heimatbekannten, der mit einem deutschen Jagdgast im Herbst 1957 in der Johannsburg Heide erschienen war. Nach deren Tod im Jahre 1980 fand im August 1981 die Trauung mit Christine von Kröcher in Hamburg statt. Dort starb Joachim Küttner im Jahre 1988.

Der Rittergutserbe Joachim Küttner wurde im letzten Friedensjahr vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs in eine stabil erscheinende, überkommene Gesellschaftsordnung am östlichen Rande des Reiches geboren, der Bergarbeitersohn Manfred Gebhardt in einem der letzten Jahre relativer Stabilität einer ungeliebten Republik in sogenannte kleine Verhältnisse, aus denen Eltern ihren Kinder einen sozialen Aufstieg wünschten. Vierzehn Jahre Altersunterschied und verschiedene Lebenswelten trennen Küttner und Gebhardt voneinander, als 1945 die „polnische Episode“ einen tiefen Einschnitt in ihren Biographien verursachte. Bevor die neue polnische Biographie des zweiunddreißigjährigen Joachim Küttner unter dramatisch gewendeten Verhältnissen einsetzte, hatte er eine Familie gegründet, die Berufsperspektive schien vorhersehbar. Bevor der achtzehnjährige Manfred Gebhardt in polnische Kriegsgefangenschaft kam, war er von der Schule direkt in die Kriegsmaschinerie geraten. Der weitere Berufsweg stand noch offen, der familiäre Bezugspunkt war noch das Elternhaus.

Als Küttner 1958 fünfundvierzigjährig in der Bundesrepublik eintraf, wurde er mit einer fremden Welt konfrontiert. Dreizehn Jahre lang hatte er getrennt von einer deutschen Umgebung gelebt, dreizehn Jahre, in denen die deutsche Gesellschaft eine grundlegende Reorientierung erfahren hatte. Dreizehn Jahre überlebte Küttner, indem er sein Deutschsein leugnete. In diesen Jahren hatte sich Küttner eine berufliche und gesellschaftliche Stellung in Polen erarbeitet, die ihm in der Bundesrepublik nicht weiterhalf, hier mußte er in einem Alter bei Null wieder anfangen, in dem der Durchschnittsdeutsche längst beruflich saturiert und familiär gebunden war. Küttner hatte dazu noch seine Familie durch Entfremdung verloren und war gezwungen, auch das persönliche Umfeld neu aufzubauen – verfolgt von traumatischen Erinnerungen.⁹

⁸ Die Toterklärung wurde am 13.2. 1950 ausgestellt; Information von Christine von Kröcher-Küttner im Brief an den Bearbeiter vom 26.2. 1996.

⁹ Seine Witwe, Frau Christine von Kröcher-Küttner, schrieb in einem Brief an den Bearbeiter vom 19.6. 1996 im Zusammenhang mit der Bitte eines Bekannten, ihren Mann

Manfred Gebhardt war „nur“ vier Jahre lang von Deutschland getrennt. Während Küttner 1945 völlig auf sich allein gestellt war und sich (als „Pole“) und seine Umgebung selbständig völlig neu zu definieren gezwungen sah, lebte Gebhardt vier Jahre lang als Deutscher unter kriegsgefangenen deutschen Kameraden. Er wurde während seiner polnischen Kriegsgefangenschaft mit deutscher Vergangenheit und dem Wandel in Deutschland nach 1945 konfrontiert. Leicht beeindruckbar, wie junge Menschen nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems auf der Suche nach neuen Idealen des Wahren und Guten waren, entschied sich Gebhardt – unter der Suggestion von starken Persönlichkeiten und einer professionellen Indoktrination ausgesetzt – für die neue sozialistische Gesellschaftsordnung in Deutschland. In der eben ausgerufenen Deutschen Demokratischen Republik fand der dreiundzwanzigjährige seine politische Heimat und die Chance für einen gesellschaftlichen Aufstieg, den er sich am Beginn seiner Gefangenschaft nicht hätte träumen lassen. Die Zweifel kamen erst später.

Die Biographien von Joachim Küttner und Manfred Gebhardt könnten kaum unterschiedlicher von den Ausgangsbedingungen wie von den Verläufen her sein. Was beide jedoch zusammenführt, ist das elementare Bedürfnis danach, mit der eigenen Lebensgeschichte bzw. einem fundamental wichtigen Abschnitt der eigenen Biographie „ins reine zu kommen“, Rechenschaft für sich und über sich abzulegen und eine neue Ruhe zu finden, als ob der Spruch Pate gestanden hätte: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“.

Bei Küttner und Gebhardt bedeutet Erinnerung auch die Vergegenwärtigung unterschiedlichster Begegnungen mit polnischen Menschen unter teilweise extremen Bedingungen. Wenn man sich zu einer Beurteilung darüber durchringen will, wie die Autoren ihre Begegnungen mit Polen beschreiben, muß sicherlich die zeitliche Distanz zu den Ereignissen berücksichtigt werden. Desungeachtet läßt sich aber herauslesen, daß sich beide Autoren grundsätzlich darum bemüht haben, jeder einzelnen Begegnung mit einem polnischen Menschen gerecht zu werden. Küttner neigt zwar stärker zu Kollektivzuschreibungen und paternalistischen Attitüden, die man ihm aber „verzeiht“, wenn man sein früheres gesellschaftliches Umfeld und die erzwungenen Lebensumstände in Polen, vor allem aber seine Beschreibung der Hochachtung oder Achtung für einzelne Polen in Betracht zieht. Es fehlen bei Küttner wie bei Gebhardt vor allem zwei Kategorien: der Haß und die kollektive Verachtung gegenüber Polen, die jahrelang vom Naziregime gepredigt worden waren. Bei Gebhardt kommt noch das Bedürfnis dazu, einen eigenen Beitrag zur Verständigung zwischen Deutschen und Polen zu leisten, wozu Küttner – bis ans Ende seines Lebens durch die dreizehn Jahre Identitätswechsel bzw. Ident-

zu veranlassen, seine Erinnerungen endlich niederzuschreiben: „Ich fand es auch deshalb gut in der Hoffnung, daß er seine traumatischen Erlebnisse besser verarbeiten konnte. Es verging kein Tag, an dem er nicht darüber sprach.“

titätsverleugnung in Polen nervlich belastet – einfach nicht mehr die Kraft hatte.¹⁰

Bei einer Einschätzung der „Verwertung“ der Forschungserträge deutscher Historiographie bei der Behandlung des Komplexes „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ bzw. „Schicksal der Deutschen in Polen nach 1945“ konnte jahrzehntelang von einer „wissenschaftlichen Enthaltsamkeit“ gerade bei einem Thema gesprochen werden, „das im Interesse der historischen Wahrheitsfindung eine umfassende Behandlung fern aller vordergründigen, oft tagespolitisch motivierten oder verhängnisvoll als ‚volkspädagogisch‘ deklarierten Beweggründe nicht nur verdient hätte, sondern eben wegen der politischen Brisanz geradezu gebietet“ – so das Urteil von Josef Henke in einem kürzlich erschienenen Literaturbericht.¹¹ Das betrifft sowohl die Quantität der Titel als auch die Qualität der darin „dargestellten und gedeuteten Geschehnisse, insbesondere im Hinblick auf die konkreten Auswirkungen auf individuelle Menschenschicksale und deren politische und moralische Einordnung in das historische Gesamtgeschehen.“¹² Das erste quantitativ wie qualitativ überzeugende wissenschaftliche Großvorhaben war schon vor über vierzig Jahren die Vorbereitung und Publikation der *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*, die zwischen den Jahren 1953 und 1961 erschien.¹³ Danach herrschte eine langdauernde Stille. Den aktuellen Forschungsstand zur Thematik „Flucht und Vertreibung“ dokumentieren zwei Literaturberichte aus dem Jahr 1995.¹⁴

¹⁰ Christine von Kröcher-Küttner schrieb im zitierten Brief u.a.: „Im Mai 84 wurde mein Mann am Hamburger Jungfernstieg von einem Unbekannten mit seinem polnischen Namen angesprochen, was ihn verständlicherweise sehr erschreckte. Ein ehemaliger Jagdschüler hatte ihn nach so vielen Jahren wiedererkannt. Zufällig traf ich in diesen Tagen Herrn N. wieder und ich erfuhr, daß im Mai in Johannisburg ein Treffen des dortigen Jagdverbandes stattfand, an dem viele alte Bekannte meines Mannes aus der damaligen Zeit teilnahmen. Es wurde viel von ihm gesprochen, zumal niemand seine eigentliche Identität erahnt hatte.“

¹¹ Josef Henke, *Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Zur Quellenlage und Historiographie*, in: *Deutsche Studien*, 126/127 (XXXII), Juni/September 1995, S. 137–149, hier S. 137; ähnlich auch Alfred Theisen, *Die Vertreibung der Deutschen – Ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B7–8/95, 10. 2. 1995, S. 20–33.

¹² Henke, S. 141.

¹³ *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa*. Hrsg.v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, bearbeitet von Theodor Schieder, Bde. I–V, 3 Beihefte, Bonn 1953–1964, unveränderter Nachdruck von Band I unter dem Titel: *Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße*, Bde. 1–3, München 1984; Theodor Schieder, *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem*, in: *VfZ*, 8. Jg., H. 1 (1960), S. 1–16.

¹⁴ J. Henke, a. a. O.; Hellmuth Auerbach, *Literatur zum Thema. Ein kritischer Überblick*, in: *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen*. Hrsg.v. Wolfgang Benz. Aktualisierte Neuauflage, Frankfurt am Main 1995, S. 277–294.

Jahrzehntelang war ein moralisch, psychologisch und politisch motiviertes Zögern unter deutschen Historikern und Sozialwissenschaftlern zu beobachten, sich mit dem Komplex „Flucht und Vertreibung“ ernsthaft zu befassen. Die Furcht vor Mißverständnissen war nicht unberechtigt. Die politische Wertbarkeit der Thematik lag auf der Hand. Der Komplex eignete sich für den Mißbrauch in der Tagespolitik, für den Versuch eines gegenseitigen Aufrechnens von deutschen Verbrechen und systematischem Massenmord vor 1945 gegen das Deutschen angetane Unrecht und Verbrechen nach 1945. Der Generationenwechsel in der Wissenschaft und der historische Paradigmenwechsel erleichtern heute eine unbefangene Beschäftigung mit dem Thema.

Heute ist es eine junge Generation polnischer Wissenschaftler und Publizisten, die – vorderhand in Polen – eine Öffentlichkeit für die Themen „Flucht und Vertreibung der Deutschen“ und „Schicksal deutscher Restbevölkerung in Polen seit 1945“ schafft, mit denen in den Jahrzehnten der Volksrepublik eine redliche Beschäftigung nahezu unmöglich war.¹⁵ Damit wird zugleich auch die Chance eröffnet, daß die bis heute in Deutschland spürbare Scheu, das Gefühl für das Verlorene anzunehmen und über Verlust zu reden, abnimmt.¹⁶ Seit Anfang der achtziger Jahre hatte die demokratische Opposition in Polen gefordert, die Geschichte, vor allem die Zeitgeschichte, zu „entlügen“ (odkładać). So bearbeiten heute jüngere Historiker mit beeindruckender Lust an der Enttabuisierung bisher Verschwiegene bzw. einseitig Dargestellte, wie die Vertreibung der Ostdeutschen und die Situation der deutschen Restbevölkerung,¹⁷ und „liefern gleichfalls einen unschätzbaren Beitrag zur Verständigung“.¹⁸

So stützt sich das im Herbst 1995 erschienene Buch der Warschauer Germanistin Maria Podlasek „Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich von Oder und Lausitzer Neiße. Berichte von Augenzeugen“¹⁹ nicht zuletzt

¹⁵ Siehe Jerzy Kołacki, Die Vertriebenen in der polnischen Geschichtsschreibung 1945–1979, in: Deutsche Studien, a. a. O., S. 150–162; siehe auch: Deutschland und seine Nachbarn. Forum für Kultur und Politik, hrsg. v. der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, H. 10, 1994 (Neue polnische Stimmen zur Vertreibung).

¹⁶ So ist die löbliche, aber ergänzungsbedürftige Studie von Thomas Urban, Deutsche in Polen. Geschichte und Gegenwart einer Minderheit, 2. Aufl., München 1994, die erste ausführlichere deutsche Publikation zu diesem Thema von einem Publizisten der Nachkriegsgeneration gewesen. Sie wurde kürzlich auch in polnischer Übersetzung in Polen verlegt.

¹⁷ Siehe Zbigniew Kurcz, Mniejszość niemiecka w Polsce (Deutsche Minderheit in Polen), Wrocław 1995.

¹⁸ Gerhard Doliesen, Der Umgang der deutschen und der polnischen Gesellschaft mit der Vertreibung, in: Deutsche Studien, H. 126/127 (XXXII), Juni/September 1995, S. 105–110, hier S. 107.

¹⁹ Maria Podlasek, Wypędzenie Niemców z terenów na wschód od Odry i Nysy Łużyckiej. Relacje świadków, Warszawa 1995. Bemerkenswert auch lokale Initiativen, wie die der Gesellschaft der Freunde Beuthens (Tow. Miłośników Bytomia), die mit Unterstützung der Beuthener Stadtverwaltung eine Dokumentation herausgab: Ofiary stalinizmu na ziemi bytomskiej w latach 1945–1956. Dokumentacja zbrodni (Opfer des Stalini-

auf ebendie „Dokumentation der Vertreibung“, die vor vierzig Jahren in Polen als „Dokument des westdeutschen Revisionismus“ ohne jeglichen wissenschaftlichen Wert abqualifiziert worden war, bei dem es „ausschließlich um agitatorische Ziele, um das Anfachen des Hasses auf die Sowjetunion und auf Volkspolen“ gehe.²⁰ Und noch Anfang der achtziger Jahre hatte sich an der parteiamtlichen Haltung zu der Problematik grundsätzlich nichts geändert,²¹ wie sich aus der polnischen Pressepolemik anlässlich des Nachdrucks der „Dokumentation“ im Jahr 1984 entnehmen läßt.

Deutsch-polnische Konferenzen, polnische, deutsche und gemeinsame deutsch-polnische Forschungsprojekte und polnische Regionalstudien zum Thema „Vertreibung“ profitieren in den neunziger Jahren von der Öffnung der bisher verschlossenen polnischen Archive.²² In Polen und in Deutschland²³ erschienene Aufsatzsammlungen geben einen Eindruck von der bereits beachtlichen Zahl von neuen Spezial- und Regionalstudien zum Vertreibungskomplex, die in jüngster Zeit in Polen erschienen sind, und zu neuen polnischen Forschungsvorhaben.²⁴ Besonders bemerkenswert in der Forschungsentwicklung sind zwei gemeinsame deutsch-polnische Editionsprojekte, eines über Zwangsaussiedlung/Vertreibung der Deutschen, ein zweites über das polnische Arbeitslager Lamsdorf. Die Träger des Vertreibungsprojekts, das von der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit und der Robert-Bosch-Stiftung gefördert wird, sind das Historische Institut der Universität Warschau, der Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte an der Universität Marburg, das Bundesarchiv und die Generaldirektion der polnischen Staatsarchive in Warschau. „Die Bereitstellung und archivische Erschließung der staatlichen polnischen Aktenbestände, insbesondere auf der Ebene der Wojewodschaften und Kommunen, aber auch des gesamten deutschen Quellenmaterials, insbesondere der Ost-Dokumentation im Bundesarchiv, sind die wesentlichen Voraussetzungen für die Realisierung des Vorhabens, dessen Abschluß einen historiogra-

nismus im Beuthener Land in den Jahren 1945–1956. Dokumentation der Verbrechen), Bytom 1993. Siehe auch den Zyklus über die Vertreibungsproblematik in der katholischen Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“, der im September 1995 mit Beiträgen des Warschauer Historikers Jerzy Holzer und der deutschen Publizistin Helga Hirsch (beide Nr. 39, 24. 9. 1995) begann und bis 1996 fortgeführt wurde.

²⁰ Zit.n. Doliesen, a. a. O., S. 108.

²¹ Siehe Beata Ociepka, Die Vertriebenen in der polnischen Geschichtsschreibung von 1980 bis heute, in: Deutsche Studien, S. 163–176.

²² Siehe auch die von Polen und Deutschen gemeinsam erstellte zweisprachige Dokumentation: Stettin/Szczecin 1945–1946. Dokumente – Erinnerungen. Dokumenty – Wspomnienia. Hrsg.v.d. Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde u.d. Institut für Geschichte der Universität Stettin, Rostock 1994.

²³ So das ganz dem Thema „Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen und ihre Integration“ gewidmete Doppelheft Nr. 126/127 von Juni/September 1995 der „Deutschen Studien“ mit Beiträgen deutscher und polnischer Autoren.

²⁴ Siehe die Spezialnummer der Zeitschrift: „Polska w Europie“, die in Warschau 1995 unter dem Titel: Polska-Niemcy – Komplex wypędzenia. Nawiązanie dialogu (Polen-Deutschland – Der Vertreibungskomplex. Aufnahme eines Dialogs) erschien.

phisch wie politisch neuen Abschnitt in der Aufarbeitung oder gar ‚Bewältigung‘ des Flucht- und Vertreibungsgeschehens markieren wird.“²⁵ Das Editionsprojekt über das Lager Lamsdorf wird vom Bundesarchiv und von der Hauptkommission zur Untersuchung der Verbrechen am polnischen Volk – Institut der Nationalen Erinnerung – getragen und hat die sachbezogene wissenschaftliche Erforschung und quellenmäßige Belegung der Geschichte des Lagers zum Ziel.²⁶

Der überschaubare Kreis der an dem Vertreibungskomplex Interessierten in Polen und in Deutschland stößt jedoch ungeachtet dieser vor kurzem noch undenkbar gemeinsamen Forschungsvorhaben in der deutschen wie in der polnischen Öffentlichkeit weiterhin auf Haltungen wie Gleichgültigkeit, Zurückhaltung, Vorbehalt und Abwehr, Einstellungen, die in Deutschland und in Polen selbstverständlich historisch-politisch und psychologisch unterschiedlich begründet sind. Und im wissenschaftlichen Dialog selbst wird es weiterhin Gegensätze, unterschiedliche Standpunkte und Konflikte geben. Ermutigend stimmt jedoch das beiderseitige Bedürfnis, den aufgenommenen wissenschaftlichen Dialog zu intensivieren und sine ira et studio den Opfern der „Geschichte“, wo sie auch entstanden sind, gerecht werden zu wollen.²⁷

Zur Erklärung von Hintergründen des Lebensschicksals des *Joachim Küttner* in Polen nach 1945 kommt komplizierend hinzu, daß er nicht Vertriebener aus dem Reichsgebiet in den Grenzen vom 31. Dezember 1937 war, sondern vor dem Verlassen seines Hofes im Januar 1945 deutscher Bewohner der früheren Provinz Posen, die aufgrund des Vertrages von Versailles (28. Juni 1919) an Polen abgetreten werden mußte und weitgehend identisch mit der neuen Wojewodschaft Posen war.²⁸ Nach der Besetzung Polens wurde der größte Teil der Wojewodschaft Posen mit dem westlichen Teil des früheren Kongreßpolen (einschließlich der Städte Lods²⁹ und Kalisch³⁰) als „Reichsgau Posen“ un-

²⁵ Henke, Flucht und Vertreibung, a. a. O., S. 146.

²⁶ Mitteilungen aus dem Bundesarchiv, 2/1995, S. 37.

²⁷ Vereinzelt wird in Polen neuerdings die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus ihrer Heimat an sich, nicht nur die Unmenschlichkeiten, die von polnischen Bürgern an Deutschen während des Vertreibungs- und Aussiedlungsvorgangs begangen wurden, als moralisches Unrecht oder Verbrechen bezeichnet; siehe dazu Beiträge von Jerzy Holzer, Janusz Jasiński u. a. in dem Vertreibungszyklus des „Tygodnik Powszechny“ und den Bischof von Oppeln, Alfons Nossol, in einer Predigt am 12. 11. 1995 in Fürth, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9. 12. 1995.

²⁸ Umfassende polnische Literaturübersicht über die Deutschen in Großpolen/Posen: Dariusz Matelski, Niemcy i mniejszość niemiecka w Wielkopolsce w historiografii (Die Deutschen und die deutsche Minderheit in Großpolen in der Geschichtsschreibung), in: Andrzej Sakson (red.), Polska – Niemcy – mniejszość niemiecka. Przeszłość i teraźniejszość (Polen – Deutschland – deutsche Minderheit. Vergangenheit und Gegenwart), Poznań 1994, S. 227–256.

²⁹ Poln. Łódź; während der deutschen Besetzung 1939–1945 in „Litzmannstadt“ umbenannt.

³⁰ Poln. Kalisz.

mittelbar dem Reich angegliedert und im Februar 1940 in „Reichsgau Wartheland“ umbenannt.³¹

Der Anteil der deutschen Bevölkerung lag im Jahre 1910 in der nachherigen Wojewodschaft Posen bei 28,5 % (Stadt Posen 41,7 %). Schon bis zur Volkszählung vom 30. September 1921 war der Anteil auf 17,7 % (Stadt Posen 5,5 %) gefallen und betrug im Jahr 1934 schätzungsweise 7,9 % (Stadt Posen: 1,8 %).³² Im Kreis Jarotschin, in dem der Besitz der Familie Küttner lag, betrug der Anteil der deutschen Bevölkerung im Jahre 1921 6,0 % (1910 in den Kreisen Jarotschin und Pleschen: 17,3 %³³) und war bis 1927 weiter auf 3,3 % geschmolzen.³⁴ Für die Massenabwanderung von Deutschen in der Provinz Posen gab es eine Reihe von Gründen, angefangen mit der Entprivilegierung durch den neuen Minderheitenstatus im polnischen Staat, über den „verwaltungsmäßigen Kampf gegen das Deutschtum“ bis hin zu den Entschädigungen seitens des Deutschen Reiches, die das Verlassen der Heimat erleichterten.³⁵

Die frühere Provinz Posen war nach der deutschen Besetzung Polens dazu ausersehen, im größeren administrativen Zusammenhang des „Reichsgaus Wartheland“ unter dem Gauleiter Arthur Greiser ein nationalsozialistischer Mustergau zu werden, wo in einem rechtsfreien Raum nationalsozialistische Volkstumspolitik vorexerziert werden sollte.³⁶ In dem rücksichtslosen Versuch, das Deutschtum in den eingegliederten polnischen Gebieten zu stärken und ihm allmählich auch ein zahlenmäßiges Übergewicht über die bodenständige Bevölkerung zu verschaffen, wurde die deutsche Volksliste geschaffen. Der Warthegau wurde zu einem Hauptaufnahmegebiet für volksdeutsche Umsied-

³¹ Siehe Joachim Rogall, *Die Deutschen im Posener Land und in Mittelpolen*, München 1993, S. 162.

³² Alfred Bohmann, *Menschen und Grenzen*, Bd. 1: *Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im polnischen Staats- und Verwaltungsbereich*, Köln 1969, S. 53–57.

³³ Für 1910 liegen keine getrennten Zahlen für Jarotschin vor.

³⁴ Bohmann, S. 56 f.

³⁵ Ausführlicher dazu: Rogall, a. a. O., S. 128 ff.; Bohmann, a. a. O., S. 34–108; Walter Kuhn, *Das Deutschtum in Polen und sein Schicksal in Kriegs- und Nachkriegszeit*, in: *Osteuropa-Handbuch Polen*, a. a. O., S. 138–164; siehe auch: *Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet 1930–1939. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern*. 2 Bde. Hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, München, u. d. Generaldirektion d. polnischen Staatsarchive, Warschau, v. Rudolf Jaworski u. a., München 1997. Vgl. auch abgesehen von der bei Rogall (*Die Deutschen im Posener Land*) bibliographierten Literatur neuerdings: Przemysław Hauser, *Die deutsche Minderheit in Polen 1918–1939 und der Stand der Historiographie*, und Mathias Niendorf, *Die deutsche Minderheit in Polen zwischen 1918–1945*, beide in: Hans van der Meulen (Hrsg.), *Anerkannt als Minderheit. Vergangenheit und Zukunft der Deutschen in Polen*, Baden-Baden 1994, S. 21–37 und S. 39–52; Beiträge von Przemysław Hauser, Restytut Staniewicz und Bogdan Koszel in: Sakson, a. a. O.

³⁶ Siehe dazu auch ausführlicher: Dariusz Matelski, *Ludność niemiecka w Kraju Warty (1939–1945)* (*Deutsche Bevölkerung im Wartheland, 1939–1945*), in: Sakson, a. a. O., S. 105–127.

ler aus den verschiedenen ost- und südosteuropäischen Landschaften.³⁷ So begann hier die planmäßige Politik der Vertreibung und Umsiedlung von Deutschen mit der Aufrichtung der nationalsozialistischen Herrschaft in Polen, nicht erst mit ihrem Zusammenbruch. Der NS-Politik in Polen lag ein bevölkerungsstrategischer Plan zugrunde, der in den entsprechenden Dokumenten jener Jahre als „Generalplan Ost“ oder „Generalsiedlungsplan“ bezeichnet wurde. Es ging um nichts Geringeres als um die Verschiebung der deutschen Volkstumsgrenze um tausend Kilometer nach Osten mittels „germanischer“ Neusiedlung. Die im Reichssicherheitshauptamt entwickelten Pläne sahen die Aussiedlung von 31 Millionen „rassisch unerwünschten“ Bewohnern aus Polen, der Westukraine und Westweißrußland nach Westsibirien und im Laufe von dreißig Jahren großräumige Kolonisierung durch ein bis zwei Millionen deutsche Familien vor.³⁸ Im NS-Siedlungsplan für das Posener Gebiet und Pomerellen, ausgearbeitet im August 1939, war auch für den Kreis Jarotschin die „Zielstruktur“ bzw. eine „Strukturordnung“ mit Zahlen bis hinter das Komma genau vorgegeben.³⁹ Dabei kam auch den einheimischen Deutschen, die sich von Anfang an gegenüber der von Reichsdeutschen beherrschten Verwaltung benachteiligt fühlten, die Funktion von Rädchen in einer unübersichtlichen und gigantischen NS-Maschinerie zu – und wenn es die Mitgliedschaft in der Reiter-SS oder die Einsetzung als Wirtschaftsführer in einem „Ostland“-Gut bedeutete, wie auch *Joachim Küttner* in seinem Lebenslauf schrieb.

Die Bevölkerungsumschichtung im „Warthegau“⁴⁰ vollzog sich in der Weise, daß vom 1. April 1941 bis zum 31. Dezember 1943 etwa 280 000 Polen innerhalb des Landes umgesiedelt, rund 180 000 in das Reich verschickt und zu den bereits bis 1941 internierten 170 000 Juden weitere 210 000 dazukamen. Diese 380 000 Juden sowie etwa 10 500 Polen wurden ermordet. Insgesamt dürfte das Wartheland zwischen 1939 und 1945 durch Ermordung, Umsiedlung oder Deportation etwa 390 000 polnische und 380 000 jüdische Einwohner, d. h. ein Sechstel der Bevölkerung von 1939, verloren haben. Das Verhältnis zwischen der polnischen und der deutschen Bevölkerung des „Warthegaus“ verschob

³⁷ Siehe Kuhn, a. a. O., S. 154–156.

³⁸ Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan. Hrsg. v. Czesław Madajczyk unter Mitarbeit von Stanisław Biernacki u. a., München u. a. 1994; Wolfgang Benz, Der Generalplan Ost. Zur Germanisierungspolitik des NS-Regimes in den besetzten Ostgebieten 1939–1945, in: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, a. a. O., S. 45–57.

³⁹ Ebenda, S. 325–358 (Anlage 1).

⁴⁰ Siehe auch neuere polnische Beiträge: Stanisław Nawrocki, *Wysiedlanie Polaków z Kraju Warty w latach 1939–1945* (Aussiedlung der Polen aus dem Wartheland in den Jahren 1939–1945), und Dariusz Matelski, *Polityka germanizacji Kraju Warty (1939–1944)* (Politik der Germanisierung des Warthelandes, 1939–1944), beide in: *Utracona ojczyzna. Przymusowe wysiedlania, deportacje i przesiedlenia jako wspólne doświadczenie* (Verlorenes Vaterland. Zwangsaussiedlungen, Deportationen und Umsiedlungen als gemeinsame Erfahrungen). Praca zbior. pod red. Huberta Orłowskiego i Andrzeja Saksona, Poznań 1996, S. 119–127 bzw. S. 129–142.

sich von 13:1 (August 1939) auf etwa 4:1 (Januar 1944), während die jüdische Bevölkerung durch Vernichtung fast völlig verschwand.⁴¹

Als seit Sommer 1944 die Rote Armee immer näher an die eingegliederten Ostgebiete Warthegau und Danzig-Westpreußen heranrückte, wurden von den NS-Behörden jegliche Räumungsmaßnahmen unter Strafandrohung verhindert. Auf Ersuchen des Wehrkreises ließ Gauleiter Greiser aber für den Reichsgau Wartheland einen Evakuierungsplan ausarbeiten, ohne jedoch beim bedrohlichen Herannahen der Front rechtzeitig konkrete Evakuierungsmaßnahmen ergriffen zu haben.⁴² Noch am 12. Januar 1945 verbreiteten die NS-Behörden Duschhalteparolen. Dazu heißt es in der „Dokumentation der Vertreibung“: „Die Befehlsgewalt der Partei in allen Räumungsangelegenheiten hatte im ganzen zweifellos nachteilige Folgen . . . Der Zwangscharakter, den die Räumung infolge der Anordnungen der Partei erhielt, bezog sich nur auf die von den Gau- und Kreisleitern angeordneten Räumungstermine, nicht auf die Flucht als solche. Nicht darin lag die Unverantwortlichkeit der parteiamtlichen Maßnahmen, daß Räumungsbefehle gegeben wurden, sondern daß dies infolge des Unvermögens der Parteibehörden, sich die wirkliche Lage einzugestehen, meist zu spät erfolgte und damit der Aufbruch zur Flucht eine Verzögerung erlitt, die ein rechtzeitiges Entkommen für Teile der ostdeutschen Bevölkerung unmöglich machte.“⁴³ Am 18. Januar standen die sowjetischen Truppen schon bei Lods, und erst am 20. Januar 1945 erfolgte der offizielle Räumungsbefehl Greisers,⁴⁴ der *Küttner* die lange vorbereitete Flucht vom Hofe ermöglichte. Da er aber rasch von der sowjetischen Front überrollt wurde, befand er sich unversehens in von Deutschen befreitem und wieder der polnischen Verwaltung übergebenem polnischen Staatsgebiet. Küttners polnische Biographie baut sich allmählich auf.

Um die Furcht des Volksdeutschen Küttner vor Entdeckung unmittelbar nach der Beendigung der Kampfhandlungen in seinem Heimatgebiet und in den folgenden Jahren in seiner polnischen Umgebung nachvollziehen zu können, muß man zum einen auf die nationalsozialistische Herrschaft im „Warthegau“, zum anderen auf die nach der Befreiung eingetretene Situation für Volksdeutsche in Polen hinweisen. Noch während des Krieges waren von polnischer Seite die gesetzlichen Grundlagen zur Verfolgung und Bestrafung der Deutschen in Polen gelegt worden. Das Lubliner Komitee, die nach der Befreiung des ersten polnischen Ortes (Chełm) westlich der von Hitler und Stalin 1939 gezogenen deutsch-sowjetischen Interessengrenze auf polnischem Boden

⁴¹ Hans Roos, Polen in der Besatzungszeit, in: Werner Markert (Hrsg.), Osteuropa-Handbuch Polen, Köln-Graz 1959, S. 167–193, hier S. 181; siehe auch Martin Broszat, Nationalsozialistische Polenpolitik 1939 bis 1945, Stuttgart 1961.

⁴² Ausführlich dazu: Joachim Rogall (Bearb.), Die Räumung des „Reichsgaus Wartheland“ vom 16. bis 26. Januar 1945 im Spiegel amtlicher Berichte, Sigmaringen 1993.

⁴³ Dokumentation der Vertreibung . . . Bd. I/1: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bonn 1953, S. 25E.

⁴⁴ Siehe Rogall, Die Deutschen im Posener Land, S. 170 ff.;

agierende polnische Staatsautorität, erließ am 31. August 1944 ein Dekret über die „Strafzumessung der faschistisch-hitleristischen Verbrecher, die der Tötung und Mißhandlung von Zivilpersonen und von Kriegsgefangenen schuldig sind, sowie für Verräter des polnischen Volkes“.⁴⁵ Das letztere bezog sich auf die Volksdeutschen, wobei der Begriff des „Verrats“ aber nicht genau definiert wurde. Diese Dehnbarkeit begünstigte in der Folge Willkürakte und politische Kollektivbestrafung. Im Falle Küttner kam allein schon die Zugehörigkeit zur Reiter-SS erschwerend hinzu.⁴⁶

Als Strafen konnten Tod oder Gefängnis, Verlust der Bürgerrechte und Vermögenseinziehung verhängt werden. Die Verfahren wurden durch Sondergerichte verhandelt, von denen ohne schriftliche Begründung Anklage erhoben werden konnte und gegen deren Urteile keine Rechtsmittel zulässig waren. Speziell zur Bestrafung der Volksdeutschen – wie Küttner –, die bis 1939 polnische Staatsangehörige waren, sich während des Krieges zur deutschen Nationalität bekannt und dadurch materielle und rechtliche Vorteile gehabt hatten, war ein Dekret über „Sicherungsmaßnahmen gegen Volksverräter“⁴⁷ gedacht, das am 4. November 1944 für die zu diesem Zeitpunkt bereits zurückeroberten Gebiete des Generalgouvernements und der Wojewodschaft Białystok erlassen worden war. Es verfügte neben der mit Zwangsarbeit verbundenen Internierung aller „Volksverräter“ auch Vermögenseinzug und Verlust der bürgerlichen und politischen Rechte einschließlich elterlicher und vormundschaftlicher Rechte. In der Praxis wurde das Dekret auf alle Deutsche angewandt, gleich ob sie erst im Krieg die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen oder sie schon vor 1939 besessen hatten.⁴⁸

Die Strafverfolgung lag im Ermessen der Polizei- und Milizorgane, die zur Festnahme eines jeden Tatverdächtigen verpflichtet waren. Sie führten auch die Verhöre und leiteten die Anzeigen an Sondergerichte weiter. Für die Flucht aus den Internierungslagern, das Beiseiteschaffen von Vermögenswerten oder die Beihilfe zu solchen Handlungen sowie für jegliche Hilfeleistungen zugunsten der vom Dekret Betroffenen drohten Todesstrafe oder lebenslängliche Haft.

Da im übrigen Polen die Zahl der betroffenen Deutschen sehr viel höher war, wurde anstelle des Dekrets vom 4. November 1944 für das übrige Staatsgebiet – also einschließlich des „Warthelandes“ – am 28. Februar 1945 ein Gesetz über den „Ausschluß feindlicher Elemente aus der polnischen Volksgemeinschaft“ erlassen.⁴⁹ Es bezog sich auf die Einstufungen in die „Deutsche Volksliste“ während der deutschen Besatzung. Das Dekret sah eine Überprüfung der Loyalität der in der Volksliste eingetragenen Personen vor, bei deren

⁴⁵ Wortlaut in: Dokumentation der Vertreibung ..., Bd. I/ 3: Polnische Gesetze und Verordnungen 1944–1955, Bonn 1960, S. 8f.

⁴⁶ Vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg war die SS (mit allen Unterorganisationen außer der Reiter-SS) zur verbrecherischen Organisation erklärt worden.

⁴⁷ Wortlaut in: Dokumentation, Bd. I/3, S. 17f.

⁴⁸ Rogall, Die Deutschen im Posener Land, S. 174ff.

⁴⁹ Wortlaut in: Dokumentation, Bd. I/3, S. 34–39.

negativen Ausgang dieselben Maßnahmen wie bei dem Dekret vom November 1944 verhängt wurden.

Die praktische Durchführung der nach 1944 erlassenen Dekrete und Gesetze⁵⁰ bedeutete für die Deutschen in Polen sofortige Rechtlosigkeit, Besitzverlust und die Internierung in einem Lager bzw. Zwangsarbeit, über die schon die „Dokumentation der Vertreibung“ und in den darauffolgenden Jahrzehnten zahlreiche Erinnerungsberichte zumeist redlich und erschütternd Auskunft geben.⁵¹ In den Lagern herrschten meist sehr schlechte Bedingungen, Zehntausende, vor allem Alte, Kranke und Kinder starben dort an Hunger, Mißhandlungen, Seuchen und fehlender ärztlicher Behandlung. Deutsche Kinder unter 13 Jahren wurden von ihren Eltern getrennt und in Kinderheime verbracht.⁵²

Ein Dekret vom 13. September 1946 „Über den Ausschluß von Personen deutscher Nationalität aus der polnischen Volksgemeinschaft“⁵³ entzog allen Personen, die nach vollendetem 18. Lebensjahr „ihre deutsche nationale Besonderheit bekundet haben“, die polnische Staatsbürgerschaft. Nach diesem Dekret waren die bisher des Volksverrats Beschuldigten von weiterer Strafverfolgung auszunehmen und statt dessen auszusiedeln. Art. 9 des Dekrets bestimmte jedoch, daß auszusiedelnde Personen bei begründetem Fluchtverdacht vorläufig festgenommen werden konnten. In der Praxis konnte der größte Teil der Volksdeutschen erst unmittelbar mit der Ausweisung aus Polen die Internierungs- und Arbeitslager verlassen.⁵⁴

Die 1944 eingeleitete Entwicklung fand erst 1950/51 durch eine Reihe von Amnestieerlassen ihren formalen Abschluß.⁵⁵ Dazu gehörte das „Gesetz vom

⁵⁰ Ausführlich dazu: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I/1, S. 123E-135E, und die in Bd. I/3 dokumentierten Gesetze und Verordnungen.

⁵¹ Zuletzt noch: Emma Kirstein, „Aus schwerer Zeit“. Tagebuch – Ostpreußen 1945, Bonn 1995. Eine Vorstellung von dem damaligen „Zeitgeist“ vermittelt eine Passage in dem Rundbrief des ersten Bevollmächtigten im Masurischen Kreis (Wojewodschaft Allenstein), Oberst Dr. Jakub Prawin, später Chef der Polnischen Militärmission in Berlin, vom 11. September 1945 über die Aussiedlung der Deutschen. Darin werden die Starosten angehalten, zur Realisierung des Ziels der Abwanderung der Deutschen „mögen sie . . . durch Realisierung der Rechte der Revanche und der Normen, die zur Zeit der deutschen Okkupation gegenüber den Polen angewendet wurden, Bedingungen schaffen, aufgrund deren die Ausreise aus den Gebieten des Kreises für sie eine Wohltat darstellt.“ (Warmia-cy i Mazury w PRL. Wybór dokumentów. Rok 1945, przygotował do druku Tadeusz Baryła (Ermländer und Masuren in der VRP. Auswahl von Dokumenten. Das Jahr 1945, für den Druck vorbereitet von T.B.), Olsztyn 1994, Dok. 54, S. 83 f.)

⁵² Dazu weiter Rogall, a. a. O., S. 176: „Auch in diesen gab es eine hohe Sterblichkeit. Für ihre spätere ‚Repatriierung‘ wurden nach einer Verordnung vom 12. 10. 1947 spezielle Kreiskommissionen eingesetzt. Kinder, die ‚ein ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Volksgruppe zeigten‘ oder ‚derart im Hitlergeist verwurzelt sind, daß ihr ferneres Verbleiben in Polen lästig wäre‘, wurden ausgewiesen. Die übrigen sollten in Polen zurückgehalten und polonisiert werden.“

⁵³ Wortlaut in: Dokumente, Bd. I/3, S. 293–296.

⁵⁴ Rogall, S. 178.

⁵⁵ Zu der Forschungslage bzgl. der sog. Vertreibungsverluste siehe: Wolfgang Benz, Fremde in der Heimat: Flucht – Vertreibung – Integration, in: Deutsche im Ausland –

20. Juli 1950 über die Aufhebung der Sanktionen und Beschränkungen gegenüber Staatsbürgern, die ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität erklärt hatten“,⁵⁶ das Erlöschen des Ausweisungsdekrets vom 13. September 1946 am 31. Dezember 1950⁵⁷ und ein Gesetz „über die polnische Staatsbürgerschaft“ vom 8. Januar 1951.⁵⁸

Neben den staatlichen Maßnahmen und privaten Vergeltungsaktionen, die aufgrund des eigenen Leids während der Besatzungszeit stattgefunden haben,⁵⁹ standen gleichzeitig Beispiele polnischen Mitleids und polnischer Hilfeleistungen für verfolgte Deutsche.⁶⁰ Beides schlägt sich in der „Dokumentation der Vertreibung“ eindrucksvoll nieder.⁶¹ Ohne die Hilfe seiner früheren polnischen Arbeiter und Nachbarn hätte Joachim Küttner nicht seine polnische „Karriere“ aufbauen können, wie er selbst in seinen vorliegenden Erinnerungen ausdrücklich bestätigt.

Das zweite Hauptthema, das in dieser Edition angesprochen ist, „die deutschen Kriegsgefangenen in Polen“, ist sehr viel weniger bearbeitet als der Vertreibungskomplex. Man ist bis heute auf den grundlegenden Band von Otto Böss⁶² in der 22 Bände umfassenden, von Manfred Hellmann ausführlich beschriebenen⁶³ Schriftenreihe „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges“ aus dem Jahre 1974 angewiesen und kann grundsätzlich nur wiederholen, was er für den Forschungsstand Anfang der siebziger Jahre beschrieb.⁶⁴ Vor allem auch der Aspekt, der in Gebhardts Erinnerungen im Mittelpunkt steht, der Beginn einer ideologisch bedingten Zusammenarbeit

Fremde in Deutschland, hrsg. v. Klaus J. Bade, München 1993, S. 374–386; Rüdiger Overmans, Personelle Verluste der deutschen Bevölkerung durch Flucht und Vertreibung, in: *Dzieje Najnowsze*, 26 (1994), 2, S. 51–65.

⁵⁶ Wortlaut in: *Dokumente*, Bd. I/3, S. 494.

⁵⁷ Ebenda, S. VII.

⁵⁸ Wortlaut in: Ebenda, S. 497–500.

⁵⁹ Siehe dazu den Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974 an den Bundesminister des Innern über die Vertreibungsverbrechensdokumentation, den die Kulturstiftung der Vertriebenen 1989 – eingebettet in bislang unpublizierte ausgewählte Erlebnisberichte und in eine Auswahlbibliographie – veröffentlichte: *Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948*. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974. Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte, Bonn 1989.

⁶⁰ Vgl. auch Edmund Dmitrów, *Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków. Pojęcia i opinie z lat 1945–48*, Warszawa 1987.

⁶¹ *Dokumentation der Vertreibung*, Bd. I/1 und Bd. I/2.

⁶² Otto Böss, *Die deutschen Kriegsgefangenen in Polen und der Tschechoslowakei*, Bielefeld 1974 (*Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges*, Bd. IX).

⁶³ Manfred Hellmann, *Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkriegs in Osteuropa*. Bemerkungen zu einer deutschen Dokumentation, in: *Osteuropa*, 27 (1977), 5, S. 413–426.

⁶⁴ Siehe Albrecht Lehmann, *Die Kriegsgefangenen*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B7–8/95, 10.2. 1995, S. 13–19, der die unbefriedigende Forschungslage bezüglich der deutschen Kriegsgefangenen in westlichem wie östlichem Gewahrsam konstatiert und die Kriegsgefangenschaft in polnischem und tschechoslowakischen Gewahrsam überhaupt nicht erwähnt.

von Deutschen und Polen in der Gründungsphase des zweiten deutschen Staates und die oktroyierte Solidarität der deutschen und polnischen Kommunisten bereits drei Jahre nach Beendigung einer psychisch und politisch noch völlig unverarbeiteten und beispiellosen deutsch-polnischen Konfrontation, harren noch der Bearbeitung. Einige dokumentarische Vorarbeit dazu hat Gebhardt selbst mit der Sichtung entsprechender SED-Akten in Berlin geleistet, auf die in dieser Edition an betreffenden Stellen Bezug genommen wird. Die bis 1989 in der DDR erschienenen Beiträge zu dem Thema „Deutsche Kriegsgefangene in Polen“ erfüllen den Anspruch der Wissenschaftlichkeit erwartungsgemäß nicht.⁶⁵ Der 1991 in den „Beiträgen zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ veröffentlichte Aufsatz von Rudolf Franz⁶⁶ wiederholt im wesentlichen die aus älteren DDR-Veröffentlichungen bekannten Informationen und Interpretationen und enthält keine neuen Erkenntnisse, zumal er noch ganz vom Geist und der Diktion des Marxismus-Leninismus geleitet wird.

Die Anfänge der Kriegsgefangenschaft von Deutschen in Polen sind von Böss eingehend beschrieben worden. Sie läßt sich an dem hier dokumentierten Einzelschicksal Gebhardts minutiös nachzeichnen. Deshalb scheint es nicht erforderlich, der seinerzeitigen Darstellung von Böss neue Akzente zu geben. Sie wird hier zum Zwecke der historisch-politischen Einbettung des individuellen Erlebnisses gekürzt übernommen.

Die Zahl der Kriegsgefangenen in Polen – wie auch in der ČSR – war im Vergleich zu der anderer Gewahrsamsmächte recht gering. „Höchstens 10 %“⁶⁷ der 700 000 bis 800 000 deutschen Kriegsgefangenen aus dem Kampfraum Polen-Ostdeutschland wurde nach Böss den Sowjets an Polen zur Arbeitsleistung übergeben. Da im Gegensatz zu den westlichen Gewahrsamsstaaten von Polen keinerlei offizielle Statistiken über Zahl und Art des Einsatzes deutscher Kriegsgefangener veröffentlicht wurden oder in anderer Form zugänglich waren, können alle Zahlen über das Kriegsgefangenenkontingent nur als Schätzwerte angegeben werden, ausgenommen die Angaben über die Belegstärken der einzelnen Kriegsgefangenenlager,⁶⁸ wie sie in den Berichten der Delegier-

⁶⁵ Die Veröffentlichungen sind allein unter ideologiekritischen Aspekten von Interesse, wie: Felix-Heinrich Gentzen, Die Umerziehung der Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und der DDR im Geiste freundschaftlicher Beziehungen zum neuen Polen (1945–1952), in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder, Bd. 13/1, Berlin 1969, S. 111–142; Christa Hübner, Zur politischen Arbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948/49), in: Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, 11, 1986, S. 36–42.

⁶⁶ Rudolf Franz, Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen in Polen 1948/49, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 3, 1991, S. 404–411.

⁶⁷ Böss, S. 1.

⁶⁸ Über die für Deutsche eingerichteten bzw. von ihnen übernommenen polnischen Sammel-, Internierungs- und Arbeitslager für deutsche Zivilbevölkerung, Zivilgefangene- bzw. internierte berichtete bereits die „Dokumentation der Vertreibung“. Das Arbeitslager Lamsdorf (Lambinowice) in Oberschlesien – bis 1945 Kriegsgefangenenlager –, dessen erste polnische Beschreibung in Polen Aufsehen erregte (Edmund Nowak, Cień

ten des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) zu finden sind. So variieren auch die bei Böss angegebenen Zahlen. Allein aus dem Sammellager Sagan sollen ca. 52 000 Kriegsgefangene ins oberschlesische Industriegebiet verschickt worden sein.⁶⁹ Schwierigkeiten bereitet die Einordnung der deutschen Straf- und Untersuchungsgefangenen in polnischen Gefängnissen, deren Zahl im Herbst 1949 noch auf mindestens 8 000 geschätzt wurde und unter denen sich auch einige Tausend Kriegsgefangene befanden. Von der amerikanischen und britischen Militärregierung waren in den Jahren 1946 und 1947 ca. 7 500 Deutsche an die polnischen Behörden ausgeliefert worden, da sie unter dem Verdacht standen, Verbrechen in Polen bzw. an polnischen Bürgern verübt zu haben.⁷⁰ Eine offizielle Erklärung der polnischen Regierung vom Dezember 1946 gab die Gesamtzahl der deutschen Kriegsgefangenen in Polen mit ca. 40 000 Mann an, wovon ca. 30 000 im oberschlesischen Steinkohlenbergbau eingesetzt gewesen seien.⁷¹ In diesem Zusammenhang wurde die Bezeichnung „Kriegsgefangenenlager“ von Polen jedoch offiziell gemieden. Die offizielle polnische Bezeichnung hieß „Obóz pracy“ (Arbeitslager). Damit sollte ausgedrückt werden, daß Polen keine Kriegsgefangenen, sondern nur Arbeitskräfte zur Wiedergutmachung habe. Dennoch wurde im Briefverkehr mit der Heimat neben dem üblichen Zensurstempel der Aufdruck „Correspondence des prisonniers de guerre“ (Kriegsgefangenenpost) benutzt.

Die mit vielen Mängeln behaftete Quellenlage zum Schicksal deutscher Kriegsgefangener in Polen führt Böss nicht zuletzt auf zwei Umstände zurück: die relativ geringe Kriegsgefangenenzahl und das Fehlen jeglicher Angaben aus Polen selbst.⁷² Bis auf ganz wenige Ausnahmen wurde der Einsatz deutscher Kriegsgefangener in Arbeitslagern in polnischen Darstellungen bis heute nicht erwähnt.⁷³

Łambinowic. Próba rekonstrukcji dziejów Obozu Pracy w Łambinowicach 1945–1946/Der Schatten von Lamsdorf. Rekonstruktionsversuch der Geschichte des Arbeitslagers Lamsdorf 1945–1946/, Opole 1991; zuletzt: ders., Das Arbeitslager Lamsdorf 1945–1946 im Licht des wiedergefundenen Lagerregisters, in: *Inter finitimos. Wissenschaftlicher Informationsdienst deutsch-polnische Beziehungen*, Nr. 7, 1995, S. 20–23), die Internierungslager Zgoda bei Schwientochlowitz (Helga Hirsch, Die Rache des Kommandanten, in: *Die Zeit*, Nr. 49, 2. 12. 1994, S. 20–23; Gerhard Gruschka, Zgoda – ein Ort des Schreckens: als Vierzehnjähriger in einem polnischen Nachkriegskonzentrationslager, Neuried 1996) und Jaworzno bei Myslowitz, das Lager Potulitz bei Bromberg (Hugo Rasmus, Schattenjahre in Potulitz 1945. Schicksal in polnischen Internierungslagern, Münster/Westf. 1995), das Lager Sikawa bei Lods, um nur einige zu nennen, erhielten traurige Berühmtheit. Siehe auch Edmund Nowak, *Z archiwum obozu pracy w Łambinowicach (1945–1946)*, in: *Zeszyty Historyczne*, Nr. 107, Paryż 1994, S. 23–30; dtsh: Aus dem Archiv des Arbeitslagers in Lamsdorf (1945–1946), in: *Forum für Kultur und Politik*, 10, 1994, S. 50–56.

⁶⁹ Böss, S. 19.

⁷⁰ Böss, S. 20 und S. 40.

⁷¹ Böss, S. 114.

⁷² Böss, S. 1–3.

⁷³ Eine Ausnahme zuletzt: Jerzy Kochanowski, *Niemcy w polskiej niewoli (Deutsche in polnischer Gefangenschaft)*, in: *Rzeczpospolita*, 11.–12. 5. 1996, S. I und V.

Zu dem erstgenannten Aspekt führt Böss aus, „daß größere individuelle Gefangenschaftsberichte, die einen längeren Zeitraum oder einen bestimmten Arbeitseinsatz eingehender beschreiben (und auch in der Zeit der Gefangenhaltung aufgezeichnet wurden), praktisch gänzlich fehlen.“ Das führt Böss auch darauf zurück, daß es sich bei den deutschen Kriegsgefangenen in Polen zu einem höheren Prozentsatz um Mannschaften und untere Dienstgrade als in Lagern anderer Gewahrsamsmächte gehandelt habe. „Schon der im Durchschnitt niedrigere Bildungsstand hat weit weniger detaillierte Aufzeichnungen entstehen lassen.“ Dazu kam die „geringere Entfernung vom Heimatort, die relativ frühe Möglichkeit eines regelmäßigen Briefverkehrs mit den Angehörigen und schließlich die selten völlig erloschene Hoffnung auf eine baldige Entlassung.“⁷⁴

Den Hintergrund für Gebhardts Gefangennahme bildeten die auf Prag gerichtete Offensive der 1. Ukrainischen Front vom Norden her, der Vorstoß der 4. Ukrainischen Front aus Schlesien durch Böhmen und Mähren und der südlich davon angreifenden 2. Ukrainischen Front, die zwischen dem 6. und 11. Mai 1945 zur Besetzung des gesamten böhmisch-mährischen Raumes und am 9. Mai zur Einnahme von Prag führten. Während dieser Offensive wurde die Heeresgruppe Mitte zerschlagen und nahezu 1 Million deutscher Soldaten gefangen genommen. An diesen Operationen beteiligten sich auch die 2. Polnische Armee und das 1. Tschechoslowakische Korps.⁷⁵ Währenddessen hatte die 3. US-Armee, von der tschechischen Bevölkerung freudig begrüßt und von den zwischen den Fronten versprengten deutschen Truppenteilen als Gewahrsamsmacht herbeigewünscht, Pilsen und Teile Westböhmens besetzt.

Was in dem Bericht von Gebhardt auch zum Ausdruck kommt, war das im Gegensatz zu den Geschehnissen im Westen verwirrende Bild ineinandergreifender Gewalten in dem Raum, der von der Sowjetischen Armee befreit und besetzt worden war. Über viele Monate hinweg herrschte hier eine starke Fluktuation der Kriegsgefangenen, bestanden große Sammellager, wurden andere Lager aufgelöst, zusammengelegt, neu geschaffen, zum Teil dem Gewahrsam der polnischen (oder tschechischen) Regierung übergeben oder wurden diesen durch die sowjetische Militärverwaltung andere Lager wieder entzogen. „Hunderttausende deutscher Kriegsgefangener befanden sich monatelang anscheinend planlos auf dem Marsch.“⁷⁶ Manfred Gebhardt war einer von ihnen.

Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht gab es eine Reihe sowjetischer Sammellager, in denen deutsche Kriegsgefangene von der Roten Armee den polnischen Behörden zur Arbeitsleistung in Polen überlassen wurden. Zu diesen sogenannten „Übergabelagern“ zählten vor allem die schlesischen Sammellager Christianstadt (Krzystkowice), Neuhammer (Świętoszów), Lauban (Lubań) und Sagan (Żagań) sowie das sächsische Sammellager Zittau. Auch Hoyerswerda, Forst, Breslau (Wrocław), Oppeln (Opole), Schneidemühl

⁷⁴ Böss, S. 3.

⁷⁵ Ebenda, S. 9.

⁷⁶ Ebenda, S. 10.

(Piła), Posen (Poznań), Danzig (Gdańsk), Bromberg (Bydgoszcz) und andere werden als Ursprungslager für Kriegsgefangene in Polen erwähnt. Sagan gilt jedoch für die meisten Kriegsgefangenen als „Abfahrtsbahnhof“. Die Kriegsgefangenen kamen überwiegend aus den Kampfräumen Berlin und Halbe, aus der Lausitz und der CSR sowie aus Polen selbst. In einigen der Sammellager wurden Soldaten und Zivilisten gefangengehalten. Dies war später auch teilweise in den polnischen Arbeitslagern der Fall.

Unter den Deutschen befanden sich etwa 1000–1500 Österreicher und etwa 150 Ungarn, ferner kleinere Gruppen von Holländern, Flamen, Dänen und Tschechen, die im Verband der deutschen Wehrmacht gekämpft hatten.⁷⁷

Nach der Übergabe an Polen wurden die Kriegsgefangenen vorwiegend ins oberschlesische Kohlenrevier transportiert. Ein kleiner Teil wurde beim Wiederaufbau Warschaus eingesetzt. Über beides berichtet Gebhardt.

In Warschau ist dann auch erstmals die „Antifa“ auf polnischem Gebiet in Aktion getreten, offiziell als „Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen“ bezeichnet und mit dem Auftrag der politischen Schulung, d.h. mit der ideologischen Umerziehung der ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, beauftragt. Im Gegensatz zu anderen östlichen Gewahrsamsländern hatte die „Antifa“ in Polen eine weit geringere Bedeutung, wie aus dem Befund der Schriftenreihe „Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges“ hervorgeht.⁷⁸ Sie trat auch erst im Frühjahr/Sommer 1948 in Aktion, und zwar durch die Bildung eines „Antifa“-Komitees der deutschen Kriegsgefangenen in Warschau.

Die Voraussetzung für die politische Arbeit der SED unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen bildete eine entsprechende Vereinbarung mit der Polnischen Arbeiterpartei (PPR, seit Dezember 1948: Polnische Vereinigte Arbeiterpartei/PZPR), die wegen des problematischen Verhältnisses zwischen SED und PPR in den Jahren 1946/47 – nicht zuletzt wegen des Oder-Neiße-Grenzproblems – erst nach dem II. Parteitag der SED (21.–25. September 1947) getroffen wurde.⁷⁹ Am 13. Oktober 1948 reiste eine erste Delegation des Parteivorstands der SED unter Leitung von Walter Ulbricht zu einem siebentägigen Besuch nach Polen.⁸⁰ Über ihren Besuch erfuhr man erst nach ihrer

⁷⁷ Ebenda, S. 15 ff.

⁷⁸ Siehe die Literaturhinweise bei Böss, a. a. O., S. 97.

⁷⁹ In den Untergliederungen der SED war nach dem Schwenk der SED-Führung zugunsten der endgültigen Anerkennung der gegenwärtigen deutsch-polnischen Demarkationslinie als deutsche Ostgrenze noch Überzeugungsarbeit zu leisten. Otto Winzer, Mitglied des Parteivorstands (PV), berichtete in der 13. Tagung des PV (15./16. 9. 1948) daß eine „Funktionär-Versammlung ziemlich geschlossen hochging“, als eine Genossin die Antastung der Oder-Neiße-Grenze als Antastung des Friedens bezeichnete; siehe: Entscheidungen der SED. Aus den Stenographischen Niederschriften der 10. bis 15. Tagung des Parteivorstandes der SED, hrsg. v. Thomas Friedrich u. a., Berlin 1995, S. 354.

⁸⁰ Siehe den gekürzt abgedruckten „Bericht über die Reise nach Polen“, in: Ebenda, S. 441 f.; siehe auch: Christa Hübner, Zur politischen Arbeit unter den deutschen Kriegs-

Rückkehr. Das „Neue Deutschland“ hatte die Reise weder angekündigt noch über ihren Verlauf und ihr Ergebnis berichtet.⁸¹

Zur Arbeit der „Selbstorganisation der deutschen Kriegsgefangenen“ weiß Gebhardt in seinem Bericht ausführlich zu berichten, insbesondere auch über die Kriegsgefangenenzeitung „Die Brücke“, von der Böss seinerzeit „kein einziges Exemplar zur Verfügung stand“, ⁸² von der Gebhardt aber mit einer Ausnahme alle Ausgaben besitzt.

Auf zwei problematische Aspekte der Aktivitäten der „Antifa“ weist Böss hin, ohne aufgrund der ihm vorliegenden Gefangenenberichte zu einem endgültigen Urteil zu kommen. Dies betrifft zum einen die Einstellung der „Antifa“ gegenüber der Tätigkeit des IKRK⁸³ und zum anderen den Einfluß der „Antifa“ auf die Prozedur der Entlassung von Kriegsgefangenen.⁸⁴ Der SED-Beauftragte für die deutschen Kriegsgefangenen in Polen, Karl Wloch, hielt in einem Bericht vom 10. September 1949 fest,⁸⁵ was auch Gebhardt in seinen Erinnerungen bestätigt: „Die ‚Umerzogenen‘ fuhren in der Regel früher nach Hause als die ‚Unbelehrbaren‘“. ⁸⁶ Die ausführlichen Antworten der Redaktion der „Brücke“ auf entsprechende Anfragen und Vorwürfe von Kriegsgefangenen weisen darauf hin, daß es große Unruhe unter den Kriegsgefangenen wegen des Verdachts politisch-ideologisch bedingter Einwirkungen auf die Entlassung von seiten der „Antifa“ gab. Da nunmehr deren „offizielles“ Organ, „Die Brücke“, so gut wie vollständig zur Auswertung zur Verfügung steht, und die entsprechenden Akten im SED-Parteiarchiv ausgewertet werden können, läßt sich hier das Schließen einer Forschungslücke erhoffen.

Die Erinnerungen von Küttner und Gebhardt wurden in diesem Band vollständig abgedruckt. Lediglich rein waidmännische Betrachtungen bei Küttner wurden ausgelassen, die Auslassungen im Text < . . . > kenntlich gemacht. Abkürzungen wurden beibehalten, soweit sie allgemeinverständlich sind. Ungebräuchliche Abkürzungen wurden aufgelöst. Unterstreichungen und Sperrungen in den Texten wurden übernommen. Darüber hinaus wurden die in Gebhardts Bericht aufgenommenen Gedichte des Autors kursiv gesetzt. Die Kapitelüberschriften von Gebhardt wurden übernommen, in Küttners Text wurden sie ein-

gefangenen in Polen 1948/49, in: Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, H. 11, 1986, S. 36–42, hier S. 37f.

⁸¹ Siehe Frank Bontschek, Die Volksrepublik Polen und die DDR: Ihre Beziehungen und ihre Probleme, Köln 1975 (Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, 10/1975), S. 10. „Neues Deutschland“ (ND) veröffentlichte am 21.11. 1948 Ulbrichts Grundsatzartikel „Die Grundlagen der deutsch-polnischen Freundschaft“, in dem er auf die bisher unbekannt gebliebene Reise Bezug nahm.

⁸² Siehe Böss, S. 97.

⁸³ Beleg hierfür: „Internationales Rotes Kreuz dient der Hetze“, in: Die Brücke, Nr. 18, Ende Februar 1949, S. 2.

⁸⁴ Siehe Böss, S. 100.

⁸⁵ Bericht über die Arbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen, Berlin, den 10. September 1949, S. 14f. (Kopie im Privatarchiv Manfred Gebhardt).

⁸⁶ So Gebhardt im Kapitel „Die neue Sonne“ der Edition.

gezogen, um den Text leserfreundlich zu gestalten. Offensichtliche Schreib- und Interpunktionsfehler sowie die falsche Wiedergabe von Personen- und Ortsnamen wurden korrigiert. Zahlen wurden in der Schreibweise der Autoren geschrieben. Zusätzliche Absätze wurden zur besseren Lesbarkeit eingefügt.

Der Schwerpunkt des Kommentars liegt auf Angaben zu territorialen und lokalen Gegebenheiten und parallelen historisch-politischen Vorgängen, soweit sie nicht in der Einleitung Erwähnung fanden. Dokumente aus dem ehemaligen Parteiarchiv der SED, die von Gebhardt gesichtet wurden, werden auszugsweise für die Kommentierung genutzt.

Herausgeber und Bearbeiter danken der Witwe von Joachim Küttner, Frau Christine von Kröcher-Küttner, und Herrn Manfred Gebhardt für die Auskünfte, die sie für die Bearbeitung und Kommentierung der Erinnerungen bereitwillig erteilt haben, insbesondere aber auch dafür, daß sie Dokumente für die Illustrierung des Bandes zur Verfügung stellten.

Manfred Gebhardt
Kriegsgefangener 330. Fünf Jahre in Polen

Vorwort

Wie die Romanfigur Mark Niebuhr in Hermann Kants Roman „Der Aufenthalt“¹ war ich von 1945 bis 1949 als Kriegsgefangener in Polen. Ich war gerade achtzehn Jahre, als sich die Lagertore hinter mir schlossen, und dreiundzwanzig, als ich am Tag vor Weihnachten 1949 nach Hause kam.

Diese fünf Jahre in Polen waren die härtesten und zugleich die wichtigsten in meinem Leben. Ich möchte sie nicht noch einmal durchleben, und ich möchte sie doch in meinem Leben nicht missen. Die Jahre, die man gemeinhin die Jugend- und Reifejahre nennt, waren für mich in vieler Hinsicht prägende Jahre. Die Erkenntnisse und Erfahrungen, die ich in dieser Zeit gewann, habe ich mit dem Verlust einer unbeschwerten Jugend bezahlt. Eine gestohlene Jugend aber war es nicht.

Nur wenige, die dieses Schicksal teilten, sind heute noch am Leben, und bald werden auch die letzten ihr Wissen mit ins Grab nehmen. Um auch dieses Kapitel – vielleicht nur eine Marginalie – unserer gemeinsamen Geschichte mit dem polnischen Nachbarn festzuhalten, habe ich meine Erlebnisse und Erkenntnisse in der polnischen Kriegsgefangenschaft aufgeschrieben.

Ich habe es zunächst nur für mich getan, um schreibend über mein Leben nachzudenken und meinen politischen Weg bis an seinen Anfang zurückzuverfolgen. Und dieser Anfang liegt in einem Außenlager des KZ Auschwitz und in einer Baracke im Warschauer Ghetto.

Als Quellen dienten mir außer meinen Erinnerungen, die nach 50 Jahren nicht immer verlässlich sind, meine Notizen und Briefe aus den Gefangenenlagern, die meine Mutter bis zu ihrem Tod aufbewahrte, Gespräche mit Mitgefangenen, die Berichte des Beauftragten der SED für die politische Arbeit unter den Kriegsgefangenen in Polen und andere Dokumente aus dem ehemaligen Parteiarchiv der SED sowie die komplette Sammlung der „Brücke“, der Zeitschrift der deutschen Kriegsgefangenen in Polen.²

¹ Hermann Kant, *Der Aufenthalt*, 1. Aufl., Berlin (Ost) 1977, Neuaufl., Berlin 1994. Die polnische Führung intervenierte seinerzeit wegen der angeblich antipolnischen Tendenz in Kants Roman und verhinderte jahrelang die Aufführung des gleichnamigen Defa-Spielfilms in Polen.

² Mit Ausnahme der Ausgabe Nr. 6.

Frühling in Böhmen

Männer mit rot-weiß-blauen Armbinden,³ die mit alten deutschen Militärge-
wehren herumfuchtelten, holten uns am ersten Tag des Friedens von dem Last-
auto herunter, mit dem wir vor den Russen hatten fliehen wollen. Unser Ziel
war die Elbe bei Děčín, das damals noch Tetschen-Bodenbach hieß und wo
am anderen Ufer die Amerikaner standen, die uns als die Rettung erschienen.
Die Männer mit den Armbinden befahlen uns, am Chausseegraben niederzu-
knien. Wir hörten, wie sie hinter unserem Rücken die Gewehre entsicherten.

Das alles lief so schnell ab wie in einem überdrehten Film. Ich kam gar nicht
dazu zu begreifen, was um mich herum vorging. An der Front hatte ich nie dar-
über nachgedacht, wie es ist, wenn man stirbt, obwohl doch täglich und stünd-
lich um mich herum gestorben wurde. Auch jetzt überkam mich keine Furcht.
Ich fühlte nichts. Es war, als hätte ich das Ende nicht anders erwartet. Hinter
mir hörte ich wie durch einen Nebelvorhang jemanden sagen, wir sollten
noch einmal beten. Hatte er das wirklich gesagt, oder bildete ich mir das nur
ein? Ich dachte an mein Dorf am Harzrand und an meine Mutter, die an die-
sem Tag Geburtstag hatte.

Der Lärm eines Panzerwagens kam die Straße herauf. Ein Offizier in der
Uniform der Roten Armee sprang von seinem T 34 herunter, befahl uns aufzu-
stehen und dem Panzer zu folgen. Die Männer, die uns eben noch erschießen
wollten, hatten nach einem kurzen, uns unverständlichen Wortwechsel ihre
Gewehre geschultert und waren in entgegengesetzter Richtung davongetrotet.
Wir waren nun Gefangene der Russen. Das war nicht gerade das, was wir woll-
ten und wovon wir am Morgen noch geträumt hatten, aber es war immer noch
besser, als irgendwo in Böhmen am Straßenrand erschossen zu werden.

Wir liefen hinter dem T 34 her. Niemand sprach ein Wort. Der Schock der
letzten Stunde saß tief und verursachte ein ungutes Gefühl in der Magenge-
gend. Ich weiß nicht einmal, ob ich in diesem Augenblick froh war über mei-
ne Rettung, wo ich doch beinahe schon alles überstanden hatte. Und der An-
blick der Retter machte mich alles andere als glücklich. In jedem Dorf und an
jeder Weggabelung wurde unser Gefangenenzug größer; erst zehn, dann hun-
dert Mann, schließlich waren es so viele, daß ich Anfang und Ende des Zuges
nicht mehr übersehen konnte. Wie ein Fluß, der in seinem Lauf immer neue
Bäche aufnimmt, schwoll der Zug an. Die Maiensonne schien auf die Dörfer,
deren Namen mir nichts sagten. In den Gärten blühten die Bäume, Hunde
bellten, eine Amsel sang vom Mast, und aus den Fenstern hingen ausgebli-
chene rote Fahnen mit einem dunklen kreisrunden Fleck in der Mitte, wo
bis vor kurzem noch das Hakenkreuz gesessen hatte. Von Zeit zu Zeit schoß
ein Rotarmist eine MP-Salve in die Luft oder in eines der Fenster, aus denen
Gegenstände auf ‚seine‘ Gefangenen geworfen wurden. Manchmal schoß ei-

³ Die tschechoslowakische Trikolore.

ner auch nur aus Übermut und als persönlichen Salut für den endlich erungenen Sieg.

Im Gegensatz zu vielen in der Kolonne, die Rucksäcke und Tornister, Taschen und Beutel schleppten, hatte ich nichts zu tragen. Ich besaß nichts als die Sachen, die ich auf dem Leib trug und eine Feldflasche, die ich auf Anraten eines alten Obergefreiten mit Zucker gefüllt hatte. „Zucker“, hatte er mir gesagt, „ist Nervennahrung, damit überlebst du lange.“ Bei jeder Rast nahm ich einen kleinen Schluck aus der Flasche, dazu Wasser aus Bächen, Tümpeln und Pfützen, wo immer Wasser zu finden und aus den Händen zu schlürfen war.

Am Abend erreichten wir die Zuckerfabrik in Melnik,⁴ in deren Hof schon Tausende Gefangene lagerten und wo es für jeden ein Stück Brot gab. Die Nacht war kühl, aber erträglich und von den ringum aufgestellten Scheinwerfern hell erleuchtet. Ich zog meine Jacke über den Kopf, um den warmen Atem einzufangen und schlief ein. Der Tag, der beinahe mein letzter gewesen wäre, war nun mein erster als Kriegsgefangener.

Am nächsten Morgen mußten wir zeitig antreten. Und dann standen und warteten wir Stunde um Stunde. Vom Militär waren wir das Warten gewöhnt. „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens.“ Endlich geschah etwas. Ein kleiner untergesetzter russischer Offizier, der so viele Orden trug, daß Göring ihn darum beneidet hätte, stieg aus einem erbeuteten Horch-8-Zylinder. Er ging gemessenen Schrittes über den Hof und genoß den Anblick der Gefangenen. Dabei sah er uns im Vorübergehen mit Siegermiene an, so als habe er jeden der hier angetretenen Männer höchstpersönlich eingefangen. Ein Offizier kommandierte auf deutsch: „Stillgestanden!“ und verkündete den stolzen Satz: „Das ist der General, der über Euch gesiecht hat.“

Plötzlich erschien mir das Ganze wie eine Theaterposse, in der ich eine Chagenrolle spielte. Jetzt hätten wir eigentlich Lortzings Chor aus „Zar und Zimmermann“ anstimmen müssen: „Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschie-ien-en, dideldum, dideldum, dideldum. . .“ Doch alles blieb still. Die Soldaten und Offiziere in der Begleitung des Generals riefen ein dreifaches „Urah, urah, urah!“

Aber es klang längst nicht mehr so bedrohlich, wie es an der Front geklungen hatte, wenn sie mit aufgepflanztem Bajonett schreiend angestürmt kamen. Jetzt waren sie nur der Chor aus Lortzings Oper, und der kleine Mann in der Mitte war für einen Tag der Zar.

Nach dieser makabren Vorstellung marschierte der endlose Gefangenenzug weiter, drei Tage quer durch Böhmen. Manchmal gab es ein Stück Brot. Abends wurde in der Kolonne ein Pferd geschlachtet und über offenem Feuer gebraten. Doch ich bekam nur selten etwas ab, ich war zu unerfahren und meistens auch zu müde. Ich schlief ein, bevor Fetzen von dem Fleisch verteilt wurden.

⁴ In Melnik (tsch. Mělník, Mittelböhmischer Kreis), einer Stadt 35 km nördlich von Prag an der Mündung der Moldau in die Elbe, wurde später auch eines der größeren deutschen Kriegsgefangenenlager in der Tschechoslowakei eingerichtet (s. Böss, S. 204).

Eines Morgens erlebte ich nach dem Aufwachen eine Überraschung. Einige Männer hatten sich aus Stoffresten, die sie wer weiß woher ergattert hatten, Farben und Kokarden an die Uniformjacken genäht. Von den meisten wußte ich nicht einmal, was sie bedeuten sollten. Sie trugen gelb-rot, blau-weiß, rot-weiß-rot und rot-weiß-blau. Von Tag zu Tag wurden es mehr, die sich auf solche Art dekorierten. Sie waren nun keine Deutschen mehr, sondern Bayern oder Badenser, Schleswiger oder Schlesier. Das Deutsche Reich, das eben noch einen barbarischen Krieg geführt hatte, zerfiel vor meinen Augen in die Kleinstaaten, aus denen es erst 1871 entstanden war. Wer südlich von Dresden oder in der Lausitz zu Hause war, nähte sich eine tschechische Kokarde an die Brust. Besonders die Sudetenländer hatten nie „heim in Reich“ gewollt. Die Oberschlesier waren wieder Polen, ohne zu fragen, ob die sie überhaupt haben wollten. Die Saarländer optierten für Frankreich, was sie 1935 entschieden abgelehnt hatten. Und die Küstenbewohner wollten wieder zu Dänemark oder noch besser zu Schweden, wie zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Keiner wollte mehr Deutscher sein. Selbst der Nationalsozialistische Führungsoffizier (NSFO) unseres Bataillons, der im April noch drei Männer erschießen lassen wollte, weil man in ihrer Unterkunft bei Weißwasser⁵ Zivilklamotten gefunden hatte, war nie Deutscher gewesen. In der Tat war er Österreicher und gehörte somit zu den von Deutschland überfallenen Völkern, die den Krieg, wenn auch nicht direkt gewonnen, so doch auch nicht verloren hatten.

Ziemlich fassungslos sah ich diesem plötzlichen Wandel zu. Ich kam aus Mitteldeutschland, aus Mansfeld. Ich fühlte mich als Deutscher, als Preuße vielleicht noch, aber das war eher schlimmer. Es war offensichtlich. Ich, der mit sechzehn Jahren zur Heimatflak und mit achtzehn zur Wehrmacht gekommen war, ich hatte den Krieg verloren, ich war der Schuldige! „Ihr Deutschen“, sagte mein Offizier, „Ihr habt uns in die ganze Scheiße hineingeritten.“

Es hat lange gedauert, bis ich diesen Schock überwunden hatte, bis ich die Tatsache, daß ich offensichtlich all die Zeit in einer Art Fremdenlegion gedient hatte, unter lauter Ausländern, mit Humor sehen konnte. Im Sammellager Zittau, das wir nach drei Tagen erreichten und in dem wir erst einmal bleiben sollten, zeigte sich ohnehin, daß wir alle gleich waren. Die Russen fragten nicht nach Farben und Kokarden. Die verblichen langsam oder wurden schamhaft abgenommen.

Sommer in Zittau

Den Sommer 1945 verbrachten wir am Rande der sächsischen Kleinstadt Zittau, wo ehemalige Kasernen zu einem riesigen Gefangenenlager umfunktioniert worden waren.⁶ Wir sahen im Tal die Stadt, ohne etwas von ihrem Leben

⁵ Sorbisch: Bela Woda, Kreisstadt in der sächsischen Oberlausitz.

⁶ Böss (S.19): „In Zittau befanden sich die (zeitweise) 18000–20000 Gefangenen in früheren Wohn- und Werkstättenblocks der Luftwaffe.“ Zittau liegt an der Lausitzer

zu erfahren, und wir sahen den Straßen nach, die irgendwohin am Horizont in die Freiheit führten. Unser Leben wurde bestimmt von den Mahlzeiten, die ein ständiges Hungergefühl hinterließen, und von den wilden Gerüchten, die jedes Außenkommando mitbrachte, das aus irgendwelchen Gründen für kurze Zeit das Lager verlassen hatte. Die Vorstellung, daß man so viele Männer nicht untätig im Lager festhalten könne, während draußen auf den Feldern die Ernte reifte, ja, daß man das reife Korn doch nicht umkommen lassen könne, nährte immer wieder die Hoffnung der Gefangenen auf eine baldige Entlassung. Doch mit der Zeit verblaßte auch diese Hoffnung, und mit der letzten Sommeronne schwand sie vollends dahin.

Einige ehemalige Wehrmachts-Zahlmeister hatten den Sold des ganzen Regiments im Tornister. Sie schliefen nachts darauf, wie alte Frauen auf ihrem Sparstrumpf. Niemand durfte wissen, was sich in ihrem Tornister befand. Tagsüber spielten sie stundenlang Karten, um ihren Platz nicht verlassen zu müssen; einen Pfennigskat, wie ihn die Männer bei uns im Dorf in der Schenke gespielt hatten. Jeder höhere Einsatz hätte sie verraten können. Ich sah manchmal zu, weil ich wohl ganz gut Skat spielte, aber nicht die Tage damit verbringen wollte; denn die Spieler kannten keine Pause.

Eines Tages kam einer aus unserem Saal, in dem über hundert Leute lagen, von einem Außenkommando zurück. Er brachte die Neuigkeit mit, daß das deutsche Geld ungültig sei und man keinen Kanten Brot mehr dafür bekäme. Sie waren, wie sich herausstellte, hinter der Neiße gewesen, und hier wurde inzwischen mit polnischem Geld bezahlt. Deutsches Geld wollte niemand mehr. Ihre Mitteilung hatte im Lager ungeahnte Auswirkungen. Das Geld, das gestern noch Reichtum, Startkapital für die Zeit nach der Gefangenschaft bedeutet hatte, das seine Besitzer sorgsam vor den Mitgefangenen verborgen hatten, war von einer Minute auf die andere wertlos geworden. Man brauchte nicht mehr darauf zu schlafen, seinen Besitz nicht mehr geheimzuhalten. Man konnte sich damit den Hintern wischen. Es war Spielgeld, Makulatur.

Nun spielten die Skatbrüder aus Jux um tausend Mark und mehr. Die totale Inflation war ausgebrochen, schlimmer als in den zwanziger Jahren. Die Enteignung der Regiments-Zahlmeister, die bemüht waren, die Herkunft des Geldes zu verschleiern, die große Umverteilung des Reichtums hatte begonnen. Das Geld wechselte achtlos seine Besitzer. Das dauerte ein paar Tage. Ein Kommando fuhr nach draußen, diesmal in das zur sowjetischen Besatzungszone gehörende Zittau. Und dort war das Brot zwar teuer, war aber immerhin für das alte Geld zu haben. Diese Nachricht wirkte sich im Lager noch verheerender aus als die erste. Das Geld war ja noch da; es befand sich nur in anderen Händen. Die ehemaligen Besitzer fühlten sich betrogen, aber sie hüteten sich auch, es zu entschieden zurückzufordern. Sie hätten ja seine Herkunft erklären müssen. So suchten sie nach Ausflüchten, die ihnen helfen sollten, es zurückzu-

Neiße, die hier die Grenze zwischen der SBZ und den unter polnische Verwaltung gestellten Gebieten bildete.

bekommen, ohne daß sie sich verraten mußten. Und die anderen, die es hatten, fanden Gründe, es nicht wieder herzugeben. Tumultartige Szenen spielten sich ab, und nur die Angst vor den Russen verhinderte in diesen Tagen Schlimmeres. Nach ein paar Tagen spielten sie wieder friedlich miteinander Skat, nun aber wieder um einen halben Pfennig. Doch soweit ich mich erinnere, kam niemand dazu, von diesem Geld irgendwann ein Stück Brot zu kaufen.

Während die Skatspieler ihren Spielgewinn in Gedanken in zwei Scheiben Brot umsetzten, hatte ich begonnen, meine Tage mit Marschübungen zu verkürzen. Ein sächsischer Unteroffizier aus Leipzig und Kurt, ein um ein paar Jahre älterer Freund aus meinem Dorf, den ich schon in Böhmen getroffen hatte, überzeugten mich, daß man etwas tun müsse, um nicht völlig steif zu werden. Den im Lager vielzitierten Spruch „Jede Bewegung schwächt!“, der davon ausging, daß der Mensch im Liegen die wenigsten Kalorien verbraucht, hielten die beiden für Unsinn und das ständige Nichtstun für demoralisierend. Im Gegensatz zu Strafgefangenen im Gefängnis, die immer nur eine kurze Freistunde haben, in der sie sich an der frischen Luft bewegen dürfen, konnten wir zu jeder Zeit auf dem großen Kasernenhof herumlaufen. Wir nutzten diesen Vorzug; denn sonst gab es nicht allzuviel, was uns von Strafgefangenen unterschied. Mit zwei bis drei Runden am Tag fingen wir an. Das waren immerhin zwei bis drei Kilometer. Im Laufe der Zeit steigerten wir unsere tägliche Marschleistung auf fünf bis sieben Umrundungen des Kasernenhofes. Der Hunger war danach auch nicht größer als sonst. Aber wir schliefen nachts besser und hatten das Gefühl, etwas für unsere Gesundheit getan zu haben, wenn andere uns dafür auch auslachten.

Anton Krawczyks Entdeckung

Der Obergerfreite Anton Krawczyk aus Hindenburg, der von diesem Tage an darauf bestand, aus Zabrze⁷ zu sein, hatte die Soldaten mit den vierspitzigen Mützen als erster entdeckt. Und er wußte auch sofort, was ihre Anwesenheit bedeutete: In dieser Septembernacht waren wir, ohne es zu merken, aus sowjetischen zu polnischen Kriegsgefangenen geworden. Die polnische Armee hatte das Sammellager in Zittau in Besitz genommen. Die Russen waren weg. Ver-

⁷ Das 1305 erstmals urkundlich erwähnte Dorf Zabrze entwickelte sich im 17./18. Jahrhundert zu einem Zentrum des oberschlesischen Kohlebergbaus sowie der Hüttenindustrie. 1915 wurde Zabrze nach Paul von Beneckendorff und Hindenburg benannt. Hindenburg, geb. am 2.10.1847 in Posen, gest. am 2.8. 1934 in Neudeck (Westpr.), Reichspräsident seit 1925, war seit 22.8. 1914 Oberbefehlshaber der 8. Armee in Ostpreußen, die die Truppen der russischen Nordwestfront bei Tannenberg und an den Masurischen Seen schlug. Nach weiteren Siegen als „Oberbefehlshaber Ost“ (seit 1.11. 1914, Ernennung zum Generalfeldmarschall am 27.11.) wurde Hindenburg zum volkstümlichsten deutschen Heerführer des Ersten Weltkriegs. Unter polnische Verwaltung gekommen, wurde die Stadt Hindenburg 1945 wieder in Zabrze rückbenannt.

schwunden waren die mit ihren Maschinenpistolen herumfuchtelnden Posten in den zerknitterten Russenkitteln, den ungeputzten Stiefeln und den verwaschenen Käppis. Abgezogen waren die Offiziere vom NKWD, die immer ein Hauch von Sibirien umgab. Mit ihnen war auch das Gespenst verschwunden, das die Gefangenen nachts heimsuchte: die Angst vor Sibirien. Polen, das war nicht so weit, nicht so groß und nicht so kalt.

Erst später, als wir auf dem Kasernenhof antreten mußten und zum erstenmal in der Sprache der neuen Herren gezählt wurden: „Raz, dwa, trzy. . .“, begann ich über die Veränderungen nachzudenken, die in dieser Nacht mit uns geschehen waren und die möglicherweise mein Leben für eine längere Zeit in höchst ungewisse Bahnen lenken würden. Die Posten zählten lange. Sie konnten sich offenbar nicht einigen, wie viele Gefangene sie an diesem Morgen gemacht hatten. Außerdem wurde wohl noch eine hochgestellte Persönlichkeit erwartet. Die Offiziere rannten abwechselnd aufgeregt zum Tor, das in den bunten Farben russischer Triumphbögen bemalt war, und kamen stets achselzuckend zurück. Für uns bedeutete das, weiter zu warten. Eine plötzliche Unruhe auf dem Kasernenhof unterbrach meine Gedanken. Am Tor wurde es lebhaft. Ein hochgewachsener Mann im dunklen Ledermantel kam, eskortiert von einigen Offizieren und Zivilisten, auf den Appellplatz. Der sich da breitbeinig vor uns aufstellte, die wir noch immer, aufgereiht nach Häusern und Sälen angetreten standen, das war kein General, der uns besiegt hatte. Er wurde auch nicht vorgestellt, wie der General in Melnik. Er begann sofort seine Rede, die voller Drohungen war, die mir angst machten. Der Mann, der einen Ledermantel wie die deutschen Fliegeroffiziere in der Wochenschau trug, sprach ein besseres Deutsch als unser Oberschlesier aus Hindenburg-Zabrze. Doch der Ton, in dem er zu uns sprach, klang nach Unheil. Es war seine Arroganz, die mich erschreckte, die zynische Art, in der er die Worte betonte und dabei über uns hinweg sah. Er sprach vom „Hitlerismus“, ein Wort, das ich noch nie gehört hatte, und über die Verbrechen, die in Polen verübt wurden. Er sagte, daß wir, die wir hier angetreten waren, dafür bestraft werden müßten. Er sprach von Arbeit und Wiedergutmachung, von Schuld und Strafe. Doch es war nicht in erster Linie das, was er sagte – das vielleicht auch, denn ich war mir keiner Schuld bewußt, schon deshalb, weil ich nie in Polen gewesen war. Es war mehr die Art, wie er es sagte, die mich in der Morgensonne frieren ließ.

Zuletzt verkündete er, daß jeder von uns auf seine Uniformjacke ein großes N gemalt bekäme. „Dieses N“, sagte er, „heißt Nürnberg, wo der Hitlerismus geboren und gestorben ist.“ Ich verstand nicht, was das heißen sollte, aber Anton Krawczyk aus Zabrze klärte uns auf, daß dieses N für Niemiec steht, was auf polnisch Deutscher heißt. Es war das Echo auf das P, das die polnischen Zwangsarbeiter während des Krieges in Deutschland hatten tragen müssen. Nun waren wir die Zwangsarbeiter. Und unser N war größer, über den ganzen Rücken gemalt, daß man uns von weitem erkennen konnte und niemand auf die Idee käme zu fliehen.

Zu Fuß nach Polen

An einem der ersten Oktobertage wurden wir in aller Frühe geweckt und aufgefordert, allen Besitz mitzunehmen. Wir dachten zunächst, daß wir wieder einmal gefilzt werden sollten, obwohl es fast nichts mehr zu filzen gab. Mancher überlegte, was er am Schlafplatz zurücklassen sollte. Ich brauchte mir solche Gedanken immer noch nicht zu machen. In einem alten Wehrmachtsbrotbeutel fand meine ganze Habe Platz. Ich zog den Brustwärmer aus Grimmer,⁸ der mir nachts als Kopfkissen diente, unter die Uniformjacke, setzte die Mütze auf und ging, ohne mich noch einmal umzusehen, zum Appellplatz.

Über der Stadt und dem Land lag noch die Nacht, nur der Kasernenhof war grell erleuchtet. Nach dem Abzählen, das sich wie immer in die Länge zog, wurde uns mitgeteilt, daß es jetzt zur Arbeit nach Polen ginge. Was hatten sie mit uns vor? Nur wenige von uns hatten etwas gelernt, das ihnen beim Aufbau ihrer Städte hätte von Nutzen sein können. Körperlich durch die Monate im Hungerlager erschöpft, aus Angst vor der ungewissen Zukunft in Apathie und Resignation verfallen, abgestumpft, verbittert und nur aufs nackte Überleben bedacht, ergab sich jeder still seinem Schicksal. Immer wieder ermahnten die Posten, in der Reihe zu bleiben, und drohten, jeden zu erschießen, der zu fliehen versuchte.

Langsam wie eine träge Schlange setzte sich der schier endlose Zug in Bewegung. Drüben über Schlesien zog mit dem ersten hellen Streifen am Horizont ein neuer Tag herauf, dem die dumpf vor sich hintrottende Kolonne entgegenging. Bei allem, was er noch bringen sollte, hatten wir Glück mit diesem Tag. Es war keiner von jenen naßkalten Herbsttagen, an denen die Kälte schon am Morgen in die Knochen dringt. Kaum ein Gefangener hätte sich mit seiner Kleidung, mit der er im Frühling in Gefangenschaft geraten war, gegen die Kälte und Nässe eines rauen Oktobertages schützen können. So aber fiel bald der erste Sonnenstrahl auf die Männer, die in Viererreihen über die menschenleere Landstraße zogen. Ich ging neben den beiden, mit denen ich täglich den Zittauer Kasernenhof umrundet hatte. Bei aller Unterernährung nach dem Hungersommer war ich in einigermaßen guter Verfassung und nahm die ersten Kilometer gelassen hin. Meine Schuhe, die ich noch im April in Niesky⁹ neu von der Kleiderkammer empfangen hatte, waren gut eingelaufen. Gepäck hatte ich nicht zu tragen, ein Gewehr auch nicht, und allzuweit würden wir schon nicht laufen müssen. Es waren doch auch Ältere und Schwächere unter uns.

Rechts und links liefen im Abstand von zehn Metern die Posten. Sie trugen eine gerollte Decke über der Schulter, die an der Hüfte zusammengebunden war. Dazu das Gewehr, das sie waagrecht wie ein Jäger trugen, den Riemen über der Schulter und die Hand am Schaft.

⁸ Gereizter Wollstoff, einseitig geschlingt.

⁹ Sorbisch: Niska, Kreisstadt in der sächsischen Oberlausitz.

Niemand von uns ahnte, wohin es ging. Und wenn sie uns den Namen des Ortes genannt hätten, er wäre mir vermutlich fremd gewesen, obwohl es zu dieser Zeit noch kaum polnische Bezeichnungen für die Städte und Dörfer in Schlesien gab. Wo es möglich war, mied unser Zug die Dörfer, und wo es sich nicht umgehen ließ, waren die Straßen leer, die Fenster geschlossen. Kühe und Schweine brüllten manchmal in den Ställen. Einen menschlichen Laut habe ich nicht gehört. Ein Vorauskommando hatte offenbar die hier noch weitgehend deutsche Bevölkerung von der Straße gejagt. Vielleicht hatten die Menschen es auch von sich aus vermieden, dem Elendszug zu begegnen, wenn sie nicht den Mann oder den Sohn unter den müde dahintrottenden Gestalten vermuteten. Doch selbst das hätte ihnen nichts genützt, weil die Posten vor jedem Dorfeingang dafür sorgten, daß wir so dicht wie möglich aufrückten und keiner zurückblieb.

Gegen Mittag machten wir auf einer großen Wiese halt. Die Posten schwärmten aus, besetzten den Waldrand und sicherten das Terrain. Es gab eine dünne Suppe, und wir konnten uns hinsetzen, sogar hinlegen. Einige zogen ihre Stiefel oder Schuhe aus. Doch das war ein Fehler, weil die geschwellenen Füße danach nicht wieder hineinpassen wollten. Auch die Meinung, daß Strümpfe besser seien als Fußlappen, wurde an diesem ersten Tag schmerzhaft widerlegt. Die Sanitäter hatten bald alle Hände voll zu tun, die ersten Blasen an Zehen und Fersen zu verarzten. Dann kam der Befehl weiterzumarschieren. Die ersten Kilometer waren eine Tortur. Ich überschlug, daß wir seit dem Morgen etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer zurückgelegt haben mußten. Auf dem weiteren Weg sprach kaum noch jemand ein Wort. Jeder war nur noch darauf bedacht, den Anschluß nicht zu verlieren. Hin und wieder stießen die Posten mit dem Gewehrkolben nach, wenn jemand müde wurde. Mein sächsischer Unteroffizier versuchte uns immer wieder Mut zu machen. So einen Mann hätte ich später im Lager oft gebrauchen können, aber ich weiß nicht einmal, wo er abgeblieben ist. „Wir halten uns“, sagte er, „uns schaffen sie nicht.“ Ich erinnerte mich an den Spruch, den uns unser Klassenlehrer mit auf den Weg gegeben hatte, als wir im Sommer 1943, sechzehnjährig, in die Flakstellung ausrückten: „Aushalten, haushalten und Maul halten!“ Das ist vielleicht keine Weisheit fürs Leben, aber in der Situation, in der ich mich an diesem Tag befand, konnte sie einem schon über das Schlimmste hinweghelfen.

Nach der nächsten Rast, die ich auf Anraten meines sächsischen Freundes stehend an einen Baum gelehnt verbracht hatte, mußten die Posten viele der müden Gestalten mit dem Gewehrkolben hochtreiben. Ich hörte Flüche und Schreie. Doch das eine wie das andere ging an mir vorbei. Wie in Trance setzte ich einen Fuß vor den anderen. Ich sah nichts mehr als meinen Vordermann und das Straßenpflaster. Langsam wurde es dunkel. Einmal dachte ich, was eigentlich würde geschehen, wenn du einfach in den Wald rennst und still liegenbleibst. Doch ich wußte, daß das Selbstmord wäre. Die Posten waren am Abend noch verstärkt worden. Einige müssen es dennoch versucht haben, denn ab und zu hörte man Schüsse, die im Wald widerhallten. Dann wurde es

wieder still. Der eine oder andere, der zurückblieb, wollte wohl gar nicht fliehen; er konnte einfach nicht mehr. Aber wie sollten die Posten den Unterschied zwischen Schwächeanfall und Fluchtversuch in der Dunkelheit unterscheiden.

Es muß lange nach Mitternacht gewesen sein, als wir am näher kommenden Scheinwerferlicht ein Gefangenenlager erkannten. Es war ein ehemaliges deutsches Gefangenenlager in Lauban in Schlesien.¹⁰ Wir hatten an diesem Tag nahezu fünfzig Kilometer zurückgelegt, in fast zwanzig Stunden. Nun bekamen wir Baracken zugewiesen, in denen wir uns ausstrecken konnten. Es gab eine warme Kaffeebrühe und ein Stück Brot. Als wir endlich zur Ruhe kamen, war es schon bald wieder Morgen. Man ließ uns schlafen. Nach Stunden erst, als die Füße ein bißchen abgeschwollen waren, zog ich die Schuhe aus und legte sie mir unter den Kopf, denn sie waren das Wertvollste, was ich besaß.

Einen Tag hatten wir Ruhe, dann ging der Marsch weiter. Wieder vom frühen Morgen bis in die Nacht. Das Ziel hieß diesmal Neuhammer am Queis. Ich hatte den Namen noch nie gehört. Von den Russen in den ersten Monaten als Sammellager genutzt, wurde es noch immer von ihnen verwaltet.¹¹ Man sah es an den bunten Bretterzäunen und schmeckte es am Brot. Der Anblick der russischen Soldaten machte mir wieder angst. Vielleicht doch noch Sibirien? Aber die polnischen Posten blieben.

Gezählt wurden wir erst in Sagan,¹² das wir zwei Tage später erreichten, nach einem weiteren Marsch, der mir länger vorkam, als er heute auf der Landkarte aussieht. Wieviele mögen gefehlt haben? Wie werden die Posten ihren Vorgesetzten ihr Fehlen erklärt haben? Die auf dem Marsch umkamen, hatten keinen Namen, nicht einmal eine Nummer. Eigentlich werden sie gar nicht gefehlt haben, denn es waren die Schwachen, die die Strapazen nicht aushielten und so auch für die Arbeit nicht getaugt hätten.¹³

¹⁰ Poln.: Luban. Das sowjetische Gefangenenlager Lauban in der ehemaligen deutschen Kaserne mit zeitweise 15000–20000 Kriegsgefangenen war am 23. 9. 1945 in polnische Verwaltung übernommen worden, „und einen Monat später marschierte das gesamte Lager in vier Marschsäulen nach Neuhammer ab.“ (Gefangenenbericht zit. n. Böss, S. 19).

¹¹ „Anfang Oktober übergaben die Russen das komplette Lager an die Polen und zogen ab. Die Insassen der Lager Christianstadt, Zittau und noch eines Lagers, dessen Namen mir entfallen ist, wurden in Neuhammer zusammengezogen und dann nach Sagan zu Fuß abtransportiert. Nach Polen müssen nach meiner Schätzung – ich sah die Kriegsgefangenen aus den anderen Lagern nachts in Neuhammer einmarschieren, von berittenen polnischen Posten begleitet – wenigstens 70000–80000 Mann abtransportiert worden sein. Aus Neuhammer unmittelbar gingen wenigstens 25000–30000 Mann nach Polen.“ (Gefangenenbericht zit. n. Böss, S. 18).

¹² Sagan hatte ein Ost- und ein Westlager mit insgesamt (zeitweise) 20000–30000 Gefangenen, darunter etwa 2500 ehemalige Angehörige der Waffen-SS (Böss, S. 19).

¹³ Böss (S. 19) zitiert einen Gefangenenbericht: „Auf dem Marsch vom Lager Zittau nach Sagan (3–4 Tage und Nächte) wurden infolge Erschöpfung oder Fluchtversuchen Kameraden von polnischen Begleitsoldaten erschossen. Ich habe einzelne Szenen selbst beim Marsch sehen können.“

Protokoll für einen Toten

Am Abend des siebten Tages nach unserer Abfahrt aus Sagan hielt der Güterzug mit einigen hundert Gefangenen auf einem kleinen Bahnhof am Rande der Welt.

Eine Woche lang war unser Zug herumrangierte und hin- und hergefahren worden. Nach einem Tag waren wir in Breslau, am nächsten kurz vor Posen, und nach drei Tagen hatten wir es aufgegeben herauszubekommen, wo wir uns eigentlich befanden. Da wir das Ziel nicht kannten, waren die Stationen ohne Bedeutung. Außerdem wurden wir von Tag zu Tag apathischer, und das Interesse an solchen Informationen sank mit den schwindenden Kräften. Das halbe Brot, das jeder in Sagan bekommen hatte, und der Kochgeschirrdeckel voll Zucker waren längst, meist schon am ersten Abend, aufgegessen. Danach hatte es nur noch ab und zu eine dünne Suppe und Wasser gegeben.

In den ersten Tagen war der eine oder andere aufgeregt an die vergittete Luke gerannt, wenn der Zug hielt. Manche wollten wissen, wo wir uns befanden, um Prognosen für die weitere Fahrt zu geben. Einmal standen wir lange am Rande einer größeren Ortschaft. Es war noch außerhalb des Bahnhofs, und wir konnten nicht erkennen, wie der Ort hieß. Eigentlich war es auch egal. Es wurde schon dunkel, denn es war Oktober, wo die Nacht schon früh hereinbricht. Wie bei jedem Halt hofften wir, daß es etwas zu essen geben würde. Aber es gab nichts. Wieder nichts. Wie sollte es auch? Wahrscheinlich wußte hier niemand, daß an diesem Abend ein Zug deutscher Kriegsgefangener bei ihnen Station machen würde. Vermutlich gab es nicht einmal einen Fahrplan, der unser Kommen signalisiert hätte. Alles war Zufall auf dieser Fahrt durch zerstörte Städte, verwüstete Felder und menschenleere Dörfer. Wo sollte es da eine Küche geben, die für so viele Menschen hätte kochen können? Wo einen Bäcker, der soviel Mehl hatte, um für uns alle Brot zu backen? Wir stellten solche Fragen nicht. Wir hatten Hunger. War es nun Unfähigkeit der Sieger, Gemeinheit, Schikane oder einfach „polnische Wirtschaft“, daß wir wieder nichts bekamen? Resigniert kehrten die Neugierigen von der Luke zurück. Einige hielten weiter Ausschau nach Zivilisten, mit denen man hätte etwas tauschen können.

Ich besaß nichts weiter als einen Füllfederhalter von der Firma Pelikan und einen kleinen goldenen Ring, den ich von meiner Freundin als Talisman bekommen hatte, als ich an die Front mußte. Unser Oberschlesier tauschte beides bei einem abendlichen Halt auf einer kleinen Station gegen ein Brot – ein halbes für Ring und Federhalter und ein halbes für den Dolmetscher, der das Geschäft vermittelt hatte. So soll es der polnische Pan¹⁴ bestimmt haben. Der Dolmetscher rief etwas auf polnisch und der Mann, der meine Sachen erstanden hatte, nickte. So mußte es wohl seine Richtigkeit haben. Ich fühlte mich

¹⁴ Poln. für Herr.

von dem Oberschlesier betrogen. Aber was hätte ich machen sollen, wenn ich nicht riskieren wollte, daß der Posten auf uns aufmerksam wurde und mir das halbe Brot auch noch abnahm. Später habe ich manchmal gedacht, daß mich das halbe Brot vielleicht vor dem Verhungern bewahrt hatte. Und dann war es eigentlich nicht zu teuer bezahlt.

Nach diesem Geschäft hatte ich nichts mehr zu tauschen. So brauchte ich auch nicht mehr aufzustehen, wenn der Zug hielt. Das Stroh, das wir in Sagan bekommen hatten, war jetzt, wo es dreckig war, so dünn, daß wir längst auf blanken Brettern lagen. Es war Oktober, und durch die offenen Luken kam es nachts empfindlich kalt herein. Aber immerhin ließen sie ein bißchen frische Luft in den stinkenden Waggon. In der Mitte stand ein Kübel, auf dem achtzig Männer ihre Notdurft verrichteten und der bei jedem Halt gelehrt wurde. Manchmal durften wir aussteigen und vor dem Waggon hin- und herlaufen. Doch immer weniger machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. Sie waren einfach zu matt dazu.

Nach sechs Tagen hatte ich keinen Hunger mehr, keinen Durst und keine Wünsche. Meine Träume von Schokoladenpudding und Butterbrötchen waren Fieberphantasien gewichen, in denen ich vor mich hindämmerte. Auch die nächtliche Kälte quälte mich nicht mehr. Mir war wohligh warm. Ich sah das Dorf, in dem ich wieder Kind war, und die Menschen, die ich kannte und doch nicht erkannte.

Langsam lösten sich die Traumgestalten auf, die Konturen schwanden, und es blieben nur noch Farben, von hellem Rot über strahlendes Blau bis zu einem leuchtenden Lila, das langsam immer dunkler wurde. Ich war dem Ziel ganz nahe, jener anderen Welt, in der es keine Gefangenentransporte, keine schreienden Posten, keinen Hunger, keinen Durst, keine Angst und keine Schmerzen mehr gibt.

Der Pfiff einer Trillerpfeife und der Puff meines Nebenmannes holten mich ins Leben zurück. Alle drängten zur offenen Waggontür. Draußen brüllten die Posten. Das Kommando verstanden wir schon: Schnell, schnell! Sie trieben zur Eile, als ob wir ein paar Minuten von den sieben sinnlosen Tagen wieder aufholen mußten. Der Bahnhof war klein, grau und menschenleer. Auf dem Stationsschild stand der unaussprechliche Namen BRZESZCZE.¹⁵ Wie sollten sieben Konsonanten, verbunden durch zwei E, ein sprechbares Wort ergeben?

¹⁵ Ort 8 km südwestlich von Auschwitz. Das Kriegsgefangenenlager Brzeszcze lag im Kohlendistrikt I Nikolai (Mikołów), dessen Kriegsgefangene vorwiegend in den Gruben Andreas 2 (in Jawiszowice), „Bierut“, „Jan Kanty“ und „Leopold“ arbeiteten. Die deutschen Kriegsgefangenen im oberschlesischen Kohlenrevier waren zum größten Teil in Barackenlagern (Holz- oder Steinbaracken) untergebracht. Die Lager waren sämtlich unter deutscher Verwaltung während der Kriegsjahre als Kriegsgefangenen-, RAD- und KZ-Lager errichtet worden. Bei Brzeszcze handelte es sich um ein ehemaliges Außenlager von KL Auschwitz, das am 19.2. 1949 aufgelöst wurde (Böss, S.116 und S.123). Es war dem C.O.P. (Zentralarbeitslager) Jaworzno zugeordnet, ebenfalls ein ehemaliges KL, etwa 20 km südöstlich von Kattowitz gelegen, hierzu Näheres bei Böss, S.176 ff.

Warum eigentlich sollte ich mir diesen Namen merken? Wer konnte schon sagen, wie lange wir hier wieder bleiben würden?

Inzwischen hatten die Polen ihre Lieblingsbeschäftigung wieder aufgenommen: Sie zählten: „Raz, dwa, trzy. . .“ Langsam kam ich zu mir und verfolgte das Treiben auf dem Bahnsteig mit stoischer Gelassenheit. Irgend etwas schien nicht zu stimmen. Öfter als gewöhnlich – und das war meist schon oft genug – begannen sie die Zahlenreihe von vorn. Es wurde offensichtlich: Einer fehlte.

Der Abend war empfindlich kalt. Das Stehen fiel uns nach den Tagen im Viehwaggon schwer, und die Polen zählten noch immer. Endlich trugen zwei Polen einen Soldaten aus unserem Waggon. Ich erkannte ihn. Er hatte nicht weit weg von mir gelegen, ein älterer, stiller Mann. Sie legten ihn in die letzte Reihe. Er war tot. Nun stimmte die Zahl wieder. Es konnte losgehen. Doch nichts geschah. Wir blieben stehen. Ein Offizier, der uns hier erwartet hatte, fuhr mit einem uralten Motorrad davon, um bald darauf mit einem Zivilisten auf dem Sozius zurückzukommen. Der Zivilist war offenbar ein Arzt, denn er begann sofort, den Toten zu untersuchen. Dann sagte er etwas zu dem Offizier, und der nickte. Darauf kramte der Arzt umständlich einen Schein aus seiner Behandlungstasche, den er ausfüllte und dem Offizier übergab. Wir fluchten leise, weil wir noch immer in der Kälte stehen mußten, wo es nun auch noch ganz sacht zu regnen anfang. Dennoch war in diesen Minuten etwas Unvorstellbares geschehen: Für einen einzigen Toten wurde ein Protokoll angefertigt, unterschrieben von einem Arzt und einem Offizier. Wie viele Tote hatten wir in den letzten Jahren begraben, liegen lassen müssen zwischen den Fronten, ohne daß ihnen auch nur einer den Puls gefühlt hätte. Mir war noch im April ein Mann auf dem Rücken gestorben, als ich ihn, der stöhnend am Boden lag, zum Verbandsplatz schleppen wollte. Niemand interessierte sich mehr für ihn. Er kam zu den anderen, die es alle nicht überlebt hatten. Und nun wurde für einen Toten ein Protokoll geschrieben. Plötzlich war da eine Hoffnung in mir, eine vage Vorstellung vom Frieden. Und es war wohl kein Zufall, daß dieser Frieden für mich mit einem Toten begann, nach allem, was geschehen war.

Auschwitz 8 Kilometer

Es dämmerte schon, als wir endlich den Bahnhof verließen, den in der ganzen Zeit, die wir hier gestanden hatten, kein einziger Zug passiert hatte. Nach ein paar hundert Metern bog links die Straße ab, die ins Dorf führte. Ein Straßenschild verkündete uns: „Oświęcim 8 Kilometer“. „Oświęcim“, sagte unser Oberschlesier, „das ist Auschwitz. Wir kommen nach Auschwitz.“ Die ohnehin nicht sehr gesprächigen Männer wurden noch stiller. Jeder hing seinen Gedanken nach. Ganz gleich, was einer von Auschwitz wußte, was er darüber gehört, geglaubt oder verdrängt hatte, was er wissen wollte und wovor er all die Jahre seine Ohren verschloß: Das Wort Auschwitz ging keinem mehr aus dem Kopf. Das Straßenschild hatte die Vergangenheit wiederaufleben lassen, an die nie-

mand in der Kolonne erinnert werden wollte. Der Name „Auschwitz“ flößte mir Furcht ein, eine dumpfe, unbestimmte Angst vor einem Unheil, dem ich nicht mehr ausweichen konnte.

Hinter mir sagte jemand halblaut: „Wenn wir in ein Lager kommen, das die Deutschen gebaut haben“, ich glaube, er sagte sogar „die Unseren“, „dann wird dort wenigstens Ordnung herrschen“. Doch ich spürte, wie Kälte in mir hochkroch, eine Kälte, die von innen kam und angst machte. Ich fühlte mich nicht schuldig. Eher empfand ich mich als Geisel. Aber auch das war nicht gerade tröstlich; denn ich ahnte, daß sie sich an die Geiseln halten würden.

Hinter einer Straßenbiegung begann das Dorf: niedrige, unverputzte Häuser, wie fast überall in Oberschlesien. Sie waren den Bergmannssiedlungen bei uns im Mansfeldischen ziemlich ähnlich. Die Straße war menschenleer. Ab und zu flatterte ein Huhn auf und rannte in den nächsten Hof. Nur vor einem Haus stand eine Frau. Sie war von massiger Gestalt, was durch den langen dunklen Rock aus derbem Stoff und das breite Schultertuch noch unterstrichen wurde. Ein Kind auf dem Arm und je eines links und rechts dicht an den Rock geschmiegt, wirkte sie wie eine Glucke, die ihre Küken unter die Flügel nimmt, um sie vor drohenden Gefahren zu schützen. So muß sie es auch empfunden haben, denn als wir die Höhe erreicht hatten, von der aus sie den Zug übersehen konnte, schrie sie in einem schrecklich schrillen Ton immer wieder ein und denselben Satz, der erschrocken und drohend zugleich klang: „Jetzt kommen die Mörder von Auschwitz!“.¹⁶ Die Kinder drängten sich noch dichter an sie heran und faßten nach dem Rock, um sich darunter zu verbergen. Doch sie holte sie immer wieder hervor: Sie sollten uns sehen. So stand sie dort auf dem Fußweg, der höher lag als die Straße, wie ein Denkmal. In der Sekunde, in der ich im Marschieren ihr Gesicht sehen konnte, spürte ich den kalten Atem von einem Haß, wie ich ihn selbst bei den Wachposten nie empfunden hatte. Es war ein Haß, der tief aus ihrer Seele kam und der sie befreien oder sie zerstören würde. Ich habe sie in all den Jahren, die ich in diesem Dorf war, nie mehr gesehen. Aber vielleicht hätte ich sie an einem anderen Tag auch nicht wiedererkannt.

Am Ende des Dorfes bog der Zug wieder nach links ab. Es gab erneut einen Halt. Hinter einem hohen Eisentor war das Lager, in das wir gebracht werden sollten. „Also nicht nach Auschwitz“, war mein erster Gedanke, „nicht noch einmal auf die Landstraße.“ Dafür standen wir nun wieder. Es wurde langsam dunkel. Vorn wurde Reihe für Reihe gezählt. Das Zählen war nicht ihre Stärke – das ist das Freundlichste, was man den polnischen Wachposten nachsagen kann, wenn man ihnen nicht pure Schikane unterstellen will. Hier am Lagertor mußte die Zahl stimmen, denn so viele, wie heute hineingingen, mußten irgendwann, tot oder lebendig, wieder herauskommen.

Schrittweise rückte die Reihe vor. Als ich unter dem hell erleuchteten Tor angekommen war, konnte ich über dem Torbogen die Inschrift lesen: „Arbeit

¹⁶ Gebhardt ließ sich den polnisch gesprochenen Satz ins Deutsche übersetzen.

macht frei“. Die Buchstaben waren in Eisen geschmiedet und in der Schrift, wie ich sie aus der „Helbraer Zeitung“ kannte.

Ich wußte an diesem Abend noch nicht, daß diese Inschrift über allen Lagern gestanden hatte, die zum KZ Auschwitz gehörten. So wie sie über Buchenwald und seine Außenlager „Jedem das Seine!“ geschrieben hatten. Und da ich das eine nicht wußte, wußte ich auch das andere nicht: Wir waren in einem Außenlager des KZ Auschwitz, in einem Lager, das die Deutschen gebaut hatten. Die Geschichte hatte uns eingeholt.

Kascha und Kapusta

Es war der Abend vor Allerheiligen gewesen, der 31. Oktober 1945, an dem wir in diesem Lager angekommen waren. Vom Appellplatz aus konnte man die Fördertürme der Schächte sehen. Wie die meisten Kriegsgefangenen, die Polen übernommen hatte, waren wir im oberschlesischen Kohlenrevier gelandet. Insgesamt waren zu Beginn des Winters hier 25000 Gefangene in 51 Lagern untergebracht, ein Teil davon in den ehemals deutschen Gebieten in Beuthen, Hindenburg und Gleiwitz, wo noch viele deutsche Bergleute lebten.¹⁷ Wir hatten es wohl am schlechtesten getroffen. Unser Lager trug für alle, Posten, Dorfbewohner, Steiger und Häuer, das Stigma von Auschwitz.

Heute, aus der Erinnerung, erscheint mir das Lager kleiner als es für 800 Gefangene gewesen sein muß. Auch macht es mir Mühe, den Lagerplan aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren. Soweit erinnere ich mich: Links neben dem Lagertor lag die Baracke der polnischen Verwaltung. Hier war der Sitz des Kommandanten, der sich Naczelnik nannte, und der Administratoren. Das waren zwei Brüder, die wohl nicht zu Unrecht im Ruf standen, sich von den mageren Rationen der Gefangenen ein fettes Leben zu machen. Sie waren für die Beschaffung der Lebensmittel zuständig, die damals auch in Polen knapp waren und mit denen sich gute Geschäfte machen ließen. Dann war da noch ein Raum, in dem sich die Posten aufhielten, wenn sie auf die nächste Gruppe warteten, die sie auf eine Arbeitsstelle begleiten sollten.

Ich habe diese Baracke in all den Jahren nur ein einziges Mal betreten, doch immer, wenn ich später Bücher über Konzentrationslager oder sowjetische Straflager gelesen habe, in denen ein Häftling zur Kommandantur befohlen wurde, hatte ich sie deutlich vor Augen.

Links neben der Kommandantur standen zwei kleinere Baracken, die, was ihre Bewohner betrifft, eigentlich nicht zum Lager gehörten. Hier waren unga-

¹⁷ Über Organisation der oberschlesischen Kriegsgefangenenlager, die Lebens- und Arbeitsbedingungen der deutschen Kriegsgefangenen im oberschlesischen Kohlenrevier berichtet Böss, S. 111–191, ausführlich. Ein erster zusammenfassender IKRK-Bericht erwähnt mit Stand vom Oktober 1946 68 Kriegsgefangenenlager mit nahezu 30000 Kriegsgefangenen (Böss, S. 121).

rische Offiziere untergebracht, die nicht mit unserem Transport gekommen waren. In warmen Felljacken oder in ihren von Budapester Uniformschneidern gebauten hellbraunen Uniformen saßen sie vor den Baracken und rauchten. Oder sie spielten eine Art Kegeln. An einem Galgen hing eine Kugel, die man im Halbkreis so werfen mußte, daß sie auf dem Rückschwung die Kegel traf. Das Spiel hat bestimmt auch einen richtigen Namen, aber ich habe es später nie wieder jemanden spielen sehen und mich auch nicht weiter dafür interessiert. Erst jetzt, wo ich mich daran erinnere, fällt es mir wieder ein. Vielmehr beschäftigte mich die Frage, ob die adligen ungarischen Offiziere, die zum großen Teil freiwillig in den Krieg gezogen waren, sich weniger schuldig gemacht hatten als ich, der ich mit achtzehn Jahren eingezogen worden war. Eine Antwort darauf habe ich erst viel später bekommen, aber sie konnte mich nicht befriedigen. Die Ungarn hatten Hitlers Krieg mit geführt, aber nicht mit verloren. Als man in den letzten Jahren des ungarischen Sozialismus oft Witze über „die lustigste Baracke im sozialistischen Lager“ machte, mußte ich manchmal an die beiden Baracken mit den Horthy-Offizieren denken.¹⁸ Die Herren bekamen nun nach unserer Ankunft noch jeder einen deutschen Burschen oder Putzer, ein begehrter Posten, der bei allen längst vergeben war, als ich davon hörte. Im übrigen wurden sie bald entlassen, und ich weiß nicht, wie es ihnen in den ersten Jahren im kommunistischen Ungarn ergangen ist, wenn sie denn dahin zurückgekehrt sein sollten.

Doch zurück zu unserem Lager, das ich dabei war vorzustellen. Rechts vom Tor ging es zum Appellplatz. Besonders in den ersten Wochen war er neben der Baracke unser Hauptaufenthaltssort. Oft wurden wir mehrmals am Tag gezählt, das letzte Mal gewöhnlich am Abend vor der Brotausgabe. Nicht selten zog sich die Prozedur bis in die Dunkelheit hin. Dann wurde das Zählen noch schwieriger. Diese Zählappelle waren gefürchtet. Wir standen, wenn es gut ging, eine Stunde, manchmal aber auch zwei oder drei. Und es wurde Winter. Als einmal ein Gefangener zu fliehen versucht hatte, mußte das ganze Lager zur Strafe vier Stunden auf dem eisigen Appellplatz stehen. Wie an warmen Tagen die Sonne zur Last werden konnte, wenn sie auf den schattenlosen Platz schien, so quälte uns die Kälte, denn die wenigsten von uns hatten etwas Warmes anzuziehen, wie man es hier gebraucht hätte. Wir alle waren doch an einem heißen Maitag in Gefangenschaft gekommen, und niemand hatte damit gerechnet, den Winter in einem polnischen Lager zu verbringen.

¹⁸ Miklós Horthy (1868–1957), auch Nikolaus Horthy von Nagybanya, Reichsverweser Ungarns; österreichisch-ungarischer Marineoffizier und 1918 als Vizeadmiral letzter Oberbefehlshaber der Kriegsmarine; 1920 von der ungarischen Nationalversammlung zum Reichsverweser gewählt; 1937 Regent; schloß Ungarn an die Achse Berlin-Rom an; trat mit Kriegserklärung an die Sowjetunion (27.6.1941) auf deutscher Seite in den Zweiten Weltkrieg ein; seine Versuche der Kontaktaufnahme mit den Westalliierten führten zur deutschen Besetzung Ungarns am 19.3.1944 und Sturz am 15./16.10.1944. Nach Internierung in Bayern 1948 Emigration in die Schweiz, später nach Portugal.

Meine ziemlich zerschlissene Uniformjacke hatte ich auf dem Rückzug noch gegen die fast neue schwarze Jacke eines gefallenen Panzerfahrers eingetauscht. Auf sie wurde nun mit weißer Farbe ein großes N und darunter die Nummer 330 gemalt. Diese Zahl war für die nächsten Jahre mein Name, mein Ausweis, meine Identität. Die Nummer 330 wies mir beim Zählappell meinen Platz zu. Als Nummer „trzysta trzydzieści“ wurde ich zum Arbeitskommando aufgerufen. Bei der Ausgabe neuer Handtücher oder Holzschuhe, beim Antreten zum Essenholen oder zum Entlausen – diese Nummer war ich. Ich war fortan der Kriegsgefangene „trzysta trzydzieści“. So hatte ich mich zu melden, wenn der Posten es verlangte, wenn ich einer neuen Arbeitsstelle zugeteilt wurde, wenn ich ein Paar neue Holzschuhe brauchte, weil die alten vom scharfen Grubenwasser so oft durchgeweicht waren, daß die Sohlen faulten.

Nach den vergangenen Monaten, in denen ich weder Namen noch Nummer hatte, und in denen mein Verschwinden vermutlich niemandem aufgefallen wäre, außer den beiden, die nachts rechts und links von mir auf der Pritsche lagen, bedeutete diese Nummer schon einen gewissen Schutz. Was hätte der Posten dem Kommandanten, der Kommandant dem Zentral-Naczelnik sagen sollen, wenn beim Zählappell auf die Nummer 329 die Nummer 331 gefolgt wäre? Sicher wäre ihnen auch etwas eingefallen. Aber so einfach wie einen ohne Nummer hätte man mich nun nicht mehr verschwinden lassen können.

Die Nummer wies mir auch meinen Platz in einer der zwölf Baracken zu, den ich in den ersten Wochen mehrmals wechseln mußte. Die Baracken sahen von außen wie von innen alle gleich aus. An den Wänden waren Holzpritschen aufgestellt, drei Etagen hoch. Ich konnte mir nicht aussuchen, wo ich liegen wollte. Ein selbsternannter „Stubenältester“ bestimmte, daß die Jungen nach oben gehen mußten. Das war, wie sich gleich in der ersten Nacht herausstellte, nicht das Schlechteste. Die ausgehungerten Wanzen, die seit dem letzten Winter von dem Blut zehrten, das sie den letzten Auschwitz-Häftlingen ausgesaugt hatten, stürzten sich nun auf die frische Beute. Sie saßen zu Hunderten in den alten Brettern der Pritschen und lauerten nur darauf, daß es dunkel wurde. Dann ließen sie sich leise fallen und bissen zu. In der gekalkten Barackendekke waren sie längst nicht so zahlreich. Die Männer, im Umgang mit solchen Haustieren ungeübt, zerdrückten sie, wie sie es mit Läusen und Flöhen getan hatten. Doch das war ganz falsch. Eine zerdrückte Wanze verbreitete stundenlang einen bestialischen Gestank. Selbst heute, nach 45 Jahren, habe ich ihn bei dem Gedanken daran wieder in der Nase. Daß man die Tiere einsammeln und mit der Decke vor der Barackentür ausschütteln muß, lernten wir erst später. Doch da arbeitete ich schon in der Nachtschicht, und am Tage, wenn ich schlief, hatten sich die Wanzen in den Bretterritzen verkrochen. Sie waren Nachtarbeiter so wie ich.

Die Baracke Nummer elf, in der ich zuerst wohnte, lag dem Lagertor genau gegenüber, getrennt durch die breite Lagerstraße, an der sich die Handwerkerstuben und die Küche befanden. Die Handwerker – Schneider, Schuhmacher,

Friseure, Tischler und Anstreicher – stellten die soziale Oberschicht im Lager, besonders, wenn sie nebenbei noch für die polnischen Chefs und Verwalter arbeiteten. Ihre Stellung wurde nur noch vom Küchenpersonal übertroffen, denn die waren die Herren über so begehrte Dinge wie Brot und Kartoffeln, Kascha und Kapusta – Graupen und Kohl.¹⁹ Sie mußten sogar neben der Küche schlafen, damit sie nichts hinaustragen konnten, und sie kamen mit den übrigen Gefangenen kaum zusammen. Dafür waren sie fast die einzigen im Lager, die nicht hungerten. Doch während die Handwerker in der Regel ihren Posten die ganze Zeit hindurch behielten, wurde das Küchenpersonal mehrmals ausgewechselt und nach unter Tage abkommandiert. Hatten sie zuviel genommen oder zuviel gewußt? Auf so einem Posten lebte man gut, aber auch gefährlich.

Einer dieser beneideten Leute war eine Art Einkäufer. Er sprach polnisch und durfte immer mit dem polnischen Wirtschaftsleiter oder allein mit einem Posten in den Ort fahren, um Brot und andere Waren zu holen. Eines Tages wurde er von den beiden Brüdern aus der Verwaltung und einem Posten so lange verhört, bis er nichts mehr sagen konnte. Am Abend hatte man ihn in der Kommandantur noch schreien hören, am Morgen lag er – in einen Zementsack gehüllt – im Leichenkeller. Tod durch Herzversagen.

Der Vorfall wurde im Lager nur kurze Zeit besprochen. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Die einen sagten: „Armer Kerl. Er hat zuviel gewußt von den Schiebereien der Polen.“ Andere fanden, daß es so kommen mußte, weil er sich mit den Polen eingelassen hatte. „Er hat sich aufgeführt wie ein Pole, er war ihr Freund. Das hat er nun davon.“ War es nun Mord oder Totschlag oder wirklich ein Unfall? Niemand fragte danach, niemand ermittelte, wo doch niemand Anzeige erstattet hatte. In den nächsten Monaten wurden keine Vordrucke für die Kriegsgefangenen-Post ausgegeben. Doch selbst diese Vorsichtsmaßnahme war unnötig. Niemand hätte auf den zehn Zeilen, die er seinen nächsten Angehörigen schreiben durfte, etwas über den toten Fourier geschrieben.²⁰

Dafür waren in den ersten Jahren zu viele gestorben, an Hungerödemen, an Ruhr oder an Tuberkulose, die man erst merkte, wenn der Kranke Blut spuckte.²¹ Die Toten wurden in einen Papiersack gehüllt und im Leichenkeller so lange liegengelassen, bis einige zusammen waren. Dann wurde ein Arbeitskommando zusammengestellt, das die Toten mit einem Pferdewagen zum Friedhof nach Jawiszowice brachte, wo sie in der äußersten Ecke gemeinsam begraben wurden.²²

¹⁹ Zur Ernährung in den oberschlesischen Lagern siehe Böss, S. 127 ff.

²⁰ Zum Postverkehr siehe ebenda, S. 166 ff.

²¹ Böss, S. 151, berichtet über im Frühjahr 1946 im Lager Brzeszcze (Grubenlager Jawiszowice) aufgetretenen Typhus, an dem im ersten Halbjahr 1946 von 1600 Mann 180, nach Angaben eines anderen Zeugen 240 gestorben sein sollen. Von Heimkehrern wird die Höchststerblichkeit immer wieder mit dem Winter 1945/46 angegeben.

²² Unmittelbar südlich von Brzeszcze gelegene Ortschaft. In einem Gefangenenbericht heißt es: „Sie wurden nicht direkt im Friedhof von Jawiszowice begraben, sondern

Im Winter 1946/47, als diese Fahrten häufiger als gewöhnlich notwendig wurden, gehörte ich einmal diesem Leichenkommando an. Kein Pfarrer sprach sein „Von Erde bist Du gekommen. . .“. Überhaupt sprach niemand ein Wort. Jeder wollte so schnell wie möglich wieder von hier weg. Die steifen nackten Körper wurden in die Grube geworfen und mit Erde zugedeckt, gerade so viel, daß die nächsten in ein paar Tagen noch Platz haben würden. Vermutlich wurden die Gefangenen aus dem Lager hier immer so begraben, wenn sie nicht nach Auschwitz ins Krematorium kamen; und man wird die Gräber nicht voneinander unterscheiden können.

Auf dem Rückweg blieb es still. Niemand sprach. Das war das einzige, was an eine Beerdigung erinnerte. Der Posten, das sei ihm gedankt, schrie nicht wie gewöhnlich: „Jazda, jazda!“ (Schnell, schnell!). Nur das Knarren der Räder auf dem Kopfsteinpflaster war zu hören und der Wagen, der ächzte. Es waren Minuten, in denen jeder, das eigene Ende vor Augen, seine Traurigkeit ganz für sich behielt.

Zum Mittag bekamen wir vom Leichenkommando einen Nachschlag, Kasha und Kapusta. Doch an diesem Tage schmeckte alles bitter.

Die erste Schicht

An jenem ersten Abend, an dem wir abgezählt und reihenweise in das ehemalige Konzentrationslager gebracht wurden, sagte ein Posten, und er lächelte dabei: „Die ersten fünf Jahre sind die schlimmsten.“ Wir fanden das weder lustig noch konnten wir uns vorstellen, Jahre in diesem Lager zu verbringen. Fünf Jahre, da hätten mich die Tschechen lieber gleich in Böhmen erschießen können.

Die ersten Tage im Lager waren schlimm genug. Offenbar war niemand auf unsere Ankunft vorbereitet. Es fehlte an allem. Wir lagen auf dem blanken Holz. Nach Tagen erst bekamen wir Decken. Wenn wir nicht zu Hilfsarbeiten abkommandiert wurden, sammelten wir im Lager herum. In den kalten Nächten stellte ich mit Erschrecken fest, daß ich mit meiner dünnen Uniformjacke und dem vor dem Bauch zu schnürenden Leibchen in keiner Weise auf den Winter vorbereitet war. Nicht nur, daß ich keinen Mantel besaß. Ich hatte nicht einmal eine Mütze oder Handschuhe. Besonders schmerzlich empfand ich das, wenn wir auf dem Holzplatz Grubenholz ausladen mußten. Die Stämme waren naß, kalt und glitschig. Die Hände schmerzten nach kurzer Zeit, und immer häufiger entglitten uns die Stämme und rollten, wohin sie wollten. Die Posten tobten, die Gefahr, daß das nasse Holz jemanden verletzte, war groß. Aber wir konnten die nassen Stämme mit den klammen Fingern einfach nicht halten. Und der Winter hatte noch nicht einmal richtig begonnen!²³

außerhalb der Friedhofsmauer auf Anordnung des dortigen kath. Pfarrers, da nach seiner Angabe der Friedhof erweitert werden soll.“ (Zit.n. Böss, S.150).

²³ Zur Bekleidung siehe ebenda, S.125 ff.

An einem dieser kalten Novembertage wurden wir nach dem Zählappell gefragt, wer Bergmann von Beruf ist. Als Mansfelder und Kind einer alten Bergmanns-Dynastie wußte ich natürlich, daß es unten im Schacht warm ist, oft sogar sehr warm; denn in Mansfeld arbeiteten die Kumpel teilweise nackt. Ich sah an meiner fadenscheinigen Uniformjacke herunter, betrachtete meine rotgefrorenen Hände und trat vor. Weder an den Händen noch an den Armen hätte man nach diesem halben Jahr in Gefangenschaft bei Wassersuppe und Trockenbrot einen Oberschüler von einem Bergmann unterscheiden können.

Ich wurde genommen und der Nachtschicht auf der Grube Andreas 2 zugeteilt. Leider hielt der Schacht oder zumindest die Sohle, auf der wir arbeiteten, nicht, was ich von ihm an Wärme erwartet hatte. An einigen Stellen war es nicht nur kalt, sondern auch ziemlich naß. Aber im Vergleich zu einem Wintertag auf dem Holzplatz war die Temperatur hier zumindest erträglich. Außerdem war die Brotration für die Untertage-Arbeiter fast doppelt so hoch wie für die anderen. Wir bekamen 500 Gramm Brot täglich und zweimal eine dünne, aber warme Suppe. Damit wäre zu Hause in Mansfeld gewiß kein Bergmann eingefahren. Aber wir waren eben nicht in Mansfeld, und wie es da zur Zeit aussah, wußte ich auch nicht. Wie sich bald herausstellte, war die Befragung, wer Bergmann sei, ohnehin nur Formsache gewesen, denn ein paar Monate später waren alle, bis auf die Kranken, im Schacht.

Ich zog nun auch in eine andere Baracke, in der die Nachtschicht-Arbeiter zusammen wohnten. So störten wir einander nicht, wenn wir schlafen wollten. Wir mußten nur noch darauf achten, daß immer einer in der Baracke krank gemeldet war, der am Morgen heizen konnte, damit es warm war, wenn wir durchgefroren von der Schicht kamen. Die Nachtschicht hatte einen großen Nachteil, eigentlich zwei. Außer sonntags konnten wir nie nachts schlafen. Auch nach längerer Zeit gewöhnt man sich an diesen Rhythmus nur schwer. Und der zweite Nachteil lag darin, daß wir am Tag die einzigen im Lager waren, die man für eine eilige zusätzliche Arbeit heranziehen konnte. Doch die Vorteile überwogen, wenigstens aus meiner Sicht.

Nachts ging es im Schacht ruhiger zu als in der Früh- und Mittagsschicht während der Kohleförderung, wenn alle Steiger und Obersteiger durch den Streb wuselten und die Leute, besonders die Gefangenen, antrieben. Am Tag war es im Lager stiller, weil die meisten zur Schicht waren. In den Baracken war es nicht so kalt wie in der Nacht, und die Wanzen schliefen.

Doch je näher der Tag meiner ersten Schicht kam, um so banger wurde mir. Auch die Erinnerung daran, daß mein Großvater und so ziemlich alle Männer meiner Verwandtschaft ihr Leben lang in den Schacht gefahren waren, konnte mich nur wenig trösten. In der Nacht vor der ersten Schicht schlief ich kaum. Dabei hätte ich es tun sollen, denn in der folgenden Nacht kam ich nicht dazu.

Gegen acht Uhr abends rief uns die Sirene zum Tor, wo die Posten mit geschultertem Gewehr warteten. Nach dem üblichen Zählen, das schneller ging als gewöhnlich, marschierten wir los. Es war kalt und dunkel. Mir schien es sehr kalt. Die bange Frage, was in den nächsten Stunden auf mich zukommen

würde, machte mich frösteln. Unser Weg ging gleich hinter dem Dorf über ein freies Feld, wo der Wind hörbar und gespenstisch durch die Bäume pffte. Unser Ziel, die Grube Andreas 2, lag im Nachbarort Jawiszowice. Wir kannten den Weg von den Arbeitseinsätzen auf dem Holzplatz. Aber im Dunkeln waren wir ihn noch nie gegangen. Langsam näherten wir uns dem Förderturm, auf dem sich das Seilrad gegen den Himmel abhob. Durch das Werktor kamen wir auf einen erleuchteten Hof. Aus der Kantine roch es nach Essen. Den Ort erkannte ich sofort, denn einmal hatten wir hier nach einem Arbeitseinsatz Reste des Kantinenessens bekommen. Nur hatten sie kein Besteck für uns, und ich mußte warten, bis mir jemand seinen Löffel auslieh. Seitdem trug ich bei jedem Arbeitseinsatz stets einen Löffel in der Brusttasche. Man mußte immer auf das Beste gefaßt sein.

Heute ging es nicht in die Kantine. Wir wurden in einen hellen Raum geführt, in dem jeder von uns eine Grubenlampe erhielt, deren Empfang er mit seiner Lagernummer quittierte. Sie war mit einem weißen Kreis als die Lampe eines Gefangenen gekennzeichnet. Nebenan war die Waschkau, wo die Bergleute nach der Schicht duschen und sich umziehen konnten. Ihre Arbeitssachen wurden an einer Kette unter die Decke des hohen Raumes gezogen, wo sie wie die Theaterdekorationen zur Dreigroschenoper hingen. So gingen die Männer in sauberen Klamotten nach Hause. Für uns galt das nicht. Unsere Drillichmonturen, die aus alten Wehrmachtsbeständen stammten, waren beides in einem: Arbeits- und Wegkleidung. Waschelegenheiten gab es im Lager und eine Art Tonseife, die den Dreck gleichmäßig verteilte. Es war den Polen wohl nicht zuzumuten, ihren Duschaum mit den Deutschen zu teilen. Auch darin lag eine Tradition im Umgang miteinander.

Einige der Polen, die sich zur Nachtschicht fertig machten oder von der Mittagschicht schon ausgefahren waren, stießen Flüche aus, als sie uns da stehen sahen mit dem großen N auf dem Rücken. Wir verstanden nur „Niemy“ und spürten an der Art, wie die Worte ausgesprochen wurden und wie der eine oder andere dazu ausspuckte, daß es keine freundlichen Worte waren, die sie uns nachriefen. Einige schwiegen. Das empfanden wir als Ausdruck von Sympathie.

Nachdem jeder eine Lampe hatte, wurden wir zum Förderturm geführt. Dreißig Paar Holzschuhe klapperten über die Eisenstufen, die bei jedem Tritt einen hellen Ton von sich gaben: Der scheppernde Gefangenen-Chor aus Jawiszowice. Dann warteten wir schweigend, daß uns der Korb am langen Seil in die Tiefe bringen würde. Es waren wieder einige von den Minuten, die jeder mit sich allein durchlebte und in denen niemand das Bedürfnis hatte zu reden.

Schließlich stiegen wir ein, immer zehn Mann für eine Fahrt. Der eiserne Korb war naß, Wasser lief am Gitter herunter von den tropfenden Gesteinsschichten, die er auf seiner Fahrt durchquerte. Der Posten blieb zurück. Von dort unten konnte ihm keiner entweichen. Die Seilfahrt begann, 300 Meter in die Tiefe. Ich spürte einen Druck auf den Ohren und schickte ein stilles Gebet zum Himmel, der plötzlich noch weiter oben war als sonst. Es war der 6. Januar 1946, mein neunzehnter Geburtstag.

Unten angekommen, wurden wir von einem Bergmann in unsere Arbeit eingewiesen: leere Grubenwagen zu den Förderstellen schieben und volle zurück zum Schacht bringen. Was eine einzige Grubenlok in einer Stunde geschafft hätte, das hielt dreißig Gefangene die ganze Nacht über in Trab. Aber die Grubenlok gab es nicht, und die Gefangenen waren da. Der polnische Bergmann ging uns mit der Lampe voraus, um den Weg zu zeigen. Wir hingen unsere Lampen an die Wagen und schoben los. Als wir den Hauptstollen vom Schacht verlassen hatten, wurde es dunkel; die Grubenlampen gaben nur wenig Licht. Die Luft wurde stickig, es roch nach faulem Holz und nach Schimmelpilzen. Der Boden war feucht und glitschig; die Holzschuhe fanden keinen Haft, und die Füße rutschten immer wieder aus. Wir schoben zu zweit einen der knarrenden und verrosteten Wagen, die man „Hunte“ nennt, auf oberschlesisch „Wagoni“. Wir fuhren in einer Kolonne, damit einer dem anderen helfen konnte, wenn so ein Vehikel aus den wackligen Schienen entgleiste. Das war beim Zustand der Gleise leider keine Seltenheit. Dann mußte der Wagen mit Hilfe einer Holzstange, die sie hier „Stachete“ nannten, wieder hochgehievt werden. Mit den leeren Wagen mochte das noch angehen. Aber ein voller Wagen, noch dazu, wenn er nicht mit Kohle, sondern mit Steinen vom Streckenvortrieb gefüllt war, bedeutete eine gewaltige Anstrengung. Dann mußten sich zwei oder drei Männer mit dem Rücken gegen den Unglückswagen stemmen, während zwei andere, die Hebelwirkung nutzend, den Wagen mit Hilfe der Stachete wieder auf das Gleis bugsierten. Der Pole, der unseren Konvoi begleitete, fluchte dann so ausdauernd, daß ich noch heute davon überzeugt bin, daß man in keiner Sprache so lange so inbrünstig und ohne Luft zu holen fluchen kann wie im Polnischen. Aber das machte das Malheur nicht kleiner, und schließlich faßte er selbst mit an, denn die Häuer, die auf die leeren Wagen warteten, waren seine Kumpel, und ohne Wagen konnten sie nicht fördern und somit auch nichts verdienen.

Vier bis sechs Touren, je nachdem, wie weit sie waren, trabten wir in einer Schicht durch die dunklen Stollen, von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh. Die Füße schmerzten, die Holzschuhe waren vom Grubenwasser durchweicht, das an manchen Stellen bis an die Schienen stand. Die Kräfte ließen nach, und unser polnischer Aufseher stieß immer längere und kräftigere Flüche aus. Auf diese Weise bestanden meine ersten polnischen Sprachkenntnisse hauptsächlich aus Flüchen, die ich heute noch in langen Wortkaskaden ausstoßen kann wie ein richtiger polnischer Górnik, was ein Bergmann ist. Da ich die Flüche nie gedruckt sah, kann ich den Beweis hier nicht antreten. Aber es ging um Blitz und Donner und Hundeblood und um die heilige Mutter Gottes, die als Zeugin angerufen wurde gegen die Huren- und Hundesöhne.

Da niemand von uns eine Uhr besaß, maßen wir die Zeit nach den Runden, die wir zurückgelegt hatten. Mit der Seilfahrt gegen sechs Uhr morgens war die Nacht noch nicht zu Ende. Nun standen wir wieder oben am Förderkorb und warteten, daß der Posten mit der Frühschicht kam und uns abholte. Hier oben in luftiger Höhe überfiel uns die Kälte des Morgens. Wir waren naß, müde

und nach der schlaflosen Nacht erschöpft, so daß uns die Januarluft dreifach traf. Die nassen Holzschuhe gefroren langsam an den Füßen, und die Hände waren klamm, als wir endlich losmarschierten. Im Lager erwartete uns eine dünne, aber warme Suppe. Nach dem letzten Löffel war ich schon eingeschlafen.

Das Brot vom Schneider

Die Tage im Lager verliefen in trister Gleichförmigkeit. Sie begannen am Schacht und endeten dort wieder bei der Seilfahrt zur nächsten Nachtschicht. Die Gespräche in der Baracke drehten sich um die wechselnden Parolen einer angeblich bevorstehenden Entlassung, um zu Hause und um das Essen. Besonders ein älterer Gastwirt aus dem Schwarzwald war nicht zu bremsen beim verbalen Auftischen immer neuer Varianten seines exquisiten Speiseplans, den er einst seinen Gästen offeriert hatte. Das „Thema eins“, ehemals Hauptgesprächsthema der Landser, trat immer mehr in den Hintergrund. Mit leerem Magen und im Zustand körperlicher Erschöpfung spricht man nicht über Sex. Wo sie früher ihre erlebten und erträumten Abenteuer mit Pariser Kokotten und polnischen Maruschkas lauthals zum besten gegeben hatten, da sprachen sie jetzt von ihren glücklichen Familien. Ich konnte da ebensowenig mitreden wie bei den erotischen Erinnerungen. Und auch die Kochrezepte unseres badi-schen Hoteliere waren mir ziemlich gleichgültig. Ich träumte manchmal von Butterbrötchen und Milchkakao, das schien mir der Gipfel der Genüsse. Ich brauchte nicht zu wissen, wie man eine Hammelkeule zubereitet, einen Hasen spickt und eine Gans tranchiert. Ich hörte auch nur noch mit einem Ohr hin, wenn sie sich über Namen von Gemüsesorten stritten, die in jedem Landstrich anders hießen. Was gelbe Rüben, Kohlrüben oder Steckrüben sind, konnte in all den Jahren nicht eindeutig geklärt werden. Nur soviel, daß man in Baden und Bayern etwas anderes darunter versteht als in Sachsen und Mecklenburg.

Da solche Gespräche meist an Sonntagen geführt wurden, wenn die Erinnerung an den häuslichen Sonntagsbraten besonders intensiv war, zog ich mir dann meine immer noch als Sonntagsanzug dienende Uniformjacke an und die Lederschuhe, die ich sonst für den Weg nach Hause schonte, und spazierte durch das Lager. Der Weg war viel kürzer als eine Umrundung des Kasernenhofes in Zittau gewesen war, aber eine gute halbe Stunde brauchte man schon vom Wasch- und Entlausungsraum am einen Ende, vorbei an den Wohnbaracken, bis zum Krankenrevier am anderen und über den Appellplatz durch die Lagerstraße zurück.

Wenn ein Bekannter im Krankenrevier lag, hielt ich machmal an und sprach ein paar Worte mit ihm durch das Fenster. Hineingegangen bin ich nie. Die Krankenbaracke war für viele, die hierher kamen, das Vorzimmer zum darunter liegenden Leichenkeller. Zwei ehemalige Wehrmachtssanitäter leisteten hier eine aufopferungsvolle Arbeit, und daß sie überlebten, grenzt an ein Wunder. Aber gegen Ruhr und Tuberkulose waren sie ziemlich machtlos. In ihrer

Apotheke gab es zwei Medikamente: ein Sulfonamid, nach dessen Einnahme man roten Urin ausschied, und Kohle gegen Durchfall, der in den meisten Fällen Ruhr war.²⁴

Als mir im Winter 1946/47 der rechte Ringfinger bei einem Arbeitsunfall zerquetscht wurde und der Steiger mich ins Krankenrevier schickte, habe ich mir vom Lagerschneider einen Fäustling machen lassen und bin am nächsten Abend wieder eingefahren. Nur nicht auf die Krankenstation! Ich war immer froh, wenn ich bei meinen Spaziergängen daran vorbeigehen konnte. Weiter ging ich dann nicht, denn dahinter kam nur noch die Latrine, auf der jeweils vierundzwanzig Männer nebeneinander saßen und die neuesten Nachrichten austauschten, die folgerichtig „Latrinenparolen“ hießen. Da es weder Radio noch Zeitungen im Lager gab, hatten diese Parolen meist ein zähes Leben. Sie waren für uns so etwas wie die bunten Luftballons unserer Kindertage, an denen man sich erfreuen konnte, auch wenn sie schließlich immer wegflogen und platzten. Aber bevor sie platzten, hatten sie unser Herz erwärmt. So hatten auch die unsinnigsten Gerüchte in unserer Hoffnungslosigkeit noch eine psychologische Funktion und eine therapeutische Wirkung.

Eine solche Geschichte war die in bestimmten Abständen wiederkehrende Ankündigung einer Offensive der AK, der Landesarmee, die sich in Südpolen bürgerkriegsähnliche Gefechte mit der AL, der Volksarmee, lieferte, und von der man sich eine Befreiung der von den Kommunisten bewachten Lager erhoffte. Irgend jemand hatte es immer von einem Polen im Schacht gehört. Die Beskiden, in denen gekämpft wurde, waren nur wenige Kilometer entfernt. Bei klarem Wetter konnte man die Gipfel sehen. Tatsächlich bemerkten wir im Lager alle größeren Kämpfe in den Bergen daran, daß das Wachregime verschärft, die Posten verstärkt und die Vorschriften strenger gehandhabt wurden. In Lager sprach man sogar darüber, ob man sich im Falle einer Befreiung der AK im Kampf gegen die Kommunisten anschließen sollte. Aber das wollten wohl nur ganz wenige. Die meisten hofften einfach nur. Doch ihre Hoffnungen waren ebenso unbegründet wie die Ängste der Lagerverwaltung. Keiner, ob Kommunist oder Antikommunist, interessierte sich zu dieser Zeit für die deutschen Kriegsgefangenen. Niemand hätte für sie auch nur einen Finger gerührt. Trotzdem hoffen wir weiter.

Hinter der Latrine kehrte ich auf meinen Sonntagsspaziergängen gewöhnlich um und ging in respektvoller Entfernung vom elektrisch geladenen Zaun, hinter dem ich die Bäume und die Häuser des Dorfes sehen konnte, zu meiner Baracke zurück.

An einem solchen Sonntag traf ich einen Mann aus meinem Nachbardorf. Er war Schneider und nähte für die Polen von der Lagerverwaltung und für deren Frauen. Jeden Morgen wurde er von einem Posten ins Dorf gebracht und abends wieder zurück. Er bekam bei Leuten, für die er sicherlich kostenlos ar-

²⁴ Zur ärztlichen Versorgung siehe ebenda, S. 140 ff.

beitete, zu essen, so viel, daß er – für mich unvorstellbar – sein Lagerbrot gar nicht brauchte. Von nun an bekam ich jeden zweiten Tag, im Wechsel mit meinem Freund Kurt aus unserem Dorf, eine zusätzliche Portion Brot. Das war jeden Tag eine dicke Scheibe nach der Schicht. Unter den Ärmsten war nun ich ein bißchen reich.

An einem Novemberabend

Als der Sommer zu Ende ging und wir immer noch im Lager waren und die Gerüchte über eine baldige Entlassung immer spärlicher wurden, machte sich Resignation unter den Gefangenen breit und eine Form von Aggression, die es bisher nicht gegeben hatte. Es gab Streit wegen nichtiger Ursachen. Je matter die Männer waren, je erschöpfter sie von der Schicht kamen, um so gereizter reagierten sie auf jedes Wort und jede Geste. Sie waren bereit, über alles zu streiten, selbst über Kohlrüben oder gelbe Rüben. Seltsamerweise wurde über Politik nicht gestritten. Damit wollte man im Grunde nichts mehr zu tun haben. Als die Nachricht bekannt wurde, daß sich in Deutschland wieder Parteien gebildet hatten, waren sich alle einig, daß man jeden, der wieder in eine Partei geht, hierher ins Grubenlager bringen müsse. „Die Deutschen werden niemals schlau“, hieß es, „haben die noch immer nicht genug von der Politik?“

Ich hielt mich auch in diesen Diskussionen zurück. Ich empfand die deutsche Niederlage noch immer als einen persönlichen Schicksalsschlag. Und da ich nun schon das zweite Jahr persönlich dafür haftbar gemacht wurde, hatte ich auch alle Veranlassung, das so zu sehen.

Der Schneider, der seit jenem Sonntag, als wir uns kennenlernten, so etwas wie Vaterstelle an mir vertrat, hatte, weiß der Himmel woher, zwei Bücher mit ins Lager gebracht: Die Bibel und Nietzsches „Menschliches – Allzumenschliches“. Im Hinterzimmer der Lagerschneiderei durfte ich nun immer, wenn ich wollte, darin lesen. Seit Jahren hatte ich kein Buch mehr in der Hand gehabt, und ich empfand allein die Beschäftigung damit als eine große Freude. Ganze Nachmittage saß ich vor der Schicht zwischen den nach Desinfektionsmitteln stinkenden Gefangenen-Klamotten und schmökerte vor mich hin. Mit dem Nietzsche konnte ich nicht viel anfangen. Doch irgendwie bestätigte er mich in der Ansicht, daß es Menschen geben muß, die anderen überlegen sind, auch wenn ich im Augenblick wohl nicht gerade zu denen gehörte. Wenn mir jeder Pole in den Hintern treten durfte, weil ich nach seiner Meinung irgend etwas zu langsam machte, so behielt ich doch die Überzeugung, daß nur ein unverdientes Schicksal uns in diese Lage gebracht hat und wir als Volk natürlich den Polen überlegen sind. Das gab mir ein bißchen Selbstbewußtsein gegenüber den Polen und den polnischen Bergleuten im Schacht, die sich als die Herren aufspielten.

Zu dieser Zeit fand ich beim Aufräumen im Grubengelände zwei kleine braune Deputathefte, in denen ihre polnischen Besitzer die ihnen während

des Krieges vom Werk gelieferte Kohle bestätigt hatten, und ich fing ich an, auf den unbeschriebenen Rückseiten meine Gedanken in gereimter Form zu Papier zu bringen. Einen Bleistift besorgte mir der Schneider, und auf dem Innenfutter leerer Zementsäcke, die wir sonst als Fußlappen benutzten, begann ich die Worte solange zu drehen und zu wenden, bis sich die Zeilen reimten und ins Heft geschrieben werden konnten.

Das erste Gedicht, wenn man es denn so nennen will, trägt den Titel „An einem Novemberabend 1946“. Der traurige November mag, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt von Heinrich Heine und seinem Wintermärchen noch nie etwas gehört hatte, zu der elegischen Grundstimmung beigetragen haben. Morgens und abends liefen wir bei Regen und Wind den Weg zwischen Schacht und Lager, Lager und Schacht. Und so dichtete ich in Sütterlinschrift:

*Herbstwind weht über die Felder,
die einst prangten in goldener Pracht.
Nebel umhüllen die Wälder
und verkünden die kommende Nacht.*

*Verwelkt sind die Blumen am Stege,
die einst grüßten mich von weit.
Nur die alte Eiche am Wege
beugte sich nicht der Zeit.*

*Manch starker Ast ist zersplittert
von des Ostens gewaltigem Sturm.
Doch der Stamm hat nicht einmal gezittert.
Er steht wie ein eiserner Turm.*

*Schau auf die alten Eichen,
mein teures Vaterland,
die wanken nicht noch weichen
in Krachen, Bersten und Brand.*

War ich in meiner Vorstellung eine der alten Eichen, die ich am Wege nach Jawiszowice sah und die in Wirklichkeit Linden waren? Ich war wohl eher eine ängstliche Haselnuß, die sich hinter den Büschen versteckte. Aber das abgegriffene Bild von den deutschen Eichen, diesem Inbegriff von teutonischer Treue, war wie der Traum vom verlorenen Vaterland ein Versuch, an Werten festzuhalten, die es nicht mehr gab. Doch es war auch eine Art Überlebenshilfe, als niemand dem Neunzehnjährigen andere Werte zu bieten hatte als der mißverstandene Nietzsche.

Traumbilder

Auf die Dauer empfand ich das Zusammenleben mit so vielen Menschen auf engem Raum immer quälender. Ich kannte alle ihre Gespräche, ihre Prahlerien, ihre Erzählungen von zu Hause. Ich wußte alles von ihren Frauen. Die Frau des Tischlers aus Naumburg durfte am Wochenende keine Unterwäsche tragen, damit er „immer gleich ran“ konnte. Der Sparkassenangestellte aus Coburg machte es nur am Samstag, und ein Bauernsohn aus der Gegend von Regensburg war mit dreizehn von der Magd im Stall genommen worden, wobei sie ihn mit ihren großen Brüsten fast erstickt hätte.

Wenn sie von ihren Wohnungen, ihren Häusern und Höfen erzählten, wurde in der Erinnerung alles so groß und prächtig, daß man denken konnte, mit lauter reichen Leuten zusammenzuleben. Heute kann ich verstehen, daß sich jeder in diesem Dreck und Elend sein Zuhause schöngedacht hat, und wie mit der Entfernung alles größer und besser wurde. Damals fand ich es nur abstoßend und das meiste auch noch erlogen. Wir hatten zu Hause keinen Bauernhof, kein Geschäft und keine Villa. Mein Vater war Arbeiter, und wir lebten mit den Großeltern in einem kleinen Haus, das der Großvater selbst gebaut hatte. Ich hatte nichts, womit ich hätte prahlen können, und lügen wollte ich nicht. Wir brauchten uns deshalb ja nicht zu schämen.

Wenn es ging, suchte ich mir einen Platz, an dem ich allein sein konnte. Das war unter den Bedingungen des Lagerlebens nicht so einfach. Manchmal saß ich stundenlang hinter der Baracke, sah auf die Bäume hinter dem Zaun, auf die Häuser, in denen Menschen ein ganz normales Leben führten, und in die Wolken, die meine Träume mitnahmen. Wenigstens in meinen Träumen wollte ich allein sein.

Ich lebte zwischen gestern und morgen, zwischen Erinnerung und Erwartung. In diesen Stunden hinter dem Zaun versetzte ich mich in eine Traumwelt, in der ich das Lager vergessen konnte. Und was ich aufschrieb, waren Traumbilder, in denen sich Gedanken, Gefühle und in der Erinnerung haftengebliebene Versstücke miteinander mischten.

*Zarte Nebel umhüllen das Bild,
das heut ich im Traum konnte schauen.
Frühlingswinde, wie Mailuft so mild,
halfen ein Luftschoß mir bauen.*

*Gestalten aus lieber vergangener Zeit,
wie Wollgrasflöckchen so lind.
Grad waren sie da und schon sind sie so weit,
weil die Gedanken so langsam im Fluge sind.*

*Da tritt aus dem Nebel vom Frühlicht umhüllt
die Liebste mit schüchtern lächelndem Blick.
Doch als meine Brust mit Verlangen sich füllt,
tritt sie ins Dunkel zurück.*

In solchen Versen baute sich der neunzehnjährige Gefangene ein Stück eigene Welt auf. Wenn ich sie heute, nach fast fünfzig Jahren, zum ersten Mal wieder lese, werden bei allen falschen und gestohlenen Bildern Gesichter und Stimmungen wieder lebendig, die längst verschüttet waren und die meine damaligen Empfindungen besser widerspiegeln als die Erinnerung nach so langer Zeit.

Ein älterer Gefangener hatte mir im Winter 1946, in der schlimmsten Zeit, bevor er, vom Tode gezeichnet, ins Krankenrevier kam, ein kleines Heft zur Aufbewahrung gegeben, das er den ganzen Krieg über bei sich getragen hatte. Es war ein „Gebetbuch für den Soldaten“, Gebete und Liedtexte vom Vaterunser bis zum Choral von Leuthen „Nun danket alle Gott...“. Die Texte sollten Mut machen und Zuversicht geben; sie waren zur Erbauung und zur Überwindung der Angst gedacht. Ich war von Hause aus weder christlich noch atheistisch erzogen. Wir glaubten an Gott und brauchten dazu keine Kirche. Als der Besitzer des kleinen Heftes bald darauf starb und beerdigt wurde, wie alle in einem Papiersack, da habe ich ihm an einem Abend die Verse nachgerufen von den Seiten, die am meisten abgegriffen waren.

Auch ich selbst las nun immer öfter in dem kleinen grauen Büchlein, das ich in der Brusttasche meiner Uniformjacke aufbewahrte. Und ich fand Trost darin. Ich erinnerte mich wieder an die Gebete, die ich bei meiner Großmutter, einer frommen Frau, gehört hatte. Die Erinnerung daran verband sich mit Bildern aus den Kindertagen, die ich bei ihr verbracht hatte. Auf dem täglichen Weg zum Schacht kamen wir hinter dem Friedhof an einem Heiligenbild vorbei, einer bunt angemalten Mutter Gottes in einem Glasschrein, der unter der Linde an der Wegkreuzung nach Jawiszowice aufgestellt war und vor dem sich die Posten jedes Mal bekreuzigten. Da mir das nicht zu kam und ich mich vor den anderen auch genierte, sagte ich immer leise für mich eines der Gebete aus meinen Büchlein auf. Vielleicht, dachte ich, würde es helfen, daß ich auch nach dieser Schicht wieder gesund aus dem Schacht herauskäme. Und am Morgen dankte ich dafür. Auch in meinen Aufzeichnungen aus dieser Zeit findet sich etwas von dieser Gottesfurcht und der neugewonnenen Frömmigkeit, so wie in den „Gedanken beim ersten Schnee“.

*Die schlanken Kreuze ragen öde
aus des Friedhofs Einsamkeit.
Langsam sinkt die Abendröte,
und die Nacht ist nicht mehr weit.*

*Leise fallen die ersten Flocken,
um nicht zu stören das trauliche Bild.
Vom Dorf her klingen die Abendglocken.
Mein armes Herz ist von Sehnsucht erfüllt.*

*Dem Gottesbild unter der alten Linde
flüstere ich meine Sorgen zu.
Meine Gedanken fliehn mit dem Winde.
Fern bei der Mutter finden sie Ruh.*

Die neugewonnene Frömmigkeit, geboren aus Angst ums Überleben und aus Hilflosigkeit, aus dem Ausgeliefertsein gegenüber allem und jedem, gab mir in diesem Winter die seelische Kraft durchzuhalten. Die Not lehrte mich beten, und sicher nicht nur mich. Aber jeder betete für sich allein. Meine Kenntnisse der christlichen Lehre bestanden aus einigen Psalmen und Sprüchen aus der Bibel, die ich in der Schneiderwerkstatt gelesen hatte, aus dem naiven, ziemlich sentimentalsten „Gebetbuch für den Soldaten“ und den Erinnerungen an meine frühe Kindheit bei der Großmutter, die in all den Jahren verschüttet gewesen waren. Ich war kein Christ geworden, eher ein Gläubiger, der etwas von dieser Lehre in sich aufgenommen hatte, das ihm Mut machte und Hoffnung gab, wenn die Ängste ihn zu erdrücken drohten. Das Bild der Mutter Maria mischte sich mit dem der eigenen Mutter, die zum Sinnbild von Heimat, Kindheit und Geborgenheit wurde.

Der erste Schnee wird zum Gleichnis. Er stellt die Verbindung her zur Kindheit, zur Heimat, zu allem, was das Herz erwärmen kann. Die ersten Schneeflocken im fernen Polen gleichen denen aus Kindertagen, wie es der gleiche Mond ist, der den Verliebten an verschiedenen Orten scheint. Sie wecken Erinnerungen und beflügeln die Phantasie mit Bildern, die es so niemals gegeben hatte.

*Wenn der Himmel dem fernen Dörflein
die ersten Schneeflocken schenkt,
sitzt eine Mutter im Dämmerchein,
die an ihren Jungen denkt.*

*Ihre Gedanken ziehn weite Kreise,
zurück fliehn sie Jahr um Jahr.
Und eine Stimme im Herzen sagt leise:
Weißt du noch, wie es damals war?*

*Als der Junge, der heute so ferne,
noch weilte auf ihrem Schoß,
und beim Anblick der goldenen Sterne
vor Freude Tränen vergoß.*

*Und wie seine Augen staunten
über der Flocken silbernes Heer,
und ihre Lippen ihm raunten
Frau Holles uralte Mär.*

Meine Mutter hatte mir keine Märchen erzählt, wenn Schnee fiel. Da mußte sie den Hof, die Straße und den Weg zum Stall freihalten. Sie hatte mir, mit Ausnahme der Tage, als ich die Masern hatte, überhaupt keine Märchen erzählt. Dafür hatten wir die Großmutter, die eigentlich meine Urgroßmutter war. Auch Erinnerungen kann man sich zusammenträumen. In meinen Erinnerungen an die Kindheit habe ich die schönsten Bilder vom ersten Schnee gemalt und mit Freude in jedem Jahr neue Klavierstücke über den Winter eingeübt. Es stimmt, daß wir in der Dorfschule jedes Jahr, wenn der erste Schnee fiel, einen Aufsatz darüber schreiben und ein Bild davon malen mußten. Aber ich konnte sehr schlecht malen und brachte nie die Geduld auf, die einzelnen Flocken mit Deckweiß auf Papier zu bringen, wie es erwartet wurde. Und die Klavierstunde, in der ich immer vor Weihnachten neue Stücke zum Vorspielen einüben mußte, habe ich gehaßt, weil sie mir die Zeit zum Fußballspielen raubte. Hier nun wandelte sich das alles in eine schöne Erinnerung, die mich umhüllte und wärmte.

*So schlugen die kleinen weißen Sterne
eine Brücke am Himmelszelt,
zu der Mutter in weiter Ferne
über den Haß der Welt.*

Die Gedanken an zu Hause, an die Mutter, die Freundin, das Dorf – in ihrer Mischung aus Sentimentalität und Wunschvorstellung – ließen mich für einige Stunden meine Lage vergessen. So lange ich im Kopf die Worte hin- und herdrehte, solange war ich in Gedanken in einer anderen Welt. Die Flüche der Posten, das Getrappel der Holzschuhe, die nach den Ausdünstungen von dreißig Männern stinkende Baracke, das alles nahm ich in diesen Stunden kaum wahr. Ich hatte mir ein Refugium geschaffen, in das ich um keinen Preis einen anderen eingelassen hätte. Nie habe ich jemanden eins der Gedichte gezeigt. Es war das einzige, was mir ganz allein gehörte.

Der Brief von Josef B.

Der Weg zwischen Lager und Schacht war uns inzwischen so vertraut, daß wir ihn morgens und abends hin- und hertrotteten wie alte Ackergäule. Links und rechts von uns je ein müder Posten mit baumelndem Gewehr, der ab und zu „Schneller!“ rief oder „In der Reihe bleiben!“, wenn die Marschordnung unter der Müdigkeit gelitten hatte.

Unten auf der dritten Sohle der Grube Andreas 2 hatte sich indessen für unsere Wagenkolonne einiges geändert. Unsere Truppe, die Nacht für Nacht die klapprigen Grubenwagen polternd hin- und hergeschoben hatte, war zuerst immer kleiner geworden, schließlich wurde sie ganz aufgelöst. Ein müdes, fast blindes Grubenpferd hatte unsere Arbeit übernommen. Wir aber wurden nun

verschiedenen polnischen Häuern zur Verstärkung zugeteilt. Das ewige Wagenschieben, der ständige Ärger mit den wackligen Schienen und den ächzenden Rädern, die endlosen Wege auf dem nassen, glitschigen Boden, das war nun erst einmal zu Ende. Aber was würde kommen? Wem würde ich nun die ganze Nacht über ausgeliefert sein? Der ersten Schicht sah ich wieder einmal mit Angst und Bangen entgegen.

Doch diese neue Arbeit bot auch die Möglichkeit, etwas vom Bergmannsberuf zu erlernen, wozu wir bisher keine Gelegenheit hatten. Für einen Jungen aus Mansfeld, der keinen Beruf erlernt hatte, konnte das auch von Nutzen sein.

In den folgenden Monaten arbeitete ich in einem Streb, der zwischen achtzig Zentimeter und einem Meter sechzig hoch war. Wir verlegten zunächst mit polnischen Arbeitern zusammen vier Meter lange eiserne Schüttelrutschen so nahe an die Kohle heran, daß die Frühschicht wieder fördern konnte. Die Bleche waren schwer, und es kostete viel Kraft, sie zwischen den Stempeln, die die Decke abstützten, zu bewegen. Danach war ich eine Zeit beim Ausbau. Mit kurzen Eisenschienen und Holzkeilen bauten wir Kästen, die die Decke abstützen sollten, wenn die Kohle herausgeholt war. Manchmal krachte es unheimlich in dem ausgekohlten Streb. Doch mit der Zeit hörten wir heraus, ob Gefahr im Verzug war oder ob es sich nur um blinden Alarm handelte. Diese Arbeiten waren schwerer als in der Transportkolonne, aber sie waren auch interessanter, und die Nacht ging schneller herum.

Im Sommer 1946 kam ich für einige Wochen zum Streckenvortrieb. Die drei Polen, die hier eine Mannschaft bildeten, bekamen einen Gefangenen zur Hilfe zugeteilt, der nicht auf ihren Lohn angerechnet wurde. Und der war ich. Bei dieser Arbeit konnte man, im Gegensatz zum Streb, aufrecht stehen. Aber dafür war es naß und kalt, und die Steine, die weggeräumt werden mußten, waren viel schwerer als Kohle. Die erste Schicht bohrte und schoß, die zweite räumte das Gestein weg und die dritte baute den Versatz.

Nach den Monaten des stupiden Hin- und Herschiebens der alten Wagen, in denen alle Aufmerksamkeit auf die Schienen gerichtet war, lernte ich hier erstmals richtige Bergmannsarbeit kennen. Zuerst wurden zehn bis zwölf Löcher drei Meter, manchmal vier Meter tief in den Stein gebohrt. Die Anordnung der Löcher war entscheidend dafür, wie der Stein reagierte. Brach zu wenig heraus, mußte nachgebohrt werden. Das kostete Zeit. Kam zuviel herunter, mußte mehr geräumt und mehr Versatz gebaut werden. Das kostete ebenfalls Zeit. An der Länge der Flüche hörte ich, ob meine Kumpel mit der Sprengung zufrieden waren.

Meine Aufgabe bestand darin, beim Bohren die Maschine auf der Schulter zu halten, damit der Häuer genau bohren konnte. Das klingt leichter als es ist, denn die Maschine war nicht nur ziemlich schwer; die Erschütterungen gingen mir durch Mark und Bein. Da wegen des Steinstaubs mit Wasser gebohrt werden mußte, stand ich mit den Füßen im Wasser, und von vorn bekam ich das Wasser ab, das am Bohrer herunterlief. Zum Glück war der Winter vorbei

und der Weg zum Lager morgens nicht mehr ganz so kalt. Dennoch waren, wenn die Schicht zu Ende war, die Holzschuhe durchgeweicht und die als Fußlappen verwendeten Papiertüten zu kleinen Kugeln zusammengeknüllt. Die mit Schießdraht zusammengebundenen Hosenbeine waren naß bis über die Knöchel.

Wenn das Gestein weggeräumt werden mußte, holte ich die leeren Wagen heran und schob die vollen dahin, wo sie abgeholt wurden. Am interessantesten war der Ausbau. An den Seitenwänden wurden dicke Holzstämme aufgerichtet, in die am oberen Ende mit der Axt eine Kerbe gehauen wurde, so daß ein dritter Stamm, die Kappe, darüber gelegt werden konnte, der das Ganze nach oben abstützte. Zwischen die Stempel wurden flache Hölzer, eine Art Zaunlatten, gesteckt und der Platz bis zum festen Gestein mit Steinbrocken versetzt. Als ich den ersten Stempel so zugehauen hatte, daß die Kappe paßte, war ich sehr stolz auf mich. Ich konnte etwas, was andere nicht konnten. Ich hatte etwas gelernt.

In dieser Zeit ging ich mit den polnischen Arbeitern von Schacht zum Querschlag und morgens wieder zurück. Da wir Gefangene immer als erste ein- und als letzte ausfuhren, hatte ich meistens noch Zeit für eine Verschnaufpause. In den ersten Nächten saß ich abseits, wenn sie ihre Vesper machten. Ich gehörte gewissermaßen nicht dazu. Doch nach einiger Zeit durfte ich bei ihnen sitzen, und später hatte reihum immer einer eine Vesperstulle für mich in der Zeitung eingewickelt, aus der er den anderen vorlas. Sie hatten mich akzeptiert. Es war das erste Mal, daß jemand meine Arbeit anerkannte. Im Lager bekam ich auf Vorschlag meiner Arbeitskameraden sogar eine Prämie: Eine ganze Woche lang erhielt ich täglich zusätzlich 200 Gramm Brot, dreißig Gramm Marmelade und 20 Gramm Speck, den ich wohl auf einmal bekommen habe. Das muß schon im Herbst gewesen sein, denn ich habe es im Oktober stolz nach Hause geschrieben.

Eines Tages war ein junger Arbeiter in meinem Alter in unsere Mannschaft gekommen, der, wie sich bald herausstellte, noch über das Kriegsende hinaus in Deutschland gewesen war und zwar in meiner engeren Heimat, in Mansfeld. Er hatte dort im Lager gelebt und war geblieben, bis die Russen kamen und die Amerikaner abzogen. Danach war er nach Polen zurückgegangen. Von ihm hörte ich zum ersten Mal, wie es nach dem Krieg zu Hause aussah, daß der Krieg nichts mehr zerstört, beim Einmarsch der Amerikaner niemand geschossen hatte und so auch niemand zu Schaden gekommen war. Nach einigen Tagen fragte ich ihn, ob er nicht einen Brief für mich befördern würde, in dem ich meiner Mutter einmal etwas ausführlicher schreiben könnte.

Anderthalb Jahre nach Kriegsende wußte ich noch nichts von zu Hause. Hatten die Eltern überlebt? War die Freundin unbehelligt über die Kriegs- und Nachkriegswirren gekommen? Warum ließen sie uns nicht schreiben? Sollte unsere Existenz verschwiegen werden, so daß unser Verschwinden niemandem auffiel? War es nur eine der Schikanen, die uns zermürben sollten, oder hatten die Polen noch gar keine Post?

Im März 1946 hatten wir auf einer vorgedruckten Karte der Grubenverwaltung zum erstenmal eine Nachricht nach Hause schicken dürfen, ganze zehn Zeilen. Ich schrieb: „Liebe Eltern! Ich befinde mich in einem polnischen Arbeitslager in Jawiszowice bei Krakau. Ich bin gesund und wohlauf, was ich von Euch Lieben auch hoffe. Kurt Rohkohl ist auch bei mir und Schneider Kri-sam aus Helbra. Beantwortet bitte umgehend die Karte. In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen verbleibe ich Euer lieber Manfred.“ Meine Adresse war Jaworzno, skrzynka poczt. Nr.2, I/3.²⁵ Der Karte war eine ebenso kurze Rückantwort beigelegt.

Monate vergingen, ohne daß ich eine Antwort bekam. Irgendwann im Herbst, nach eineinhalb Jahren im Lager, hatte ich endlich ein Lebenszeichen von zu Hause bekommen. Es war von meiner Mutter.

Josef Biegun, so hieß mein neuer Kollege, war selbst lange und unter Zwang von zu Hause weggewesen. Er verstand meine Sorgen und versprach, meinen Brief heimlich zu befördern. Auf der Rückseite eines Formulars der Mechanischen Taschentuch-Weberei Schneller und Schober aus Lauban konnte ich im Oktober 1946 endlich einen richtigen Brief schreiben, in dem nicht nur auf zehn Zeilen wiederholt wurde, daß ich gesund bin und dasselbe von meiner Familie hoffe. Ich schrieb mit einem spitzen Bleistift, den ich vom Schneider bekommen hatte, in so kleiner Schrift wie nur möglich, um viel mitteilen zu können. Ich schrieb an alle, die Mutter, die Großeltern, die Freundin und an die Nachbarn auch.

So gut es ging, versuchte ich Optimismus auszustrahlen. Ich berichtete von meiner Prämie und daß wir wieder einen Ofen in der Baracke bekommen haben, der wohl qualmt, aber doch wärmt. Hier konnte ich endlich einmal meine Fragen stellen, für die auf den Zehn-Zeilen-Vordrucken kein Platz war. „Wie steht es im Dorf? Was ist mit einem Beruf für mich? Ich habe, seit ich in Gefangenschaft bin, den Wunsch, Lehrer zu werden. Ob das wohl möglich ist? Aber sonst bin ich auch an körperliche Arbeit gewöhnt.“

Und dann kommt doch die Sehnsucht durch. „Mein Klavier wünsche ich mir manchmal, und ich kann mir nicht mehr denken, daß ich damals zu faul zum Üben war. Wenn wir abends zur Arbeit gehen, kommen wir an einem Haus vorbei, in dem oft ein Kind Klavier übt. Ach, wie mich das immer seltsam berührt.“ Fragen nach der Freundin, ob sie die Mutter noch besucht, nach den Nachbarn und Verwandten folgen. Und immer wieder die Frage nach dem Schicksal des Vaters. Sie blieb bis zum Ende der Gefangenschaft unbeantwortet.

Als ich Jahre später nach Hause kam, fand ich den Brief von Josef Biegun hinter meinem Bild. Er war vom 20. Oktober 1946. Er steckte in einem blauen Umschlag, frankiert mit einer Zehn-Zloty-Marke, die das Warschauer Schloß

²⁵ Skrzynka pocztowa = Postfach; I = Nummer des Kohlendistrikts (Nikolai); 3 = Lagernummer (Brzeszcze); siehe Böss, S.115.

vor und nach der Zerstörung zeigte.²⁶ Meine Mutter hat ihn, wie alle meine Briefe aus der Gefangenschaft, bis zu ihrem Tode aufgehoben.

Schläge und Rückschläge

Anfang 1947 wurde ich an einen Bremsberg versetzt. Meine Arbeit bestand nun darin, mit Hilfe einer Seilwinde leere Wagen von der tiefer liegenden Sohle heraufzuholen und die vollen hinunterzulassen. Ich hatte die Wagen, die die Arbeiter brachten, von den Schienen zu schieben, auf einem Eisenblech um 90 Grad zu drehen, sie auf die andere Schiene zu bugsieren und mit einem Karabinerhaken festzumachen. Der Pole an der Winde, die hier „Haspel“ hieß, setzte den Wagen in Bewegung und ließ ihn langsam den Bremsberg hinunter. Ich zog dann noch an einem Draht, der am anderen Ende der Fahrt eine Glocke anschlagen ließ, die die Ankunft des vollen Wagens signalisierte. Dann hatten wir Pause, bis sie von unten klingelten, daß wir die leeren Wagen hochziehen konnten. Manchmal kamen auch eine ganze Zeit gar keine Wagen an, wenn die oben nicht förderten oder die unten keinen Nachschub hatten. Dann konnte der Pole schlafen, und ich legte mich auf ein paar Holzplatten und ruhte mich aus. War diese Arbeit nach dem Streckenvortrieb schon für mich eine ruhige Kugel, so war mein Kollege morgens vollends ausgeschlafen und konnte mit seinem Panjewagen aufs Feld fahren oder in die Stadt um einzukaufen.

Nach ein paar Tagen verließ er sich ganz auf mich. Ich bediente auch die Haspel und weckte ihn nur, wenn ich die helle Lampe des Steigers von weitem kommen sah. Für diesen zusätzlichen Wachdienst bekam ich allabendlich eine Stulle von echtem Bauernbrot. Ich hatte das Gefühl, er mochte mich.

Doch eines Tages begann er, nachdem der Steiger durch war und wir für den Rest der Nacht allein blieben, seine Hose aufzuknöpfen und sein eregiertes Glied herauszuholen, das schwarz von den Kohlenhänden war, mit denen er es mir hinhielt. Er forderte mich erst freundlich grinsend, dann immer heftiger auf, es in die Hand zu nehmen und ihn zu befriedigen. Was sollte ich tun? Sollte ich weglaufen? Das würde man mir als Arbeitsverweigerung auslegen. Hilfe rufen? Wer sollte mich hören? Ich war so überrascht, daß ich mir keinen Rat wußte und tat, was er verlangte. Ekel würgte mich, und ich sah weg, als er nach wenigen Handbewegungen seinen Samen auf die schwarze Kohle spritzte. Ich wagte nicht, jemandem davon zu erzählen. Einmal schämte ich mich schrecklich und zum anderen: Wer würde mir eine solche Geschichte glauben? Er war ein Pole und ich ein deutscher Gefangener, ein Niemiec. Doch als er am nächsten Abend dasselbe von mir verlangte und noch mit dem Knüppel drohte, da lief ich doch einfach weg und versteckte mich am Schacht, bis die

²⁶ Hier irrt Gebhardt. Die Briefmarke zeigt die Heiligkreuzkirche (Kościół Świętego Krzyża) an der Krakowskie Przedmieście vor und nach der Zerstörung.

anderen zur Ausfahrt kamen. Am nächsten Abend brauchte ich nicht mehr zu ihm, er selbst hatte einen anderen Gefangenen angefordert. Ich war zufrieden und versuchte, den Spuk einfach zu vergessen.

Doch ein paar Tage später mußte ich vor der Schicht zur Lagerverwaltung. Das war ungewöhnlich, und mir schwante nichts Gutes. Meine Ahnungen trogen mich nicht. Ich wurde beschuldigt, die Arbeit verweigert und Sabotage begangen zu haben. Ich bestritt das, denn was hätte ich sabotieren sollen? Den Naczelnik beeindruckte das gar nicht. Er erklärte mir, daß ich zu fünfundzwanzig Hieben, „dwadzieścia pięć na dupę“, verurteilt sei und das Urteil auch so gleich vollstreckt werde. Ich wurde in einen leeren Raum geführt, in dem nur ein Bock stand, auf dem ich mich vornüber beugen mußte. An der Decke brannte eine einzelne Glühbirne, die an einer Strippe hing und leicht hin- und herschwankte. Sonst war der weißgetünchte Raum leer, und ich konzentrierte mich darauf, meinen Blick auf die pendelnde Birne zu richten. Da traf mich auch schon der erste Schlag, der so schmerzte, daß ich, was ich unbedingt hatte verhindern wollen, laut aufschrie. Ich war nicht sehr tapfer. Wenn ich in Büchern lese, wie andere so etwas aushielten, fühle ich mich beschämt. Nach zehn Schlägen konnte ich das Wasser nicht mehr halten, und ich spürte, wie es mir warm und naß an den Beinen herunterlief. Der Naczelnik, der die Exekution überwachte, sah es und befahl dem Posten aufzuhören. Die noch fehlenden Hiebe sollten zur Bewährung ausgesetzt werden. Ich war fast dankbar und gelobte, immer fleißig zu arbeiten.

Als ich in die Baracke zurückkam, bestürmten mich alle mit der Frage, ob sie mich geschlagen haben, denn wer in die Baracke des Naczelnik bestellt wurde, kam selten ungeschoren davon. „Sie haben“, sagte ich, „und ich weiß nicht wofür.“ Alle nahmen Anteil an meinem Schicksal. Der Streit und die Querelen in der Baracke waren mit einem Mal vergessen. Jetzt waren wir wieder alle Deutsche, und der Feind sprach polnisch. „Sie sind alle Schweine“, sagte einer, „die Polacken. Als sie bei uns auf dem Gut gearbeitet haben, waren sie klein und häßlich. Und jetzt, wo die Russen den Krieg gewonnen haben, spielen sie sich als Sieger auf.“ Ich kletterte auf meine Pritsche und legte mich noch ein paar Minuten, bis die Sirene zur Nachtschicht rief, auf den Bauch, weil der Rücken gar zu sehr schmerzte. Einer wollte mich noch trösten mit dem Satz: „Warte nur, es kann auch einmal wieder anders kommen.“ Aber das interessierte mich schon nicht mehr. Ich hatte mit mir zu tun.

Die Schmerzen waren bald vergessen, aber die Frage, wem ich das zu verdanken hatte, beschäftigte mich weiter. Dabei war die Lösung so einfach. Der geile Haspelfahrer hatte mich angezeigt, weil ich mitten in der Nacht den Arbeitsplatz verlassen hatte. Vielleicht hatte er sich sogar einen Zeugen geholt, der seine Aussage bestätigen konnte. Dagegen hatte ich keine Chance. Und selbst wenn ich gesagt hätte, warum ich weggelaufen war, es hätte mir niemand die Geschichte abgenommen. Die Prügel wären mir in jedem Fall sicher gewesen, und der Hohn der anderen wäre noch dazugekommen. Denn wer hätte schon einem deutschen Gefangenen geglaubt.

Sehnsucht und Sorge

Besser als meine Erinnerungen könnten die Briefe, die ich von Oktober 1946 an in größeren Abständen nach Hause schreiben durfte, meine damaligen Gedanken und Empfindungen widerspiegeln. Doch sie tun es nur bedingt.

Wer so wenig vom anderen weiß, wie wir in diesen Jahren von unseren Angehörigen, ist versucht, immer dasselbe zu schreiben und immer die gleichen Fragen zu stellen, zumal, wenn ihm nur zehn Zeilen im Monat, und das nicht einmal in jedem, zur Verfügung stehen. Dazu kommt, daß keiner dem anderen das Herz schwermachen wollte. Auch meine Mutter schrieb nicht mehr, als daß sie gesund sei und dasselbe von mir hoffe. Zu dieser gegenseitigen Rücksichtnahme kam die Angst vor der Zensur. Was konnte, was durfte man auf einer offenen Karte schreiben? Hätte ich von meiner Prügelstrafe oder von meinen Erlebnissen mit dem Begräbniskommando berichten sollen, auf zehn Zeilen? Alle diese Dinge blieben ungesagt.

Außerdem waren die Karten so lange unterwegs, daß kein Dialog zustande kommen konnte. Die Weihnachtskarte, am 17. November geschrieben, kam am 25. Februar zu Hause an. „Diese Zeilen sollen Dir, meiner lieben Mutti, die herzlichsten Weihnachtsgrüße übermitteln.“ Da war Weihnachten längst vorbei. „Ich will Dir und mir nicht das 2. Weihnachtsfest, das wir getrennt verbringen müssen, durch viele Worte noch schwerer machen, als es ohnehin schon sein wird. Ich wünsche Dir deshalb nur ein gesundes Weihnachten, und möge Dir der liebe Gott unseren Vati noch nach Hause schicken. In Gedanken bin ich bei Euch, meine Lieben, auch wenn ich noch so weit weg bin.“

Zwischen dem 17. November und 9. März bekamen wir keine Vordrucke, den nächsten dann erst wieder am 3. Juni. Der Märzbrief kam im August, der Junibrief im September an. (Meine Mutter hat auf jedem Brief das Datum vermerkt, an dem sie ihn erhielt.) Was sollte man da schreiben? „Mir geht es soweit gut, wenn nur der böse Winter erst vorüber wäre.“ (15. Oktober 1946) „Mir geht es gesundheitlich noch gut, auch sonst geht es mir unverändert. Bei der letzten Untersuchung stellte der Arzt fest, daß ich gesund sei wie ein Fisch im Wasser. Der schlimme Winter, der uns lange Zeit Kälte bis zu –30 Grad brachte, geht nun auch zu Ende. Und mit gläubiger Zuversicht und im Vertrauen auf Gott sehen wir dem kommenden Frühling entgegen und hoffen, daß er uns die ersehnte Heimkehr bringen wird.“ (9. März 1947)

Doch der Frühling ging vorbei, der Sommer kam, der dritte in der Gefangenschaft. Die Lagerhaft zerrte an den Nerven, die Gedanken an zu Hause wurden lebhafter, die Sehnsucht nach einem normalen Leben wurde stärker. Am 3. Juni, dem Hochzeitstag meiner Eltern, schrieb ich: „Nur die Sehnsucht wird immer größer und das Heimweh nach dem Dorf, dem Wald, dem Haus, dem Garten, nach allen Lieben und vor allem nach Dir. Wollen wir Gott bitten, daß er uns gesund erhält und bald unsere Sehnsucht stillt.“

Am 29. Juli durften wir wieder schreiben. Es war der Geburtstag meines Großvaters, den ich in normalen Zeiten sicher vergessen hätte. Jetzt versetzte

ich mich in Gedanken in eine Geburtstagsrunde, wie ich sie von früher in Erinnerung hatte, mit Kirschkuchen und Milchkaffee. Als Junge hatte ich diese Geburtstage als höchst lästig empfunden und war immer froh gewesen, wenn ich nach dem Kaffeetrinken die Runde verlassen durfte. Nun aber bekamen auch solche Ereignisse ein ganz anderes Gewicht. „In Gedanken“, schrieb ich, „sehe ich Euch in der Laube beim Kaffeetisch sitzen, und ich schließe mich den Gratulanten an.“ Es lag Jahre zurück, daß ich an einer solchen Geburtstagsfeier teilgenommen hatte. Das war, bevor ich zum Militär mußte. Doch plötzlich stand mir alles wieder deutlich vor Augen, als sei es gestern gewesen: die mit Pfeifenkraut bewachsene Laube vor dem Haus, der Garten, in dem Gladiolen und Dahlien blühten, die für die Geburtstagssträuße herhalten mußten. Ich sah den Kirschbaum, an dem die Kirschen so tief hingen, daß man sie mit den Händen greifen konnte, wenn man den Hund Rolf nicht fürchtete, der gerade darunter seine Hütte hatte. In der Erinnerung roch ich den Kaffee, zu dem die Großmutter immer die Bohnen abzählte, und der in einer bauchigen Kanne, versteckt unter einer dicken Kaffeemütze, auf dem Tisch stand. Der Großvater trug sein bestes Vorhemd, einen weißen Brustlatz, mit gebundenem Schlips; die Großmutter hatte eine gestärkte weiße Schürze umgebunden und die Haare zu einem dicken Knoten aufgesteckt.

An die Gespräche erinnerte ich mich nicht. Vermutlich hatte es mich nie interessiert, worüber sich die Erwachsenen unterhielten. Vielmehr dachte ich natürlich an den Kirschkuchen, an dessen Geschmack ich mich zu erinnern suchte, an die reifen, frischen Kirschen und an die Wurststullen vom Selbstgeschlachteten, die es an solchen Tagen gegeben hatte. Anders konnte ich mir einen Geburtstag zu Hause nicht denken. Nun aber kam etwas dazu, das ich früher kaum beachtet hatte – die Erinnerung an weiße Tischdecken, bunte Gardinen, an gestärkte Kaffeeschürzen und gebügelte Vorhemden, an die gescheuerte Treppe und den gefegten Hof. Es war die Sehnsucht nach Sauberkeit und Ordnung und das, was wir kleinen Leute unter Kultur und Lebensart verstanden. Das totale Gegenteil von dem, was mich tagtäglich umgab: Schmutz, Unordnung, gieriges Essen aus Blechnäpfen, Wanzen in den Wänden und Läuse in den dreckigen Hemden.

Kirschkuchen und gestärkte weiße Wäsche, das war es, worauf sich der Heimatbegriff hier reduzierte, dazu ein Blick über die blühenden Gärten und die weißgetünchten Häuser des Dorfes. Hier waren die Häuser ohne Putz, die Fenster ohne Gardinen, die Gärten ohne Blumen, und die Frauen trugen auch an Sonntagen keine weißen Schürzen. Hier war Polen. „Heute habe ich Waschtag“, schrieb ich am 15. August 1947. „Ich habe von Heinrich (dem Schneider) ein neues Hemd bekommen, aber hier wird alles so schnell schwarz. Wann wirst Du meine Wäsche wieder waschen?“

„Mit sehnsuchtsvollem Herzen ergreife ich wieder die Feder“, heißt es in einem Brief aus dem Herbst 1947. „Wieder geht der Sommer vorbei, mit allen Hoffnungen, die der Frühling brachte. Wie wird sich wohl daheim alles verändert haben?“ Wieder und wieder malte ich mir den Tag aus, an dem ich nach

Hause zurückkehren würde, und manchmal schrieb ich es auf, wie in den folgenden Zeilen, die ich „Heimkehr“ nannte.

*Rot sinkt die Sonne nieder
hinter dem dunklen Wald.
Abend wird es wieder,
und des Kirchleins Glocke erschallt.*

Im Abendlicht wollte ich heimkommen, so, wie ich es im Kino gesehen hatte, mit den letzten Sonnenstrahlen, die auf das stille Dorf fielen. Mit dem Abend verband ich Frieden, Ruhe, Heimwege. Und die Glocken sollten läuten wie an einem Samstagabend.

Vom Berg, auf dem die Mühle stand, zu der ich oft genug mit dem Handwagen das Korn zum Mahlen oder Schroten gefahren hatte, wollte ich kommen. Von hier aus hatte man den schönsten Blick auf das Dorf, das im Tale lag.

*Die knorrige alte Linde,
der Wächter vor dem Tor;
in der Ferne mit jedem Winde,
drang mir ihr Rauschen ans Ohr.*

*Das Kirchlein am steilen Hange
leuchtet im purpurnen Schein.
Und ums Herz wird mir so bange,
wie wird wohl das Wiedersehn sein?*

Hatte ich in einem meiner Briefe gefragt: „Wie wird sich wohl daheim alles verändert haben?“, so beschäftigte mich zunehmend die Frage, wie das ersehnte Wiedersehen mit der Heimat, der große, in Jahren herbeigesehnte Tag, in Wirklichkeit aussehen werde. Das Heimatdorf inmitten der Schächte und Hütten des Mansfelder Bergbau-Reviers, wo Halden die Landschaft wie Narben überziehen und die Luft nach heißer Schlacke riecht, wird in der Erinnerung immer schöner, da stehen Rehe auf blumigen Wiesen, Forellen plätschern im Bach und das Summen einer Sommerfliege wird zur vertrauten Musik.

Solange ich in meinen Träumen durch das Dorf spazierte, mich im Abendlicht an der Mühle stehen sah, solange hatte mein Leben ein klares Ziel. Alles war auf den einen Punkt ausgerichtet: Heimkehr ins Dorf, ins Elternhaus. Dieser Gedanke lebte in meinen Träumen, in meinen Briefen und in den holprigen Zeilen meiner Gedichte. Er beherrschte mein Leben voll und ganz. Er half mir leben und überleben.

Marischa

Zu Beginn des vierten Jahres in der Gefangenschaft hatte ich eine neue Arbeit bekommen, die eine Reihe Vorteile bot. Ich wurde – wohl weil ich vom Lande kam – Pferdekutscher auf der dritten Sohle von Andreas 2. Damit war ich wieder bei meiner ersten Beschäftigung im Schacht gelandet, dem Transport der leeren Grubenwagen vom Schacht zu den Förderstellen und der vollen zum Schacht zurück. Nur mußte ich die Karren nun nicht mehr schieben. Das Pferd zog sie, und ich war der Kutscher. Abends, wenn wir eingefahren waren und meine Kollegen zu ihren Arbeitsstellen gingen, die Rutschenverleger und die Kästenbauer, die Haspelfahrer und Streckenbauer, da ging ich in den Stall zu meinem Pferd, das auf polnisch „Koń“ hieß und von mir Koni gerufen wurde. Koni war schon alt und fast blind, so daß ich mit der Lampe vorausgehen mußte, an deren Lichtschein es sich orientierte. Mein polnischer Kollege, der Kutscher von der Mittagschicht, hatte noch gefüttert, und so konnten wir gleich losziehen.

Wir hatten es beide nicht besonders eilig, die leeren Wagen anzukoppeln und nach hinten zu fahren. So trotteten wir gemächlich durch die Stollen. Wir hatten keinen Chef, der uns antrieb. Und wenn nicht an einer der Förderstellen zufällig ein Gefangener die Wagen zusammenkoppelte, sprach ich die ganze Nacht mit keinem Menschen ein Wort. Die letzte Runde richteten wir immer so ein, daß wir vor Schichtschluß wieder im Stall waren. Koni bekam seinen Futtersack, und ich legte mich noch ein Stündchen ins Stroh, bis draußen jemand schrie, daß wir ausfahren sollten.

Nach ein paar Tagen stellte ich fest, daß mein Koni neben Hafer auch Körnermais bekam. Mit seiner durch Schweigen bekundeten Zustimmung füllte ich mir nun täglich ein kleines Säckchen Mais ab. Es war nur so groß, daß ich es, mit einem Schießdraht am Gürtel befestigt, zwischen den Beinen tragen konnte, wo es bei einer Kontrolle nicht entdeckt werden würde.

Manchmal hatte uns der Posten erlaubt, von den angefrorenen Kartoffeln, die auf dem Grubenhof lagen, mitzunehmen, was wir tragen konnten; und am Tor wurden sie uns wieder abgenommen. Auch wer ein Stück Kohle, unter der Jacke versteckt, ins Lager schmuggeln wollte, riskierte, daß man sie ihm abnahm und noch einen Fußtritt dazu gab, obwohl es an Kohle im Schacht wahrlich nicht mangelte. Mein Maissäckchen haben sie nie gefunden. So genau wollten sie nun wohl auch nicht nachsehen. Und außerdem konnten sie nichts ahnen von meinem Schatz.

Wenn ich in die Baracke kam, kochte ich den Mais zu einem dicken Brei, den ich mittags in die dünne Suppe gab. So hatte ich abwechselnd Kascha mit Mais und Kapusta mit Mais. Nach einer solchen Mahlzeit war ich einigermaßen satt, und ich hatte das Gefühl, meinem Körper etwas Gutes getan zu haben. Auf diese Weise hat mir mein Koni über den dritten Winter im Lager geholfen, und ich war ihm dankbar dafür.

Als zehn Jahre später in der DDR eine Kampagne für den Maisanbau lief und Nikita Chruschtschow immer wieder das Bild von der „Wurst am Stengel“

gebrauchte, dachte ich manchmal an mein Koni und seine Maisportion, die ich jeden Morgen zwischen den Beinen nach Hause trug.

Hatte ich mit dem Posten als Pferdekutscher schon beinahe das große Los gezogen, so schien ich in diesen Frühling auch sonst vom Glück begünstigt zu sein. Eines Morgens, ich kochte noch meinen Mais, während die meisten anderen schon schliefen, wurden am Tor drei Freiwillige gesucht, die Säcke abladen sollten. Mit solchen Anforderungen war es immer so eine Sache. Wenn sie jemanden suchten, der Klavier spielen kann, war für gewöhnlich die Latrine saubermachen. Mein Bettenachbar, ein Bauernsohn aus Bayern, sagte: „Komm, wir gehn mal, wer weiß, was da drin ist in den Säcken.“

Es war Mehl drin, schneeweißes Mehl aus amerikanischen Hilfslieferungen. Die Säcke, die im Bergarbeiter-Konsum abgeladen und gestapelt werden mußten, waren schwer. Nach kurzer Zeit waren unsere Gesichter von Schweiß und Mehlstaub verklebt, und unsere Knie zitterten. Doch die Aussicht auf eine Belohnung ließ uns den Schmerz ertragen. Außerdem wollten wir uns vor den Verkäuferinnen keine Blöße geben. Nach einer Stunde war es geschafft, das Auto konnte weiterfahren zum nächsten Dorf-Konsum. Wir durften uns waschen und auf den Säcken ein bißchen ausruhen. Der Posten saß im Nebenraum mit der Chefin. Er hatte eine „czwartka“, eine Viertelliter Flasche Wodka von der Marke Monopol, bekommen und schäkerte mit der vollbusigen Verkäuferin. Die beiden anderen blieben im Laden, doch sie brachten jedem von uns eine kleine Büchse mit amerikanischem Schweinefleisch und ein Stück Brot dazu. Sie stellten es schweigend vor uns hin und gingen wieder. Niemand sollte ihnen besondere Freundlichkeit nachsagen. Aber essen mußten sie ja schließlich, diese Deutschen, wenn sie morgen oder übermorgen wieder Säcke abladen sollten.

In unseren von Schießdraht zusammengehaltenen Grubenklamotten, auf denen zum Kohlendreck nun noch der Mehlstaub kam, sahen wir gewiß nicht so aus, daß sich ein Mädchen nach uns umdrehte, von der allgemeinen Verachtung für die Deutschen einmal ganz abgesehen. Wer uns so sitzen sah mit unseren kahlgeschorenen Köpfen, den eingefallenen Wangen und den müden, tief liegenden Augen, hätte auch unter anderen Bedingungen bestenfalls Mitleid mit uns empfinden können. Doch selbst dazu waren nur die wenigsten bereit. Zum Verlieben sahen wir bestimmt nicht aus.

Doch seltsamerweise sah ich mich selbst nicht so. Ich sah nicht in den Spiegel, und wenn, dann stand dort ein Fremder. Ich weigerte mich, dieser Mensch zu sein. Wie ich mein Leben zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Erinnern und Hoffen so aufgeteilt hatte, daß für die Gegenwart kein Platz blieb, so paßte auch dieser glatzköpfige, heruntergekommene Mensch auf dem Mehlsack nicht in mein Selbstbild. Ich sah mich noch immer als den jungen Burschen, der am Sonntagnachmittag im blauen Anzug mit Hut und Krawatte ins Nachbardorf schlenderte und nach dem Kino mit den Mädchen über die Dorfstraße flanierte. Und die eine von den Verkäuferinnen, eine Dunkelhaarige mit großen Augen und frecher Nase, hätte in meine Vorstellung gepaßt.

Zum erstenmal nach drei Jahren war ich an diesem Morgen mit weiblichen Wesen zusammengekommen, hatte weibliche Stimmen gehört, auch wenn ich nicht verstand, was sie sagten. Zum erstenmal sah ich wieder Frauenhände, schmal, weiß und ohne Schwielen. Ich sah ihre Augen, die Haare, die locker herunterfielen. Auf den Busen und nach den Beinen traute ich mich gar nicht zu sehen. Ich versuchte zu lächeln, doch es muß mir mißlungen sein, denn die Mädchen zeigten keinerlei Reaktion.

Wir gingen ins Lager zurück, um endlich zu schlafen. Doch ich schlief nicht ein. Das Bild des dunkelhaarigen Mädchens ließ mich nicht zur Ruhe kommen. In den nächsten Tagen wurden wir noch mehrmals gerufen. Wir drei galten als Konsum-Kommando, worum uns viele beneideten. Jedesmal bekamen wir zu essen und zu trinken, und nach ein paar Tagen lächelten die Mädchen auch schon mal, wenn sie uns heimlich etwas zusteckten. Doch ich wagte nicht, nach ihrer Hand zu greifen oder sie sacht zu berühren. Es wäre mir wie Diebstahl vorgekommen.

Ich sah sie an, wie man ein Bild ansieht. Ich gab ihr einen Namen und nahm sie mit in meine Träume. Ich wußte, daß sie in einem der flachen Häuser hinter dem Lager wohnte, wo meine Phantasie sie suchen konnte. Und was ich ihr hätte sagen wollen, das schrieb ich in mein Heft.

Marischa

*Noch niemals sah ich im fremden Land
ein Mädchen so schön wie sie.*

*Und in keinem Fall war ihre Hand
so unerreichbar wie die.*

*Deine schwarzen Haare wie Ebenholz
die Wimpern von purer Seide,
Deine Augen leuchtend voll Mädchenstolz
sind meine einzige Freude.*

Als unser Konsum-Kommando längst zu Ende war, weil der neue Leiter keine Deutschen in seinem Laden haben wollte, dachte ich doch noch an das Mädchen mit den dunklen Haaren. Ich saß in meinen freien Stunden wieder hinter der Baracke am Zaun und sah hinaus durch den Stacheldraht. Doch nicht in den Wolken am Himmel erschienen mir die Traumgestalten, sondern in den Bergmannshäusern am Dorfrand, wo auch Marischa wohnte.

Besuch im Lager

Eines Tages kamen Fremde ins Lager, zwei Männer und eine Frau. Alle drei sprachen deutsch. Aber das mußte nicht heißen, daß sie auch Deutsche waren. Wie hätten die hierherkommen sollen. Die Frau erweckte unser besonderes In-

teresse; denn noch nie zuvor war eine Frau ins Lager gekommen. Sie war Mitte bis Ende vierzig, etwa im Alter meiner Mutter. Und etwas Mütterliches hatte sie mit ihrer rundlichen Figur auch an sich. Sie trug ein dunkles Kostüm, das die halbe Wade bedeckte, und ihre Haare waren nach städtischer Art frisiert. Ihr Deutsch war ohne Akzent und ohne Dialekt. Wenn sie einen Gefangenen etwas fragte, spürte man ihr Interesse. Ich sah, wie sie den Gesprächspartner dabei beobachtete und sich ein Bild von ihm machte. Die Männer ließen ihr in jeder Beziehung den Vortritt, nicht nur, weil sie eine Frau war; sie war unverkennbar der Kopf der Gruppe, auch wenn einer der Männer als Wortführer auftrat.

Er nannte sich Karl Wiesner und stellte sich als Journalist aus Berlin vor.²⁷ Auch er war für unsere Verhältnisse elegant angezogen, weißes Hemd, dunkles Sakko und helle Hose. Einen Schlips trug er nicht, vielleicht wegen der Wärme, denn er sah nach einem aus, der mit Schlips und Kragen geht. Er trug eine helle Hornbrille und am Revers ein Abzeichen, das ich noch nie gesehen hatte, ein rotes Dreieck, das ihn, wie er uns erläuterte, als ehemaligen KZ-Häftling auswies. Das Abzeichen war seinem Ansehen hier nicht in dem Maße förderlich, wie er wohl annahm und wie er es verdient gehabt hätte. Der dritte im Bunde gehörte wohl nicht ganz dazu. Er trug keinen Maßanzug, sondern eine Art Uniform aus braunem Wollstoff, und er hielt sich in den Gesprächen auffallend zurück.

Am Nachmittag versammelten wir uns auf dem Appellplatz, denn der mit der Brille wollte eine Rede halten. Er nannte das Ganze ein Meeting. Wir mußten nicht antreten und wurden auch nicht gezählt, aber alle, die im Lager waren, kamen, um zu hören, was er zu sagen hatte. Er berlinerte wie mein Hauptmann bei der Flak. Das war das erste, was mir auffiel. Und er dozierte wie ein Lehrer. Was er über Faschismus und Sozialismus, über Friedensvertrag und Kriegstreiber sagte, ging an mir, wie an den anderen auch, vorüber. Im Gedächtnis ist mir nur geblieben, daß es in den Lagern nun besser werden sollte und wir bald nach Hause fahren würden. Das war das einzige, das mich interessierte. Wenn er nicht immer vom Aufbau im Osten gesprochen hätte, ich hätte nicht sagen können, aus welchem Teil Berlins er kam. Ich konnte mir die Aufteilung einer Stadt in vier Sektoren mit vier verschiedenen Kommandanten ohnehin nicht vorstellen. Für mich waren da auch keine Unterschiede zu bemerken, alle vier waren unsere Feinde gewesen, und wenn man unsere gegenwärtige Situation in Betracht zog, auch bis heute geblieben.²⁸

²⁷ Biographische Daten siehe in diesem Bericht weiter unten. Das Zentralsekretariat – Vorläufer des Politbüros – der SED befaßte sich erstmals am 22. 12. 1947 mit Fragen der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Dabei wurde beschlossen, Karl Wloch alias Wiesner als Beauftragten der Partei nach Polen zu entsenden, um die politische Umerziehung der Kriegsgefangenen zu organisieren (Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, Az IV 2/2.1. 144)

²⁸ Aus dem ersten Bericht von Karl Wloch an das Zentralsekretariat der SED (undatiert, vermutlich August 1948, Privatarchiv Gebhardt): „Am 10. April 1948 kam ich nach

Zum Schluß seiner Rede stellte er uns den dritten vor. Er nannte ihn Paul. Paul war zu unser aller Überraschung ein Kriegsgefangener wie wir, aber eben doch nicht wie wir. Er war mit den beiden anderen aus Gleiwitz²⁹ gekommen, und er sollte im Lager bleiben. Er trug den Titel „Obmann“ und sollte eine „Selbstverwaltung“ aufbauen, die die Interessen der Gefangenen gegenüber der polnischen Administration vertrat.³⁰ Paul war ein leiser, umgänglicher Mann von Mitte vierzig. Er besaß nicht die Rhetorik und das Selbstbewußtsein des anderen und nicht den scharfen Blick der Frau. Aber er machte einen offenen und ehrlichen Eindruck. Man würde sehen, was aus all dem würde, was er und sein Vorredner angekündigt hatten. Das Fazit des Tages faßte einer auf dem Weg zur Nachtschicht in dem Satz zusammen: „Nun wissen sie auch in Berlin, daß wir noch hier sind. Schaden kann's nicht.“

Das Lied vom Frieden

Der Besuch aus Warschau hatte im Lager die Hoffnungen geweckt, daß wir doch noch in diesem Jahr nach Hause kämen. Ewig konnten sie uns ja nicht hierbehalten. Der Sommer und die Sonne, die morgens schon schien, wenn wir aus dem Schacht kamen, trugen ihres dazu bei, daß sich die Stimmung im Lager besserte. Das alles kam dem Anliegen von Paul, so wollte der neue Obmann genannt werden, zugute. Er begann, ohne viel Wirbel Verbesserungen im Lager durchzusetzen, wie sie der Besuch aus Warschau versprochen hatte.³¹

Warschau und hatte an den ersten zwei Tagen vorbereitende Besprechungen mit den polnischen Genossen. Sie erklärten mir, daß die Lage in den Kriegsgefangenenlagern sehr schwierig sei und von vornherein mit einer längeren Anwesenheit in Polen gerechnet werden müßte. Wir verständigten uns darüber, daß ich als deutscher Journalist in den Kriegsgefangenenlagern Zutritt erhalten sollte, da das die natürlichste Erklärung für meine Anwesenheit sei und dadurch unsere Partei nicht so leicht in Verbindung mit dieser Arbeit gebracht werden könnte. Ich glaube, gleich einleitend sagen zu können, daß der Eindruck, von der SED in einem bestimmten Auftrag in die Kriegsgefangenenlager geschickt worden zu sein, vermieden worden ist. Die Lage der Kriegsgefangenen war weitaus schwieriger, als ich erwarten konnte. . .“

²⁹ Der Kohlendistrikt VIII Gleiwitz (Gliwice) war einer der zehn unmittelbar nach Beendigung der Kampfhandlungen organisierten oberschlesischen Kohlendistrikte diesseits und jenseits der Reichsgrenze von 1937, auf die deutsche Kriegefangene verteilt wurden, siehe Böss, S. 114 ff.

³⁰ Dazu schreibt Böss, S. 98: „Seit dem Sommer 1948 hatten also die deutschen Kriegsgefangenenlager auch ihre eigene Selbstverwaltung, und die Besetzung dieser Posten erfolgte durch Kriegsgefangene, die die Antifa-Schule in Warschau absolviert hatten. Organisatorisch setzte sich diese Selbstverwaltung wie folgt zusammen: 1. Lagerältester 2. Lagerobmann (politischer Betreuer) 3. Kulturwart 4. Arbeitsinspektor 5. Jugendobmann 6. Lagergerichts-Vorsitzender“. Wloch spricht von folgender Organisation: Lagerobmann (politische Aufgaben, Lagerältester (organisatorische Aufgaben), Kultur-, Jugend- und Sportobmann, Lagergericht, Küchenkommission usw.“ (a.a.O.)

³¹ Wloch in seinem Bericht (a.a.O.): „Die jetzige Lage ist nach vier Monaten eine völlig andere geworden. Die polnischen Genossen haben von vornherein Wert darauf ge-

Erstes Zeichen der Veränderungen: Unsere Köpfe wurden nicht mehr kahlgeschoren, wir durften die Haare wachsen lassen. Nach drei Monaten sahen sie fast wie eine richtige Frisur aus. Für die meisten, besonders uns Jüngere, war das wichtiger als die anderen Veränderungen, die sich in diesem Sommer noch einstellen sollten. Mit den Haaren wuchs das Selbstbewußtsein, wie es mit dem Kahlscheren beschädigt worden war.

Als sie mir noch beim Militär die Haare auf sogenannte Streichholzlänge gebracht hatten, empfand ich das als schmerzlichen Eingriff in meine Persönlichkeit. Und das sollte es auch sein. In dem einheitlichen Haarschnitt lag symbolische Bedeutung. Jetzt bist du nicht mehr das Individuum, das sich von anderen durch die Frisur unterscheidet, jetzt bist du ein Soldat in Reih und Glied. Die Uniform kannst du ausziehen, den Rock, die Hose, die Knobelbecher. Allein nach deinem Haarschnitt wird man dich erkennen und dich einreihen in die Kolonnen, die im Gleichschritt marschieren.

Der Raub der letzten Haare in Lager, die monatlich wiederholte Kopfschur, die, solange es im Lager kaum Seife und andere Waschmittel gab, in der Bekämpfung der Läuse eine medizinische Berechtigung hatte, empfand ich dennoch als persönliche Kränkung und fast als eine Art Entmannung. Mit dem Recht, wieder Haare zu tragen, wenn auch nur kurze, kehrte ein Stück Selbstachtung zurück, ein bißchen eigene Persönlichkeit.

Das alles mag heute übertrieben klingen, denn es gab noch andere Neuerungen im Lager. Das Essen wurde besser, wenn es auch weit davon entfernt war, jemanden satt zu machen, der die ganze Nacht im Schacht gearbeitet hatte. An der Tafel stand nun, daß wir täglich 3038 Kalorien bekämen, was immer das bedeuten konnte. Die lästigen Zählappelle wurden eingeschränkt und nach und nach stillschweigend eingestellt. Auch die sogenannten Halbschichten zum Hoffegen und Holzentladen wurden weniger. Die Arbeitszeit wurde der der Zivilisten angeglichen. Zum erstenmal seit drei Jahren sollte es Lohn geben, zehn Prozent von dem der polnischen Kumpel, wovon die Hälfte sofort ausgezahlt und der Rest für die Entlassung gespart werden würde.³²

Wir durften jetzt zweimal im Monat nach Hause schreiben, und es kam auch öfter Post an. Ins Krankenrevier kam nun mehrmals in der Woche ein polnischer Arzt. Die Wachmannschaften waren moderater geworden und schrieten nicht mehr bei jeder Gelegenheit herum. Am Tor wurde nicht mehr gefilzt, wenn ein Kommando Kartoffeln oder Kohle mitbrachte. Auch bei den Posten zeigte sich ein neuer Umgangston mit den Gefangenen. Einige blieben, wie sie immer gewesen waren: Sie schrieten bei jeder Gelegenheit und drohten Schläge an. Die meisten aber änderten ihren Ton und ihr Verhalten. Sie spür-

legt, Vorschläge für die Verbesserung der gesamten Lage der Kriegsgefangenen zu erhalten, und haben alle meine Vorschläge in großzügigster Weise behandelt und berücksichtigt. . .“

³² Zu Arbeit und Entlohnung in den oberschlesischen Kohlegruben siehe Böss, S. 132 ff.

ten, daß etwas im Gange war und diese Deutschen irgendwo, vielleicht ganz oben, Fürsprecher hatten. Und das alles hatte bestimmt mit diesem Obmann zu tun, der fast täglich mit dem Naczelnik gesehen wurde.

Paul blieb unauffällig, meistens im Hintergrund. Er hielt keine großen Reden, er unterhielt sich lieber mit einzelnen Gefangenen, mit denen er auf der Lagerstraße auf und ab ging. In einer der Baracken, in denen die ungarischen Offiziere gewohnt hatten, befand sich sein Büro. Doch da war er selten anzutreffen. Bei aller Freundlichkeit umgab ihn etwas Geheimnisvolles. Mehr, als daß er mit der Warschauer Delegation ins Lager gekommen war, wußten wir nicht von ihm, und er sprach nicht über sich. Sein Name klang polnisch, Twardcki oder so ähnlich. Der Aussprache nach hätte ich ihn eher im Rheinland angesiedelt. Bei aller Offenheit, die er sonst an den Tag legte, blieb seine Biographie im dunklen. Er stand zwischen den Gefangenen und der Lageradministration, keinem ganz zugehörig und von beiden Seiten mißtrauisch beobachtet. Die Kluft zwischen den Gefangenen und ihren Bewachern war nach all den Jahren so groß, die Fronten waren so verhärtet, der Haß war auf beiden Seiten so tief, daß kein einzelner eine Brücke hätte schlagen können. Paul schien das zu spüren und suchte nach Verbündeten. Doch wem sollte er trauen? Wie sollte er die, die sich von seiner Freundschaft einen Vorteil versprochen, von denen unterscheiden, die sein Anliegen teilten und es ehrlich meinten? Er orientierte sich auf die Jungen, die Zwanzigjährigen, die noch nicht resigniert hatten, die formbar erschienen und die, was nicht unwichtig war, mit dem faschistischen System nicht so lange und vielleicht nicht so stark verbunden gewesen waren oder doch wenigstens persönlich nicht so stark belastet.

In einer der Ungarn-Baracken wurde ein Jugendzimmer eingerichtet, in dem sich die Jungen treffen und miteinander reden konnten. Ein Akkordeon hatte Paul aus Gleiwitz mitgebracht, und es zeigte sich, daß einige ganz gut darauf spielen konnten. Sie spielten die alten Schlager aus der Kriegszeit, die sie auswendig kannten, denn Noten gab es nicht. Und wir sangen mit: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei...“ oder: „Es wird einmal ein Wunder geschehn...“ Wir warteten auf das Wunder nun schon über drei Jahre, und es geschah nichts. Nun aber... Die Musikanten erinnerten sich an den „schönen Böhmerwald“, an den „Kronenwirt“, bei dem immer Jubel und Tanz war und natürlich an den wunderschönen deutschen Rhein. Nur vom Riesengebirge und von Rübezahl wollte Paul nicht, daß wir sangen. Das mußten sie ihm in Warschau gesagt haben. Na, wenn schon.³³

So ein Nachmittag ging schneller vorüber als in der Baracke, wo immer dieselben Geschichten erzählt wurden. In den Musikpausen las Paul aus der einzigen Zeitung vor, die es im Lager gab, oder er berichtete, was er gelesen hatte. Wir hatten ihn im Verdacht, daß er diese Nachmittage nur organisierte, um seine Zeitungsschau abhalten zu können. Doch was er sagte, klang vernünftig und

³³ Zur Freizeitgestaltung siehe Böss, S. 168 ff.

hatte seine Logik, jedenfalls erschien es mir so. Deutschland sollte einen Friedensvertrag bekommen, es sollte ein Land bleiben und nicht in Zonen und Sektoren zerrissen werden. Anders konnten wir uns das Land ohnehin nicht vorstellen. Wir sollten nach Hause kommen und beim Aufbau helfen, die Ruinen wegräumen, das Leben wieder in Gang bringen. Und vor allem: Nie wieder Krieg! Nie wieder Soldat! Ja, damit waren wir einverstanden. Die meisten hatten noch keinen Beruf. Sie wollten lernen und arbeiten.

Wenn ich nachts Stunde um Stunde allein mit meinem Pferd durch die dunklen Stollen trabte, hatte ich viel Zeit, über alle diese Dinge nachzudenken. Paul hatte mich gefragt, ob ich mitmachen wollte in seiner Jugendgruppe, und ich hatte abwartend reagiert. Mit Politik wollte ich nichts mehr zu tun haben. Ich wußte zu wenig, was zu Hause los war, um dem einen oder anderen recht zu geben. Natürlich war ich für den Frieden. Wer war das nicht, noch dazu, wenn er drei Jahre als Kriegsgefangener im Lager saß. Und für ein einheitliches, großes Deutschland, das im Frühjahr 45 so viele von uns mit ihren albernen Kokarden in Frage gestellt hatten, war ich natürlich auch. Deutschland, das war für mich noch immer ein hohes Ideal, ein heiliger Name. Und daß das Land, unser Land, wieder aufgebaut werden mußte nach all den Bombenangriffen, das stand außer Frage. Aber warum hielten sie uns hier als Arbeitsklaven fest, anstatt uns zu Hause aufbauen zu lassen?

Paul hatte nicht auf jede unserer Fragen eine Antwort. Manchmal hatte er auch nur eine Ausrede. Wie er sprach, schien er Lehrer zu sein, was er nach einiger Zeit auch bestätigte. Er hatte die Kinder anderes gelehrt, als er uns nun versuchte beizubringen. Manchmal empfand er den Widerspruch selbst, er hatte umgelernt und umgedacht, er hatte neue Einsichten gewonnen, doch von den alten waren einige geblieben. Vielleicht wußte er es selbst gar nicht, und mit Sicherheit hätte er es energisch abgestritten. Er versuchte, die neuen Gedanken aus alten Wertvorstellungen zu entwickeln. Einer dieser Werte, der ganz oben stand, hieß Deutschland. „Einheit Deutschlands!“ – „Friedliches Deutschland!“ – „Aufbau eines neuen Deutschland!“ Dann kamen vertraute Begriffe wie „Heimat“ – „Vaterland“ – „Nation“. Alles Worte mit einem guten Klang.

Neu war die Freundschaft mit allen Völkern. Aber ohne sie kein Frieden, und den hatten wir nicht erst in der Gefangenschaft herbeigesehnt. Diesen Traum träumten alle seit vielen Jahren. Mit Pauls Hilfe studierte der Akkordeonspieler ein neues Lied ein: „Das ist das Lied von dem Frieden auf Erden, das ist das Lied von der glücklichen Welt. Das ist das Lied von der Freundschaft der Völker, das Lied der Jugend, das uns zusammenhält.“

Das Lied gefiel mir, auch die Melodie, sie war einfach und fröhlich. Wenn man wollte, konnte man auch danach marschieren, aber das mußte ja nicht sein.

Mit vielem, was Paul glaubte, uns sagen zu müssen, rannte er offene Türen ein. Daß wir für den Frieden sein sollten, mußte man uns, für die der letzte Krieg noch nicht beendet war, nicht erklären. Auch über Hitler und die Ge-

nerale, die uns noch im Frühjahr 45 ins Feuer gejagt und sich selbst in Sicherheit gebracht hatten, brauchte man uns nicht zu belehren. Aber als Paul anfang, mir zu erklären, daß ich ein Arbeiterjunge sei und daraus etwas Besonderes ableiten wollte, fand ich das höchst unpassend. Natürlich war mein Vater Arbeiter, das hatte ich nie verschwiegen. Ich empfand es nicht als Schande. Aber einen Vorzug vermochte ich darin auch nicht zu erkennen. Ich war immerhin aufs Gymnasium gegangen, wenn auch nur bis zu meiner Einberufung zur Heimatflak. Ich hatte mich nie als Arbeiterkind gefühlt. Meine ganze Erziehung, die zu finanzieren meinen Eltern sehr schwer fiel, war darauf gerichtet, daß ich einmal kein Arbeiter werden würde. Also, welche Bedeutung sollte es haben? War ich deshalb besser oder schlechter als andere? Ich hatte mit Kindern von Bergleuten und von Gutsbesitzern, mit Apothekersöhnen und Kaufmannskindern in einer Klasse zusammengesessen. Wir waren zusammen zur Flak und zum Teil noch gemeinsam an die Front gekommen. Und spätestens hier gab es keine Unterschiede zwischen uns. Wir waren alle Deutsche.

Ohne daß ich es bemerkte, war ich in den Kreis derer aufgerückt, die Paul das Jugendaktiv nannte. Nach der langen Zeit ohne jede geistige Beschäftigung, ohne Zeitungen und Informationen, war ich begierig, neue Gedanken aufzunehmen und mir ein Bild von der Welt zu machen, die nach dem Krieg entstanden war und von der ich nichts weiter kannte als den halben Hektar hinter Stacheldraht und die dunklen Stollen im Schacht. Ich glaube, ich war ein gutes Medium. Ich saugte die neuen Gedanken auf wie ein Schwamm und versuchte, die Worte auf ihren Wert für mich abzuklopfen. Frieden, Deutschland, Heimat, Freundschaft und Aufbau – das waren die Schlüsselworte, aus denen sich die Ansätze einer neuen Überzeugung formen ließen. Da ich in den Diskussionen nur selten zu Wort kam, schrieb ich meine Gedanken, wie ich es gewohnt war, in Versen auf und pinnte den Zettel im Jugendzimmer an die Wand. Ich überschrieb es: „Ich rufe die Jugend“.

*Kameraden, sagt's einer dem andern:
Jetzt ist nicht Zeit zum Ruh'n!
Wir haben in unserer Heimat
Unendlich vieles zu tun.*

*Wir dürfen nicht tatenlos schauen
Und weinend an Gräbern stehn
Wir müssen beginnen zu bauen
Wenn Deutschland soll neu ersteh'n.*

*Wir müssen mit eisernem Fleiße
Errichten, was jene verheert,
Die damals auf Hitlers Geheiß
Städte und Dörfer zerstört!*

*Es möge uns unter den Völkern
Ein Platz neu gegeben sein
Und Freundschaft mit allen Ländern,
Die ernst sich dem Frieden weih'n.*

*Kameraden, verschließt nicht die Ohren,
Hört die Signale der Zeit!
Die Heimat ist ewig verloren
Sind wir nicht zur Arbeit bereit.*

Der Wachmann

In diesem Jahr 1948 hatte sich, von uns Kriegsgefangenen nahezu unbemerkt, die Welt draußen gründlich verändert. Die ersten Nachkriegsjahre waren an uns, die wir kaum etwas von der Außenwelt erfuhren als manchmal ein paar Brocken von einem polnischen Kumpel, total vorbeigegangen. Unser Informationsstand war bei der deutschen Kapitulation von 1945 stehengeblieben, unsere Feindbilder hatten sich nicht verändert. Nun holte uns die Entwicklung ein.

Dem heißen Krieg, der uns hierher gebracht hatte, war ein kalter Krieg gefolgt, von dem wir nichts wußten und nichts ahnten, aber in dem uns doch schon eine Rolle zugeordnet war. Die Siegermächte hatten sich zerstritten, und spätestens seit der Währungsreform im Juni bahnte sich eine Spaltung Deutschlands in den Besitzständen der alliierten Sieger an. Man sprach von einem Eisernen Vorhang, der durch Europa verlief, wobei die deutsche Ostzone und Polen auf derselben Seite des Vorhangs lagen.

Das alles wirkte sich direkt oder indirekt auf unsere Lage aus. Wir waren plötzlich zu einer Größe in der Politik geworden, ohne daß uns jemand vorher gefragt hatte. Die Rechnung war einfach: Die deutsche Ostzone brauchte polnische Kohle, und Polen brauchte die deutschen Kriegsgefangenen, um diese Kohle zu fördern. Somit ergab sich eine Interessenübereinstimmung beider Seiten für einen weiteren befristeten Einsatz der Kriegsgefangenen, aber auch die Notwendigkeit, das Regime in den Lagern so zu verändern, daß die Kriegsgefangenen ausreichend ernährt, kulturell betreut und für ihre Aufgabe in der Produktion motiviert wurden.³⁴

³⁴ Aufschlußreich dazu in einem Bericht von Karl Wloch an das ZK der SED (10.9.1949, Kopie Privataarchiv M. Gebhardt, S.10): „Der sichtbarste Erfolg der Tätigkeit der Selbstverwaltung und ihrer Funktionäre scheint mir in der unbestreitbaren Hebung der Arbeitsproduktivität zu liegen. Von Anfang an wurde besonderer Wert darauf gelegt, allen Kriegsgefangenen die Verantwortung des deutschen Volkes am Nazismus, am Krieg und den anderen Völkern auferlegten Leiden und Zerstörungen klarzumachen. Aus kriegsgefangenen Zwangsarbeitern sollten Aktivisten der freiwilligen Wiedergutmachung und des Wiederaufbaus werden. Diese nie aufhörende politische Kampagne wurde von polnischer Seite . . . unterstützt. Die Folge war ein auf allen Arbeitsstellen beobachtetes, allgemein anerkanntes sprunghaftes Ansteigen der Arbeitsleistung. . .“

In diesem Sommer 1948 ist etwas mit mir geschehen, das ich versuche, mir ins Gedächtnis zurückzurufen, um es selbst zu begreifen. . . Bisher waren Kurt und der Schneider beinahe die einzigen Menschen gewesen, mit denen ich mich im Lager angefreundet hatte. Wir trafen uns gewöhnlich am Sonntag, wenn wir nicht zur Schicht mußten und der Schneider nicht zu seinen Kunden ging. Unsere Gespräche kehrten immer wieder an einen Punkt zurück: an die Erinnerungen, die uns mit zu Hause verbanden. Am Sonntag waren wir in Mansfeld, gingen auf „Bad Anna“ gondeln oder zum Kinobesuch ins „Welttheater“, wir fuhren auf der „Wasserwiese“ Karussell und amüsierten uns darüber, daß wir uns alle drei an den Spruch vom Eismann erinnerten: „Wer sich will mit Schmeling messen, der muß Eis von Selig essen!“ Dann lachten wir, und manchmal wurden wir auch still und traurig, aber auch das war gut für unsere Seele.

In unserer Erinnerung war alles so geblieben, wie wir es verlassen hatten. Selbst die Menschen waren in unseren Erzählungen nicht älter geworden. Es kam vor, daß einer sagte: „Der oder die muß doch jetzt schon so alt sein. . .“ Dann wurde uns bewußt, wie lange wir schon weg waren, die meiste Zeit davon in diesem Lager. Die Erinnerungen an die Heimat waren das Band, das uns zusammenhielt. Worüber, wenn nicht über „die Lieben daheim“, hätten wir reden sollen.

In diesem Sommer ging ich öfter in die Jugendstunde, die am Nachmittag stattfand, bevor ich zur Nachtschicht mußte. Hier gab es Gespräche, die sich nicht um die Mansfelder Heimat drehten. Die Heimat, um die es hier ging, war größer. Es war das Land, in das wir demnächst zurückkehren würden und zu dem wir eine Einstellung gewinnen wollten. Wir konnten uns kaum vorstellen, wie es dort heute aussah, und wir suchten nach einem Kompaß, um uns in all dem Neuen, das auf uns einstürmte, zurechtzufinden.

Zu dieser Zeit war eine Broschüre zu uns ins Lager gekommen, ein kleines graues Heft mit einem ziemlich dilettantisch gezeichneten Kriegsgefangenen auf dem Titelblatt. Er stand hinter Stacheldraht und zeigte auf die Ruinen einer Stadt, hinter denen eine dicke runde Sonne aufging, die sicher hätte rot sein sollen, wenn die Broschüre in Farbe gedruckt worden wäre. Der Titel des Heftes lautete: „Kamerad denk nach!“, ohne Komma, aber mit einem dicken Ausrufezeichen. Damit hatte ich gerade begonnen.

Der Mann auf der Broschüre sah aus wie wir alle, er trug eine alte Wehrmachtsjacke und eine etwas ramponierte Schirmmütze. Und er mußte in meinem Alter sein, er hatte ein junges Gesicht. Als Autor war der Kriegsgefangene Werner Land angegeben. Das war schon ungewöhnlich, daß ein Gefangener Broschüren schreibt, aber Werner Land gab es wirklich. Ich habe ihn später in Warschau kennengelernt und bis zu seinem Tode immer mal wieder getroffen. Er war ein Schriftsetzer aus Berlin, der 1933 einige Monate von den Nazis eingesperrt gewesen war. Später wurde er Soldat und hatte – wie er in der Einleitung seiner Broschüre schrieb – nach Kriegsende den Marsch der Gefangenen über die Tschechoslowakei und die großen Zentrallager in Sachsen nach Schle-

sien mitgemacht, wo er mehrere Jahre unter Tage arbeitete wie wir alle. Er kannte die Sorgen und Nöte der Kriegsgefangenen, er war sozusagen einer von uns. Zumindest mußte er es einmal gewesen sein, bevor er Broschüren schrieb.

Wer immer diesem Werner Land auch geholfen oder die Feder geführt hatte: Was er schrieb, war schon bedenkenswert. Es war die erste politische Schrift, die ich nach dem Ende der Hitlerzeit in die Hand bekam. Ich las die Broschüre in einem Zug in der Schneiderkammer, wo ich ungestört blieb. Da sich der Autor vorzugsweise an junge Leser wandte, fühlte ich mich angesprochen. Dabei half ihm die Tatsache, daß er mir gegenüber mit Erstinformationen aufwarten konnte, daß er gewissermaßen den ersten Zugriff auf meine politische Meinungsbildung hatte nach all den Jahren der Isolierung.

Wenn ich heute an diese erste Begegnung mit einer neuen Sicht auf die jüngste Geschichte zurückdenke, die ich doch selbst miterlebt hatte, dann erinnere ich mich eigentlich nur an mein Erschrecken über das, was da über die Verbrechen der Hitlerfaschisten geschrieben stand. Natürlich hatte ich gewußt, daß es Konzentrationslager gab. In Buchenwald, nicht weit von uns zu Hause, war so eines gewesen. Doch die dort begangenen Verbrechen an den Gefangenen hätte ich mir nicht vorstellen können und wohl auch niemandem geglaubt.

Hier nun waren die Namen von einem guten Dutzend solcher deutschen Konzentrationslager aufgeführt, in denen Millionen unschuldiger Menschen ermordet wurden. „Juden, nur weil sie Juden waren, Männer, Frauen, Greise und Säuglinge. Es gab keine Gnade für irgendein Alter oder Geschlecht. Was haben diese Millionen Frauen und Kinder getan, daß sie auf Befehl eines Himmeler vernichtet wurden?“ Von einem millionenfachen Ausrottungsfeldzug und von Massenmord war die Rede und daß wir darüber nachdenken sollten. Bei den Stätten, an denen Menschen in großer Zahl vergast, erschlagen und erhängt wurden, stand der Name von Auschwitz immer ganz oben. Es war fast wie ein Sammelbegriff für alle Verbrechen der Nazis, die nun – für uns mit Verspätung – ans Licht kamen.

Bei aller Unvorstellbarkeit der Zahlen und mancher im Heft unbewiesener Behauptung ließen mich die Schilderungen von den Gaskammern und den Krematorien, aus denen der süßliche Geruch von verbranntem Menschenfleisch aufgestiegen war, nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie verfolgten mich bis in die Nachtschicht, wenn ich – allein mit dem Pferd – Zeit genug hatte, meinen Gedanken nachzuhängen. Konnte das wirklich so gewesen sein, wie es hier beschrieben wurde?

In dieser Zeit erzählte mir der Schneider unter dem Siegel größter Verschwiegenheit von einem aus der Lagerwerkstatt, der als Wachtposten in Auschwitz gewesen war und irgendwann mit jemandem darüber sprechen mußte. Er hatte dem Schneider mit Ehrenwort versichert, daß er auf keinen Menschen geschossen, keinen geschlagen habe und überhaupt kaum mit den Häftlingen in Berührung gekommen sei. Dennoch hätten ihn die Polen vermutlich erschlagen, wenn sie es erfahren hätten.

Ich kannte ihn, seit ich mir jeden zweiten Tag nach der Schicht das Brot vom Schneider aus der Werkstatt abholen kam. Er war ein stiller, kleiner, untersetzter Mann mit einem schwäbischen Dialekt. Der Meister der Werkstatt, ein Leipziger, machte sich oft mit gutmütigem Spott über seine Aussprache lustig, was wir anderen nun schon wieder komisch fanden. Zehn Stunden saß er manchmal an seinem Schneidertisch und konnte doch nichts anderes tun, als auf die Flicker unserer Jacken und Hosen neue Flicker zu nähen. In der Werkstatt sprachen sie wenig, was für Schneider, wie ich mir habe sagen lassen, ungewöhnlich ist. Aber sie kannten alle die Geschichten und die Geschichte der anderen, die Witze und Spruchweisheiten, und Neues erlebten sie nicht. Nur über die Sache mit Auschwitz hatten sie nie gesprochen. Die Zeit, die der Wachmann dort war, überbrückte er in seinen Berichten mit seinem früheren Einsatz an der Front. Und gar so lange wird er auch nicht dort gewesen sein.

Eine Schußverletzung hatte ihm das Blutgruppenzeichen unter dem Arm soweit weggerissen, daß er bei allen Kontrollen bisher gut durchgekommen war. Er hatte drei Jahre unter uns gelebt, hatte seine Arbeit getan, unauffällig und in dem Maße fleißig, wie es einem Gefangenen zukommt. Und nun? Was hatte sich durch die Offenbarung geändert? Er war der gleiche geblieben. Man mußte den Mund halten, daß die Polen nichts erfahren. Das war alles. War es wirklich alles? Vor einem Jahr, ja, vor einigen Monaten hätte mich die Sache nicht weiter beschäftigt. Aber nun erreichte mich die Nachricht zu einer Zeit, als im Jugendzimmer immer öfter über Judenverfolgung und Konzentrationslager gesprochen wurde.

Und was hatte mein unscheinbarer kleiner Schneider dort wirklich getan oder doch gesehen? Der Zweifel rieb sich an den Tatsachen, die mir noch immer unfaßbar erschienen. Schließlich siegte die Auffassung in mir, daß er ein Deutscher sei wie ich. Ein Deutscher verrät keinen Deutschen. Ein Pole würde einen Polen auch nicht verraten. Den Namen des Wachmanns behielt ich für mich, bis ich ihn schließlich vergessen hatte.

Abschied von Andreas 2

Eines Tages nach der Jugendstunde hatte mich Paul, unser Obmann, gefragt, ob ich nicht Lust hätte, vor der Entlassung noch ein paar Wochen in Warschau eine Schule zu besuchen. Eine Schule für Kriegsgefangene, das konnte ich mir nach all den Jahren im Grubenlager nicht vorstellen. Was sollte das für eine Schule sein? Doch, sagte er, er selbst habe sie besucht; es sei interessant, man ginge tagsüber statt zur Arbeit zum Unterricht, und dümmer werde man dabei auch nicht.

Ich bat mir Bedenkzeit aus, denn ich wollte das unerwartete Angebot erst mit dem Schneider besprechen. Der riet mir zu. „Vielleicht“, sagte er, „kommst du früher nach Hause. Und schlechter als hier kann es da auch nicht

sein. Du lernst etwas Neues, halte Augen und Ohren offen, und nimm das Beste für dich mit.“

So kam es, daß meine Zeit in der Grube Andreas 2 schneller zu Ende ging, als ich gedacht hatte. Ich war gerade 21 Jahre alt, und mein Geist hatte in den letzten Jahren wenig gearbeitet. Die meiste Zeit war ich mit dem Kampf ums Überleben beschäftigt gewesen. Dabei hatten mich meine Lehrer einmal für halbwegs begabt gehalten. Immerhin bekam ich am Gymnasium eine (teilweise) Freistelle. Nun also sollte ich wieder lernen, denken, lesen dürfen. Diese Aussicht reizte mich schon, obwohl mir der Abschied von Kurt und dem Schneider und von manchem anderen, mit dem ich all die Jahre zusammen gelebt hatte, nun plötzlich schwer fiel. Aber, so sagten alle, es wäre ja nicht für lange; denn bald könnten wir uns in der Heimat wiedertreffen. (Ich ahnte noch nicht, daß ich Kurt nie wiedersehen würde. Er starb wenige Tage nach seiner Entlassung an einer Pilzvergiftung. Die Pilze hatte er selbst gesucht. Wie oft hatte er im Lager davon geträumt, in den Wald zu gehen und Pilze zu suchen.) Noch waren wir guter Dinge, denn von Entlassung noch in diesem Jahr wurde überall gemunkelt.

Anfang September brach meine letzte Schicht an. Am Morgen vor der Ausfahrt ging ich zum Steiger, einem alten Oberschlesier, um mich abzumelden. Er sah mich mit finsterem Blick an. „Wohin gehst du?“, fragte er, „nach Warschau, auf die Schule?“ Er spuckte vor mir aus, nannte mich einen kommunistischen Hurensohn, was im Polnischen nicht ganz so schlimm klingt wie im Deutschen, und ließ mich stehen. Ein Kompliment sollte das nicht sein.

Fast drei Jahre hatte ich auf diesem Schacht gearbeitet, hatte unzählige volle und leere Wagen durch die dunklen Stollen geschoben, hatte nachts zentnerschwere Eisenbleche verlegt, hatte Hunte gefüllt und war Haspel gefahren. Ich hatte jede Anweisung der polnischen Arbeiter befolgt und manchen Schlag mit der Stachete bekommen, wenn ihnen etwas nicht schnell genug gegangen war. Und nun ein Fluch zum Abschied.

Ich dachte darüber nach, was den Steiger, der nicht mehr von mir wußte, als daß ich der Kriegsgefangene Nummer 330 war, der Abend für Abend seine Lampe abholte, mit der Nachtschicht einfuhr und am Morgen mit zitternden Knien auf die Seilfahrt wartete, zu einem solchen Haßausbruch verleitet hatte. Zum erstenmal wurde ich nicht beschimpft, weil ich ein Deutscher war, sondern weil man mich für einen Kommunisten hielt. Eine eigenartige Logik: Du wirst für etwas beschimpft, was du nicht bist; aber weil man dich dafür beschimpft, willst du es schließlich werden. Ein Effekt der Solidarisierung nimmt seinen Anfang, über dessen Fortgang ich an diesem Morgen nicht weiter nachdenke. Später habe ich oft an die Begegnung mit dem Steiger gedacht.

Mit den Oberschlesiern hatten wir ohnehin unsere Probleme: Mal waren sie Deutsche, mal Polen, wie es ihnen gerade am nützlichsten schien. Später erst erkannte ich, daß wir ihnen mit unserem schnellen Urteil, in dem viel Vorurteil steckte, oft Unrecht taten. Sie hatten in einem Leben mehrmals die Staatsbürgerschaft gewechselt, und man hatte sie nicht nach ihren Wünschen gefragt.

Antek Kowalski, mein Pferdekutscher aus der Mittagsschicht, hatte auf die Frage, ob er Deutscher sei oder Pole, mit einem verschmitzten Blick geantwortet: „Weißt du, piorunje, bin ich Oberschlesier.“ Und auf meine insistierende Frage, welche denn seine Hymne sei, „Deutschland über alles“ oder „Noch ist Polen nicht verloren“, lächelte er milde und sagte, indem er das Lied anstimmte: „Meine Hymne ist ‚Oberschlesien ist mein liebes Heimatland, wo vom Annaberg man schaut ins weite Land. . .““

Vielleicht hatte mein Steiger ähnlich empfunden und in der Tatsache, daß ich nach Warschau auf eine politische Schule ging, eine Anbiederung an die Polen gesehen. Vielleicht aber hatte er als Deutscher auch schon seine Erfahrungen mit kommunistischen Funktionären in der Grubenverwaltung gemacht.

Am nächsten Tag bekam ich neue Kleidung. Wieder eine alte Wehrmachtsuniform, aber ohne das große N auf dem Rücken, und einen kleinen Rucksack für meine paar Habseligkeiten. Einen Mantel brauchte ich nicht, denn es war ein sonniger Herbstmorgen, als ich von einem Posten begleitet, mit dem Brotauto ins Sammellager nach Jaworzno gebrachte wurde. Hier warteten schon einige, die wie ich zum Lehrgang nach Warschau fahren sollten. Ein LKW brachte uns am Nachmittag nach Kattowitz, und von dort fuhren wir mit dem Nachtzug nach Warschau.

Diesmal fuhren wir nicht in Viehwagen, sondern stiegen in einen richtigen Eisenbahnwaggon, der an den fahrplanmäßigen D-Zug angehängt wurde. Wir verteilten uns auf die einzelnen Abteile und genossen es, wie Zivilisten zu reisen, auch wenn auf dem Gang ein Posten mit Gewehr auf und ab ging. Bevor der Zug abfuhr, kontrollierte er, ob alle da sind. Er las die Namen von einer Liste ab, die er in Kattowitz bekommen hatte. Obwohl ich nicht zu den ersten im Alphabet gehörte, erschreckte ich, als ich zum erstenmal mit meinem Namen aufgerufen wurde. Nach den Jahren, in denen ich für die Polen nur eine Nummer gewesen war, erschien es mir, als wäre ich bei einer verbotenen Handlung ertappt worden. Der Name, mit polnischen Akzent gerufen, erschien mir fremd.

Ankunft in Warschau

Es war noch früher Morgen, als wir in Warschau ankamen, ein Septembermorgen, wie er sein soll, mit einem leichten Nebelschleier, durch den sich langsam die Sonne kämpft. Das letzte Stück der Reise waren wir durch die zerstörte Stadt gefahren. Es war ein Anblick, wie ich ihn auch im Krieg noch nie gesehen hatte: ausgekohlte Fassaden, rauchgeschwärzte Wände mit leeren Fensterhöhlen, Mauerstümpfe und Häuserreste, in denen noch oder wieder Menschen wohnten.

Endlich hielt der Zug. Wir waren mitten in der Stadt. Von dem, was einmal der Hauptbahnhof gewesen war, war nichts geblieben als ein Gewirr von Gleisen. Der ehemalige Güterbahnhof hatte seine Aufgabe übernommen. Zuerst

vermutete ich, daß man unseren Zug außerhalb des Bahnhofs abgestellt hatte, damit wir nicht mit den Zivilisten zusammenkämen. Doch dann sah ich, wie aus unserem Zug Menschen ausstiegen und eilig dem Ausgang zustrebten, der direkt auf die Straße führte.

Wir blieben im Abteil, bis sich der Perron geleert hatte. Unsere Gruppe, nach meiner Erinnerung mindestens hundert Mann, sammelte sich auf dem Vorplatz. Ein Lastwagen nahm das Gepäck auf. Ich hatte nichts zu verladen und trug meinen Rucksack lieber selbst. Dann gingen wir los. Es hatte uns niemand gesagt, aber wir vermieden es, im Gleichschritt zu marschieren, um bei den Menschen am Straßenrand nicht unnötig böse Erinnerungen zu wecken. Wir erregten so noch genug Aufsehen in unseren Wehrmachtsuniformen, selbst jetzt, da sie nicht mehr so glänzten wie zur Zeit der deutschen Besatzung. Einige Passanten blieben stehen, andere riefen uns ein Schimpfwort nach oder drohten mit der Faust. Die Posten, die uns begleiteten, nahmen es gelassen. Mich erschreckte es wieder wie am ersten Tag in Jawiszowice. Dort hatten sich die Menschen inzwischen an unseren Anblick gewöhnt, und niemand drehte sich mehr um, wenn wir zum Schacht oder auf den Holzplatz geführt wurden. Auch auf dem Weg durch Kattowitz hatten wir nichts von der Feindseligkeit gespürt, die hier in der Luft lag.

Wir liefen mitten auf dem Fahrdamm, auf einer breiten Straße, die einmal schön und belebt gewesen sein mußte. Jetzt war sie nur noch breit, kein Auto, kein Omnibus, keine Straßenbahn fuhr. Eigentlich war die Straße überflüssig. Nur ein paar zweirädrige Holzkarren wurden zu einer Art Markthalle geschoben, die auch keine richtige Halle war, weil ihr das Dach fehlte.

Die Häuser rechts und links unterschieden sich nicht von denen, die wir zuletzt vom Zug aus gesehen hatten, aber von nahem wirkten sie noch schrecklicher. Von den oberen Stockwerken standen nur noch die Fassaden, ab und zu war ein Stück Treppenhaus zu sehen oder ein verkohlter Schornstein. Zu ebener Erde aber hatten Händler und Handwerker ihre kleinen Geschäfte eingerichtet, ein Gemüsehändler, ein Schuhmacher, ein Schneider, sogar ein Modegeschäft war hier untergekommen. Einer nach dem anderen öffnete seinen Laden. Manche sahen uns nach, andere gingen eilig ins Haus zurück. Sie wollten wohl nicht an die Zeit der deutschen Uniformen erinnert werden. Wir gingen den Weg mit gesenktem Kopf, und das nicht nur, weil das Pflaster so schlecht war.

Plötzlich, von einer Querstraße zur anderen, verwandelte sich die Straße in einen Hohlweg. Es gab keine Geschäfte mehr, keine Häuser, keine Häuserreste, nicht einmal Ruinen. Ruinen haben einen Charakter, sie erinnern an etwas. Hier gab es nichts, nur Steine, meterhohe Berge von Steinen, die sich zu beiden Seiten des Weges türmten und die Straße zur Schlucht machten.

Wenn man nach den Bombennächten des Krieges von einem Haus oder einem Stadtviertel sagte, es sei kein Stein auf dem anderen geblieben, so sollte das Bild der Grad der Verwüstung beschreiben. Aber überall waren noch Steine aufeinandergeblieben, Fassaden, Mauern, Mauerreste vielleicht nur. Hier

aber gab es keine Mauer mehr, auch keine geborstene. Nur Ziegel und Steinhäufen, aus denen junge Birken wuchsen, Disteln und Moos. Manchmal ragte eine verbogene Eisenstange wie eine Schlange aus den Trümmern, ein geborstener Pfeiler, ein Stück Eisenträger.

Nie in meinem Leben hatte ich eine solche Landschaft gesehen, und nie in meinem Leben werden ich dieses Bild vergessen können: Ein Sommertag im Tal der Steine, kein menschlicher Laut, kein Vogelgezwitscher, absolute Stille. Ein riesiger Gräberhügel mitten in der Großstadt. Wir waren im Warschauer Ghetto. Und der Weg nahm kein Ende.

Inmitten dieser apokalyptischen Landschaft taucht plötzlich, vollkommen unbeschädigt, vor uns eine Kirche mit einem schmalen spitzen Turm und einem breiten Kirchenschiff auf, mit einem vollständig gedeckten Dach, auf dem kein Ziegel fehlt.³⁵ Mir ist, als seien die Menschen, die in dieser endlosen Steinsteppe gelebt haben, allesamt in die Kirche geflohen. Der Anblick der Kirche macht das Bild noch gespenstischer. Hier sind keine Bomben aus dreitausend Meter Höhe abgeworfen worden, hier hat keine Schlacht getobt, hier gab es keine Front, die hin- und herwogte. Hier war ein ganzes Stadtviertel mit all den noch in den Kellern versteckten Menschen systematisch, Haus für Haus, gesprengt, in eine Wüste verwandelt worden. Nichts sollte bleiben von diesem Warschauer Ghetto, dessen Bewohner es gewagt hatten, sich gegen ihre Mörder aufzulehnen. Nichts, kein Mensch, kein Haus, keine Erinnerung. Nur Steine, Steine und Ratten.³⁶

Die Luft zwischen den Trümmerbergen war stickig, es roch nach Moder und Staub. Kein Windhauch verirrte sich in die Schluchten. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß hier einmal Menschen gelebt hatten. Ich wollte es mir auch nicht vorstellen. Die Frage, was aus ihnen geworden ist, wollte ich mir an diesem Morgen nicht beantworten.

Endlich erreichten wir das Lager.³⁷ Hinter einem großen eisernen Tor lagen zwölf grüne Baracken mit dem Gesicht zur Lagerstraße. Saubere Wege, kleine Blumenrabatten und über dem Lagertor die Bilder von Marx und Engels. Die Lagerkapelle begrüßte uns mit einem flotten Marsch, von dem ich später hörte, daß er von Beethoven war. Die Spannung bei den Ankommenden löste sich, die Gesichter hellten sich auf, und ich kämpfte mit den Tränen. Mußten sie denn jetzt Musik machen. . .

³⁵ Der neugotische Kirchturm der Evangelisch-Reformierten Kirche ragte aus der Wüstenlandschaft des ehemaligen Ghettoeländes heraus, vgl. Juliusz A. Chrościcki/Andrzej Rottermund, *Architekturatlus von Warschau*, Warschau 1978, Abb. 275 und S. 208.

³⁶ Vgl. hierzu: „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr“. Stroop-Bericht. Mit Vorworten aus den Jahren 1960 und 1976 von Andrzej Wirth, Darmstadt u. a. 1976; Władysław Bartoszewski, *Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war*. Zeugenbericht eines Christen. Mit einer Einleitung von Stanisław Lem, Frankfurt am Main 1983.

³⁷ Das Warschauer Zentrallager in der ehemaligen ul. Gęsia (ul. Anielewicz 26), einer der ehemaligen Hauptstraßen des Warschauer jüdischen Viertels, zuletzt des Warschauer Ghettos.

Im Saal 6

Die ersten Tage im Warschauer Zentrallager waren aufregend und verwirrend. Hier lebten die Kriegsgefangenen ganz anders, als wir in den Grubenlagern all die Jahre gehaust hatten. Die Baracken waren grün angestrichen, was in dem Kohlenstaub Oberschlesiens sinnlos gewesen wäre. Und davor hatten die Gefangenen tatsächlich kleine Gärtchen angelegt.

Ich wohnte im Saal 6. Hier waren die untergebracht, die am politischen Lehrgang teilnahmen, und einige, die die Schulung schon hinter sich hatten und auf ihren Einsatz warteten. Hier gab es vieles, was wir aus den Grubenlagern nicht kannten. Die Waschräume waren groß und geräumig. Alle vierzehn Tage wurde die Bettwäsche gewechselt. In einer Wäscherei konnte man seine Leibwäsche waschen lassen – wir hatten bei unserer Abfahrt nach Warschau neue Wäsche bekommen, jeder einmal zum Wechseln. Die schon länger hier waren, berichteten von einem Lagerorchester, das sonntags „Frohe Weisen“ für die Gefangenen spielte, von einer Theatergruppe, die kleine Stücke aufführte, von einer Bibliothek und sogenannten literarischen Abenden, bei denen Verse von Goethe und Schiller oder Geschichten von Hermann Löns gelesen wurden. So etwas hatte ich seit meiner Schulzeit nicht mehr gehört. Auf einem selbstgebauten Sportplatz konnte man Fußball spielen, und die Kulturgruppe besuchte an Wochenenden sogar kleinere Lager in der Stadt, um dort aufzutreten. Das alles war für uns atemberaubend. Hier lebten die Kriegsgefangenen, wie es wohl nur in einem Musterlager möglich war.³⁸

Meine erste Überraschung erlebte ich gleich nach der Ankunft. Es war Mittag und Essenszeit. Ich fragte einen, der schon länger hier war, wieviel Suppe man bekäme und ob sie auch so dünn sei wie bei uns im Lager. Die Antwort erschien mir so unglaublich, daß ich sie nicht ernst nahm. Er sagte: „Du kannst essen, soviel du willst, und dünn ist die Suppe bestimmt nicht.“ Das konnte ich nicht glauben. Das konnte es ja nicht geben – wenn nun jeder soviel essen würde, wie er will? „Na und“, sagte er, „iß nur!“

Als ich an der Reihe war und mein Kochgeschirr hinhielt, fragte der Mann an der Essenausgabe, der eine weiße Mütze trug: „Voll?“ Ich nickte und bekam mein Kochgeschirr bis an den Rand mit einer dicken Graupensuppe gefüllt, in der sogar ein paar Fleischbrocken schwammen. Als ich ausgelöffelt hatte, sah ich, wie einige noch einen Nachschlag holten. Das hatte es in der Grube kaum gegeben. Ich stellte mich in die Reihe und hielt mein Kochgeschirr noch einmal hin. „Wieviel?“ fragte der Mann mit der Kelle, „noch einmal voll?“ Ich nickte, und er lächelte, denn er war es gewöhnt, daß die Neuankömmlinge

³⁸ In Warschau befanden sich mehrere Lager mit deutschen Kriegsgefangenen und Arbeitskommandos, die Böss, S.42 ff. und S.383, Anlage I (Übersicht über die IKRK-Berichte/polnischer Gewahrsam), dokumentiert. Die Belegung variierte stark. Beispielsweise war das Arbeitskommando Warschau-Rembertów im Herbst 1946 lediglich mit sechs deutschen Gefangenen belegt.

kommanden ausgehungert waren. Als ich aber noch ein drittes Mal zum Schalter kam, erregte ich die Aufmerksamkeit des Küchenpersonals. Offenbar war ich ein Fall von besonderem Nachholbedarf oder auch von Freßlust. Sie bestanden darauf, daß ich in der Küche essen sollte. Vielleicht hatten sie wie die beiden österreichischen Offiziere im „Schwejk“ gewettet, ob ich es wohl schaffen werde. Na, wenn schon. Sie fischten mir noch ein paar schöne Fleischbrocken aus dem Kessel, und ich setzte mich auf einen Schemel und aß zum dritten Mal. Der Mann in der Baracke hatte recht gehabt: Man konnte hier soviel essen, wie man wollte. Das galt natürlich nur für die Suppe, aber immerhin. Wenn ich an meinen ersten Tag im Warschauer Zentrallager denke, sehe ich mich immer auf dem Schemel in der Küche sitzen und meine Suppe löffeln. Dieser erste Vorzug in meinem neuen Leben blieb nur für eine kurze Zeit so wichtig. Ich war selbst erstaunt, als ich mich beim Angebot für einen Nachschlag zum erstenmal sagen hörte: „Nein danke, ich bin satt.“

Nun gab es hier mehr als gute Suppen, Blumenrabatten vor den Baracken und eine Musikkapelle. Abends wurden in den Baracken die Tagesnachrichten verlesen, und in einem Zeitungskasten waren die neuesten Zeitungen ausgehängt. Es störte mich nicht, daß es nur Nachrichten vom sowjetisch kontrollierten Berliner Rundfunk und Zeitungen aus der Ostzone waren, die uns über das politische Geschehen informieren sollten. Ja, es fiel mir zunächst gar nicht auf. Es waren doch Nachrichten aus der Heimat, denn hier im Osten war ich ja zu Hause. Es kam mir nicht einmal in den Sinn, daß andere Sender andere Nachrichten, andere Zeitungen andere Meinungen haben würden. Mir genügte das. Nach all den Jahren, in denen wir kaum etwas von der Welt gehört hatten, mußte ich die Flut von Informationen, die hier auf uns einstürmte, erst einmal verarbeiten. Außerdem hatte es in meinem Leben immer nur einen Sender und eine Zeitung gegeben. Ich war mit den Nachrichten aus dem Volksempfänger und der Meinung der „Helbraer Zeitung“ aufgewachsen und hatte andere nicht vermißt, wenn wir auch über das „Wurstblatt“ und die „Goebbels-Eule“ unsere Witze machten.³⁹

Ich spürte sehr bald, daß das Lager im Warschauer Ghetto in jeder Beziehung eine Sonderstellung unter den Kriegsgefangenenlagern einnahm. Hier war nicht nur die Schule, die ich besuchen sollte. Hier befand sich die Zentrale der Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Das Lager an der früheren ulica Gęsia, der Gänsestraße, gelegen, bot sich aus mehreren Gründen für diese Aufgabe an. Es kam den Vorstellungen von einem Kriegsgefangenenlager am nächsten. Während andere Lager in Fabrikhallen oder Kasernen untergebracht waren, lebten die etwa zweitausend Gefangenen hier in sauberen Baracken, die man jederzeit auch Besuchern zeigen konnte.

³⁹ Erhellend zum „klaren, antifaschistisch-demokratischen“ (K. Wloch) Selbstverständnis der ideologischen Umerziehung Karl Wloch in seinem Bericht vom 10.9. 1949: „Zeitungen aus dem Westen, die mit privater Post kamen, wurden entnommen, aber in Auszügen kritisch vor allen Lagerinsassen behandelt.“ (S.7).

Die Kriegsgefangenen, die nicht für einen Schulbesuch hierhergekommen waren, arbeiteten meist auf den Baustellen der Stadt. Sie halfen entrümmern, allgemein „Steine klopfen“ genannt, oder sie waren in den verschiedenen Bauwerken beim Aufbau der Stadt tätig. Diese Arbeit als Aufbauhelfer in Warschau, der meistzerstörten Stadt Polens, wenn nicht ganz Europas, und die Lage der Unterkunft inmitten des ehemaligen jüdischen Ghettos, das in seiner Trostlosigkeit immer an die Verbrechen der Hitlerfaschisten erinnerte, wenn man vom Lagertor bis in die Innenstadt nur über einen riesigen Totenacker sehen konnte – das alles hatte für die neue Aufgabe des Lagers auch eine Symbolkraft, die für die politische Arbeit genutzt werden konnte, ja sich geradezu dafür anbot.

So wurden denn auch die ersten Delegationen aus der deutschen Ostzone (an ähnliche Delegationen aus den Westzonen war 1948 von beiden Seiten nicht zu denken) immer in dieses Lager geführt. Bereits im April 1948 hatte eine Gruppe Berliner Journalisten das Lager besucht. Zu der Delegation gehörte auch Markus Wolf vom Berliner Rundfunk, der spätere Spionagechef der DDR, der sich hier Michael Storm nannte.⁴⁰ Im August kamen fünf Angehörige der deutschen Jugenddelegation, die an einem Weltjugendkongreß in Warschau teilgenommen hatten, ins Lager.⁴¹

Gleich an einem der ersten Tage, die ich in Warschau war, besuchte uns die Schriftstellerin Anna Seghers. Sie erzählte in ihrer leisen Art vom neuen Leben in Berlin, von ihren Erlebnissen in der Pariser Emigration und später in Mexiko, wohin sie vor den Nazis hatte fliehen müssen. Der Name der Schriftstellerin sagte mir nichts. Ich hatte nie ein Buch von ihr gelesen, wie sollte ich auch. Sie gehörte zu denen, deren Bücher in Deutschland verbrannt und geächtet waren. Aber die Frau machte einen tiefen Eindruck auf mich; wie sie sprach, die Worte wählte, die Sätze formte und das alles in einem leichten und dadurch angenehmen hessischen Dialekt, das machte sie mir sympathisch, und ich nahm mir vor, wenn ich nach Hause komme, ihre Bücher zu lesen.⁴²

Als ich am letzten Abend vor Beginn des Lehrgangs zu einer für mich ungewohnten Zeit auf mein Bett kletterte – ich hatte mir wieder das oberste ausgesucht –, bekam ich fast so etwas wie Heimweh nach dem Grubenlager, nach

⁴⁰ Vgl. Rudolf Franz, Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948/49), in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Nr. 3, 1991, S. 404–411, hier S. 407. Wloch war Mitglied dieser ersten SBZ-Journalistendelegation in Polen, die das Lager in der ul. Anielewicza am 19.4. 1948 besuchte.

⁴¹ Zu den Besuchern, die anlässlich des Weltjugendkongresses des Weltbundes der Demokratischen Jugend am 11.8. 1948 das Arbeitslager besuchen, gehörten Hermann Axen (Zentralrat der FDJ) und Ernst Müller (Jugendsekretär im Bundesvorstand des FDGB), deren Ansprachen abgedruckt sind in: Die Brücke, Nr. 7 (Sonderbeilage), Anfang September 1948.

⁴² Siehe: Die Brücke, Nr. 8, Mitte September 1948, S. 1, und ausführlichen Bericht in: Die Brücke, Nr. 9 (2. Beilage), Anfang Oktober 1948. Anna Seghers nahm an dem „Kongreß der Intellektuellen zur Verteidigung des Friedens“ (25.–28.8. 1948) in Breslau (Wrocław) teil.

den bekannten Gesichtern und den immer gleichen Gesprächen. Ich dachte an die Kumpels, die jetzt zur Nachtschicht marschierten. Sie fehlten mir. Die drei Jahre, die wir gemeinsam verbracht hatten, waren doch eine lange Zeit. Hier war alles neu, alles fremd. Ich bekam Angst, ob mein Entschluß hierherzukommen richtig gewesen war, ob ich den Anforderungen gewachsen sein würde, ob ich konnte, was man von mir erwartete. Ich fühlte mich plötzlich wieder sehr klein und schrecklich allein.

Wieder auf der Schulbank

Nach den langen Jahren ohne jede geistige Anregung sah ich dem ersten Tag auf dem Lehrgang wie meinem ersten Schultag entgegen. Ich hatte die Schule mit sechzehn Jahren verlassen müssen, als meine Klasse geschlossen in die Flakstellung bei Halle einrückte. Als Luftwaffenhelfer hatten wir täglich nur noch wenige Stunden Unterricht gehabt. Nach den durchwachten Nächten an den Geräten und Geschützen der Flakbatterie, immer den Anflug neuer Bomberverbände erwartend, waren wir meistens zu müde, um dem Lehrstoff in Latein und Mathematik folgen zu können. Seitdem waren fünf Jahre vergangen. Ich war inzwischen einundzwanzig und dachte immer öfter darüber nach, wie mein weiteres Leben aussehen sollte.

Von der Grube in Jawiszowice hatte ich eine Bescheinigung mitbekommen, daß ich drei Jahre unter Tage im Streb und beim Streckenvortrieb gearbeitet und alle bergmännischen Tätigkeiten ausgeübt hatte. Das sollte mir den Weg zur Bergschule in Eisleben ebnen, in der noch immer Steiger ausgebildet wurden. Da allgemein die Rede davon war, daß wir nach dem Lehrgang entlassen würden, hatte meine Mutter mich vorsorglich für das nächste Semester angemeldet. Der Lehrgang in Warschau sollte der Übergang, eine Art Zwischenspiel zwischen Gefangenschaft und Studium bilden. Ich würde, wie ich es mit dem Schneider besprochen hatte, alles an mich herankommen lassen und mir das Beste herausnehmen.

Im Frühjahr 1948 war im Warschauer Zentrallager diese ungewöhnliche Schule gegründet worden, die sich an den sowjetischen Antifa-Schulen für Kriegsgefangene orientierte.⁴³ Der Begriff „Antifa“ wurde dabei für die Warschauer Kurse bewußt vermieden. Einmal war dieses Wort im Sprachgebrauch der SED zu dieser Zeit nicht mehr aktuell, zum anderen war es durch ehemalige Offiziere und Feldwebel, die unter diesem Namen in Lagern ein verhaßtes Regime aufgezogen hatten, bei den Kriegsgefangenen diskreditiert.⁴⁴ In eini-

⁴³ Siehe Böss, S. 97 ff.; Franz, a. a. O., S. 408.

⁴⁴ Dazu Böss: „In deutschen Kriegsgefangenenlagern auf heute polnischem Gebiet hat die Organisation von Antifa-Gruppen schon gleich nach Kriegsende begonnen, damals aber noch unter sowjetischem Lagerregime. Wir haben aus dieser Zeit (bis Dezember 1945) nur negative Urteile über das Verhalten der Antifa-Angehörigen zu verzeich-

gen Lagern regierten noch immer ehemalige Offiziere als sogenannte „deutsche Lagerkommandanten“. Die meisten von ihnen führten ihre Funktion ziemlich unpolitisch aus, einige versuchten, sich der beginnenden Politisierung und der „Umerziehung“ der Gefangenen entgegenzustellen.

Die Hauptaufgabe der politischen Schulungskurse bestand deshalb darin, Funktionäre heranzubilden, die diese Leute ablösen konnten. Das sollten wir sein. Wir sollten uns im Schnellkurs ein Minimum an politischer Bildung aneignen, lernen, wie man eine Versammlung vorbereitet und durchführt, ein Meeting organisiert, ein Referat ausarbeitet oder eine Jugendgruppe bildet. Vor allem aber sollten wir mit Argumenten ausgerüstet werden, um auf die Fragen der Kriegsgefangenen antworten zu können, wenn wir ihnen, jeder auf sich allein gestellt, im Lager gegenüberstanden.

Unterricht war in der Kulturbaracke, die hier „Świetlica“ hieß, was für mich eine neue Vokabel war. Die Świetlica bestand hauptsächlich aus einem großen Saal mit einer Bühne, auf der sonntags das Lagerorchester spielte oder die Theatergruppe auftrat. Heute stand ein Rednerpult davor, das mit rotem Fahnenstoff bezogen war. Die Bühne war offen, an der Rückwand hing ein Porträt von Marx und Engels, deren Bilder ich bei unserem Obmann in Jawiszowice zum erstenmal gesehen hatte. Sie blickten ernst auf die versammelten Kriegsgefangenen, die hier mit „Kameraden“ angesprochen wurden. Auf einem Transparent stand: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Wir saßen auf Stühlen (oder waren es Bänke?), die hintereinander aufgestellt waren wie im Kino. Tische gab es nicht, auf denen man hätte schreiben können. Es dauerte eine Weile, bis die fast zweihundert Lehrgangsteilnehmer, die mit ihren schweren Schuhen über den Holzboden polterten, ihren Platz gefunden hatten. Manche drängten nach hinten, wo sie nicht so im Blickfeld der Lehrer standen. Ich ging nach vorn; denn wenn ich schon hier war, wollte ich auch etwas mitnehmen und nicht in der letzten Reihe vor mich hindösen.

Dann kam der Referent. Ich erkannte ihn sofort wieder: Es war der Mann aus Berlin, der vor einigen Wochen mit einer Frau bei uns im Grubenlager gewesen war. Er trug wieder ein weißes Hemd, das ihn von uns unterschied, die wir in Drillichsachen gingen, und eine dunkle Hornbrille, die er gelegentlich abnahm, wenn er einen Satz besonders unterstreichen wollte. Er begrüßte uns, und dabei erfuhren wir, daß wir der vierte Lehrgang an dieser Schule waren. Von Entlassung war nicht mehr die Rede, aber wir wollten ja erst auch noch etwas lernen.

nen. . .“ (S. 98). Manfred Gebhardt schrieb dazu an anderer Stelle: „Es hatte zu verschiedenen Zeiten zwischen 1945 und 1947 in vielen Lagern sogenannte Antifa-Komitees gegeben, die fast ohne Ausnahme von ungeeigneten, oft sogar nazistischen Elementen geführt waren.“ (Manfred Gebhardt, *Rolle und Bedeutung der „Brücke“, Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948–1949) bei der demokratischen Umerziehung der ehemaligen Soldaten der Hitlerarmee, Leipzig 1964 (Masch. Diplomarbeit), S. 17.*

Den meisten von uns fiel es sehr schwer, sich bei den Referaten und Lektionen über Stunden zu konzentrieren und das Gehörte geistig zu verarbeiten. Die jahrelange Unterernährung und die Abstinenz von geistigen Fragen und politischen Problemen wirkte sich natürlich negativ auf unsere Aufnahmefähigkeit aus. Da es kaum eine Möglichkeit gab, sich Notizen zu machen, blieb nur wenig von dem Gesagten hängen. Einige in unserem Kursus hatten, wie ich von meinem Banknachbar hörte, schon den vorigen Lehrgang besucht und wiederholten nun den ganzen Stoff, weil der erste Anlauf nicht den gewünschten Erfolg gebracht hatte.

An die einzelnen Lektionen kann ich mich nur wenig erinnern. Das mag daran liegen, daß mich die Themen in dieser oder jener Form ein Leben lang begleitet haben und ich alle die Parteilehrjahre und Schulungen nicht mehr auseinanderhalten kann. Damals war alles für mich neu. Wir hatten keinerlei politische Kenntnisse, weder über die jüngere deutsche Geschichte noch über die Veränderungen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa vollzogen hatten, und schon gar nicht über Grundfragen des Marxismus. Vielmehr hatten sich bei vielen in der langen Isolation in den Lagern und der durchweg als Unrecht empfundenen Gefangenschaft alte, teilweise faschistische Standpunkte konserviert. Dazu gehörte die Frage, die immer wieder auftauchte: „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten. . .“

Am Anfang aller politischen Schulung stand deshalb die Frage, wie es zum Faschismus in Deutschland, zum Krieg und damit zu unserer Gefangenschaft gekommen war. Erst danach wurden auch Themen behandelt wie „Das kaiserliche Deutschland und sein Kampf um den ‚Platz an der Sonne‘“ oder „Die Novemberrevolution und die ‚Dolchstoßlegende‘“.

Einen breiten Raum nahmen die Vorträge und Seminare über die Entwicklung Deutschlands nach 1945 ein, wobei vorwiegend über den Aufbau im Osten gesprochen wurde. „Der Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse“ behandelte den Zusammenschluß von KPD und SPD zur SED. Ausführlich wurde die Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone behandelt, die „Enteignung der Kriegsverbrecher und Naziaktivisten“ und die Rolle der volkseigenen Betriebe, die neuen deutschen Gewerkschaften und die Freie Deutsche Jugend. Immer wieder ging es auch um den Kampf für Frieden und die Einheit Deutschlands. Mit der Zuspitzung des Kalten Krieges im Sommer 1948 setzte sich dieser Teil des Lehrprogramms zunehmend mit den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen in den deutschen Westzonen auseinander.⁴⁵

⁴⁵ Vgl. dazu „Die Brücke“, die durch „einen kämpferischen Antifaschismus in ständiger Auseinandersetzung mit der faschistischen und imperialistischen Politik und Propaganda“ (Franz, a.a.O., S.409) die „richtige“ Einstellung zu den Westmächten und zu der Entwicklung in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands unter den deutschen Kriegsgefangenen zu verbreiten suchte. Ein Vergleich der „Brücke“ mit sowjetzonalen Presseerzeugnissen jener Zeit steht noch aus.

In einem theoretischen Teil wurde – soweit ich mich erinnere – ein Minimum an Marxismus gelehrt, so: „Was ist Sozialismus?“ – „Die führende Rolle der Arbeiterklasse“ – „Die SED als ‚Partei neuen Typs‘“ (zu der sie sich gerade in diesem Jahr zu entwickeln begann). In einem letzten Komplex wurden Fragen der Sowjetunion und der europäischen Volksdemokratien behandelt, zu denen am Anfang auch Jugoslawien noch gezählt wurde.

Der Referent der meisten Lektionen war Karl Wloch, der sich hier „Wiesner“ nannte und bei den Seminarleitern nur „Onkel Karl“ hieß. Erst im Laufe der Zeit bildeten sich aus den Absolventen der vorhergegangenen Lehrgänge neue Referenten heraus, die in der Lage waren, auf der Grundlage der Ausführungen von Wloch einzelne Themen zu übernehmen. Eine Ausnahme bildeten die Referate über Polens Kampf um seine Freiheit und über den Aufbau Polens nach 1945. Sie wurden von polnischen Kommunisten gehalten, die ausgezeichnet deutsch sprachen.

Wloch hatte sich für seine Lektionen nur wenige Notizen gemacht und trug den Stoff meistens frei vor, was mir große Achtung abnötigte. Nur wenn er etwas aus der Zeitung oder eine Statistik zitierte, nahm er die Brille ab und las es vor. Die anderen Lektoren hatten fast alles wörtlich aufgeschrieben und lasen es mehr oder weniger gut ab. Man spürte, daß sie über Dinge reden sollten, die sie selbst noch nicht ganz verstanden hatten. Eine Ausnahme war der Leiter des Lehrgangs, ein Berliner, selbst noch Kriegsgefangener, der vor 1933 schon organisiert gewesen war und aus dieser Zeit Grundkenntnisse über den Marxismus mitbrachte. Er war ein kluger, nachdenklicher Mann, der mit leiser Stimme sprach und peinlich genau auf die Exaktheit der Formulierungen achtete. Uns war die Exaktheit so fremd wie die Begriffe, die er gebrauchte. Wir dachten, seine Genauigkeit käme von seinem Beruf; er war Jurist. Doch die Ursachen lagen tiefer. Später erfuhr ich, daß er vor 1933 einer sogenannten Abweichung von der KPD angehört hatte, der KPO (Kommunistischen Partei-Opposition), und nun beweisen wollte, daß er geläutert war. Seine neue Linientreue zeigte sich in der dogmatischen Art, wie er seinen Stoff lehrte. Nach seiner Heimkehr bekam er zunächst eine leitende Stellung im Berliner Magistrat, bis er 1951 bei der Parteiüberprüfung aus der SED ausgeschlossen wurde.

Nach den Lektionen, meistens am Nachmittag, trafen wir uns in kleinen Gruppen zur Durcharbeitung des in Seminaren Gehörten. Unser Seminarleiter war vermutlich nicht viel älter als ich. Der Sprache nach kam er aus Schwaben oder Baden. Er hatte den zweiten Lehrgang besucht und war seitdem an der Schule. Für unsere Gespräche hatte er einen Fragespiegel, den er gewissenhaft abarbeitete. Er nannte sich Philip, war hochaufgeschossen, blond und besaß eine Lockerheit, um die ich ihn beneidete, denn mir fiel es schwer, mit den neuen ungewohnten Wörtern, meist Fremdwörtern, umzugehen und mich auszudrücken.

Philip gehörte zum Lehrerkollegium, und die Tatsache, daß er im Westen beheimatet war, spielte noch keine Rolle. Auch andere Seminarleiter kamen aus

westlichen Zonen, ein Pfarrersohn aus dem Rheinland und ein ehemaliger kommunistischer Stadtverordneter aus Hessen gehörten ebenso dazu wie der Sohn eines SED-Landrats in Brandenburg und der Sohn eines Volkspolizei-Generals aus Berlin, deren Väter mit Wloch bekannt oder aber über die Personalabteilung der SED in dessen Blickfeld gerückt waren. Der antifaschistische Vater, das war das neue Adelsprädikat für die Gefangenen, die bisher als Gleiche unter Gleichen gelebt hatten. Irgendwie beneidete ich sie, denn mit einem Antifaschisten in der Familie konnte ich nicht dienen. Dennoch hätte ich gern sein wollen wie sie oder noch besser wie „Onkel Karl“.

Karl Wloch, Parteiname „Wiesner“

In diesem Herbst wurde Karl Wloch alias Wiesner für mich – und nicht nur für mich – zu einer Leit- und Vaterfigur. Er verstand es, mit jungen Leuten umzugehen, sie zu lenken und zu führen. Wo er auftauchte, war er von Gefangenen umringt. Auf jede Frage hatte er eine Antwort, er regte an, redete gut zu, ermunterte und belehrte. Das vor allem.

Über sich selbst sprach er wenig, aber soviel wußten wir, daß er wegen seines Widerstandes gegen Hitler im Zuchthaus und im Konzentrationslager gewesen war. Sein Lebenslauf war für uns so etwas wie ein erster Kursus in kommunistischer Parteigeschichte. Er war autodidaktisch gebildet, hatte viel gelesen, kannte Marx und Engels ebenso wie Goethe, Schiller und Heinrich Heine, von dem ich hier zum ersten Mal etwas hörte. Vor allem aber war er ein Agitator, der aus dem vollen Bewußtsein argumentierte, im Besitz der Wahrheit zu sein, wobei er, wie alle Agitatoren, auch zur Demagogie neigte und gelegentlich zu einem leichten Zynismus. Doch nach den Jahren des dumpfen Dahinlebens im Grubenlager empfand ich das einfach als Schlagfertigkeit.

Karl Wloch wurde am 4. August 1905 in einer sozialdemokratischen Familie in Berlin-Moabit geboren. Er gehörte zu denen, die gern von sich sagten, daß sie den Sozialismus mit der Muttermilch aufgesogen hätten. Als Kind schon verteilt er Flugblätter, trägt Zeitungen und Broschüren der Sozialdemokratischen Partei aus. Mit dreizehn Jahren begegnet er Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg; ein paar Wochen später geht er hinter ihren Särgen im Zug nach Friedrichsfelde.

In jungen Jahren wird er Kommunist, begegnet Thälmann, der einen großen Eindruck auf ihn macht, wird Vorsitzender der Jugend-Erwerbslosen von Berlin, später Journalist kommunistischer Zeitungen in Thüringen, dann in der „Roten Fahne“ in Berlin. Nach Hitlers Machtantritt organisiert er eine illegale Gruppe in Kassel unter jenem Decknamen Karl Wiesner, unter dem er 1948 in den Kriegsgefangenenlagern auftauchte. Im April 1933 fällt er der Gestapo in die Hände und wird im Sommer vor dem Oberlandesgericht in Kassel wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt. Die Anklageschrift vom 6. Juni 1933 trägt die Aktennummer 0 J 38/33. Er wird zu zwei Jahren sechs Monaten

Zuchthaus verurteilt, die er in strenger Einzelhaft in Kassel-Wehleben verbringt.

Die amtliche Bescheinigung über die vom 30. Juli 1933 bis 26. Oktober 1935 verbüßte Strafe enthält den handschriftlichen Vermerk des „Strafanstalts-Direktor-Vorstehers“: „Er wurde heute durch den Herrn Polizeipräsidenten in Kassel in Schutzhaft genommen.“ Das bedeutete Konzentrationslager.

Seine erste Station ist das Moorlager Esterwegen, und danach kommt er in das KZ Sachsenhausen. Am 20. Dezember 1938 wird er aus dem „Staatlichen Konzentrationslager Sachsenhausen“ entlassen mit der Auflage, sich jeden dritten Werktag bei der Ortspolizeibehörde zu melden.

Während Karl Wloch noch in Hitlers Konzentrationslager sitzt, wird sein Bruder Wilhelm, der 1933 in die Sowjetunion emigrierte, 1937 in Moskau verhaftet. Wie viele deutsche Kommunisten endet er im Oktober 1939 in einem der Stalinschen Straflager in Sibirien. Tod durch Herzversagen. Seine Frau und die beiden Kinder nutzen die Zeit des Freundschaftsvertrages zwischen Hitler und Stalin und kehren Ende 1940 nach Deutschland zurück. Nach ihrer Verhaftung durch die Gestapo werden sie schließlich in einem Einwanderungslager in Berlin-Tegel untergebracht. Karl Wloch, der den Verlust seines Bruders eher als einen Justizirrtum denn als ein Verbrechen ansieht, kümmert sich um die Verwandten, besonders um die Tochter des Bruders, die er zeitweilig bei sich zu Hause aufnimmt. In seiner Haltung gegenüber Stalin und der Sowjetunion kann ihn das nicht beeinflussen. Als Hitler im Juni 1941 die Sowjetunion überfällt, nimmt er, obwohl er unter Polizeiaufsicht steht, Verbindung mit Anton Saefkow und Franz Jacob,⁴⁶ den Führern des kommunistischen Widerstandes in Berlin, auf. Später wird er zum Strafbataillon 999 einberufen und gegen jugoslawische Partisanen eingesetzt. Er flieht und wird nun ein Mitkämpfer von Tito in den bosnischen Bergen. Hier hat er zum erstenmal mit politischer Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen zu tun.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland arbeitet er in verschiedenen Funktionen in der SED. Im Frühjahr 1948 bekommt er von seiner Partei den Auftrag, die Heimkehr der 40000 deutschen Kriegsgefangenen in Polen organisatorisch und vor allem politisch vorzubereiten. Zu diesem Zweck reist er im April 1948 nach Warschau. Ursprünglich hatte er den abenteuerlichen Plan, selbst als vorgeblicher Kriegsgefangener in ein Lager einzutreten. Statt dessen schuf er sich eine neue Legende. Er reiste als angebliches Mitglied einer zu dieser Zeit in Polen weilenden Journalisten-Delegation durch die Lager, um sich über die Situation der Gefangenen zu informieren und Möglichkeiten für seinen Auftrag zu erkunden.

Seine ersten Eindrücke waren niederschmetternd. In einem Bericht an den Parteivorstand der SED schrieb er: „Die Lage der Kriegsgefangenen war weitaus schwerer, als ich erwarten konnte. Sie unterstanden der Gefängnisord-

⁴⁶ Siehe weiter unten.

nung für Strafgefangene. Die Verwaltung war im wesentlichen die gleiche wie bei Strafgefangenen, soweit sie nicht von Betriebs- und Grubendirektion gestellt wurde. Die Ernährung war größtenteils unzureichend angesichts der Länge und Schwere der Arbeit. Die Arbeitszeit war willkürlich von 9 bis zu 16 Stunden lang. Die Lager waren oft überbelegt. Lohn gab es nicht, Prämien nur selten. Die Behandlung war unterschiedlich, Mißhandlungen kamen oft vor.⁴⁷

Karl Wloch setzte sich, wie auch dieser Bericht zeigt, für die Verbesserung des Lebens der Kriegsgefangenen ein. Das machte ihn vielen sympathisch. Dennoch war er darauf bedacht, seine wahre Identität zu verschleiern und seine Person in eine Grauzone von Vermutungen zu tauchen. Sein Auftreten unter dem Decknamen Wiesner sollte den Eindruck vermeiden, daß er mit einem festen Auftrag der SED nach Polen gekommen war. Doch wir ahnten sehr bald, woher er kam und was er vorhatte. Seine Taktik, parallel mit seiner politischen Umerziehung die materielle Lage der Gefangenen zu verbessern, ging auf. Er hatte seinen Marx verstanden, daß die Menschen zuerst essen, trinken und sich kleiden müssen, bevor sie sich mit Kultur und Politik befassen. Über die spürbaren Verbesserungen für die Gefangenen fand er einen Einstieg für seine politischen Botschaften.

Nach der Erfüllung seines Auftrages und der Entlassung aller Kriegsgefangenen ging er in die DDR zurück, wo er nacheinander Generalsekretär der Deutsch-Polnischen Freundschaftsgesellschaft, Staatssekretär für Literatur und Verlagswesen und Chefredakteur war. Er starb 1982 an einem Krebsleiden.⁴⁸

Karl Wloch war zeitlebens ein überzeugter und disziplinierter Kommunist. Beschlüsse der Partei waren für ihn Gesetze, die er nie bewußt verletzt hätte. Mit dieser Haltung hatte er Zuchthaus und Konzentrationslager durchgestanden, „unbelehrbar“ im Urteil der Gestapo. Allein diese Standhaftigkeit und Überzeugungstreue, dieser Mut und diese Tapferkeit machten ihn für die jungen Kriegsgefangenen zu einem Vorbild. Sie sangen ihm zu Ehren das „Lied der Moorsoldaten“, sogen seine Worte auf, lernten von ihm argumentieren, schreiben und marxistisch denken.

Der Schriftsteller Hermann Kant erinnerte sich Jahre später an Karl Wloch: „Mit ihm, durch ihn haben sich mir einige Geheimnisse enthüllt, zum Beispiel, was das denn sei, ein Kommunist. Oder, wie dann einer aussieht, nach Börgermoor und 999. Oder, wie so einer nun spricht mit jenen, in denen seine Ebenen-Peiniger zu sehen, er alle Rechte hat. Oder, wie das zusammengeht, die Härte der Prinzipien und behutsamste Menschlichkeit. Oder, was das ist, ein überzeugender Redner.“⁴⁹

⁴⁷ „Bericht über die Kriegsgefangenenarbeit in Polen“, siehe Anm. 28.

⁴⁸ K. Wloch starb am 30. 9. 1982 in Berlin; siehe Nachruf des ZK der SED in: Neues Deutschland, 2./3. 10. 1982, S. 2; vgl. auch SBZ-Biographie, 3. Aufl. Bonn u. a. 1964, S. 389.

⁴⁹ Zit.n. Die Brücke. Sonderausgabe: 70 Jahre Karl Wloch, Berlin, 4. 8. 1975, S. 1.

Dennoch war das politische Leben des Karl Wloch nicht ohne Brüche. Gerade erst dem Konzentrationslager der Nazis entkommen, muß er erleben, wie seine geliebte Sowjetunion und der von ihm hochverehrte Führer Stalin einen Pakt mit seinen Peinigern aus Sachsenhausen schließen. Er ist in so hohem Maße irritiert, daß er, der unter Polizeiaufsicht steht, unter Mißachtung aller konspirativen Regeln an einem Sonntagvormittag seine alten Freunde aufsucht, um ihnen seine Ratlosigkeit mitzuteilen.

Die Tatsache, daß sein Bruder als „Volksfeind“ verurteilt worden war, konnte auch für ihn in der Stalinära und der unumschränkten Herrschaft des NKWD in der sowjetischen Besatzungszone zu einer ständigen Bedrohung werden, zumal er den Kontakt zu dessen Familie nie abgebrochen hatte.

Nach dem Sommer 1948, als Stalin und das Kominformbüro Tito verurteilen, war seine Tätigkeit in Jugoslawien ein Makel in seiner Biographie, und die Art, wie auch in SED-Zeitungen über Tito geschrieben wurde, verletzte ihn tief. Dagegen aufbegehrt hat er nie. Vermutlich empfand er auch die Bedrohung, die für ihn persönlich mit seinen jugoslawischen Kontakten erwachsen konnte, als in allen Ländern des Ostblocks nach „Titoisten“ gefahndet wurde.

Ende der fünfziger Jahre, besonders nach der Rückkehr Gomulkas, dem die SED-Führung zunächst nicht traute,⁵⁰ waren seine engen Beziehungen zu Polen eine politische Belastung. So wurde er mit über Sechzig noch einmal in die Provinz geschickt, nach Gera in Thüringen, wo er als junger Mann seine journalistische Karriere begonnen hatte. Er wurde Chefredakteur der Parteizeitung „Volkswacht“. Eine Krebsoperation machte ihn schließlich zum Invaliden.

In seinen letzten Jahren, die er in der Alexanderstraße in Berlin verlebte, war er stiller geworden. Das Sprechen fiel ihm zunehmend schwerer, und er dachte wohl auch immer öfter über sein Leben nach. Doch auch als die Hoffnung, die er nach Ulbrichts Sturz auf Honecker setzte, enttäuscht wurde und sich die Realitäten immer weiter von den Idealen seiner Jugend entfernten, kam kein Wort der Bitterkeit, kein Wort der Abkehr von dieser Politik über seine Lippen. Es war, als ob er fürchtete, sein Leben und seine Erinnerungen zu beschädigen und alles, was er für diese Idee durchgemacht hatte, in Frage zu stellen.

Manchmal ging er noch in eine Schule in Berlin-Mitte, um den Kindern, die keine Beziehung zu seinen Träumen hatten, von seinem Kampf und aus seinem Leben zu erzählen. Er tat es auch für sich, um sich selbst immer wieder an seine heroische Periode, an den Kampf gegen Hitler erinnern zu können. Es war die Zeit, als er mit Menschen wie Carl von Ossietzky, Franz Jacob, Bernhard Bästlein, Anton Saefkow, nach denen Schulen und Straßen benannt waren, in

⁵⁰ Die SED-Führung traute Gomulka bis zu seiner Absetzung im Dezember 1970 nicht; vgl. u. v. a.: Diplomatic Archive. Polish-GDR Relations, in: Polish Quarterly of International Affairs, Vol. 3, No. 1, Winter 1994, S. 111–129.

einer Reihe gestanden hatte.⁵¹ Die Kinder hörten ihm artig und abwesend zu, die Lehrer dankten ihm mit Blumen. Doch seit seine Reden Hunderte junger Kriegsgefangener bewegt hatten, so sehr, daß sie selbst zu Kommunisten und Mitkämpfern wurden, waren dreißig Jahre vergangen. Die Feuer von damals waren niedergebrannt. Was einmal seine Zuhörer aufgewühlt hatte, war zum Ritual geworden. Was einmal richtig war, galt längst nicht mehr. Irgendwie muß er es auch selbst gespürt haben.

Die „Freie Meinung“

Gleich in den ersten Tagen unseres Lehrgangs erschien eine neue Ausgabe der Kriegsgefangenen-Zeitung „Die Brücke“, die später in meinem Leben noch eine wichtige Rolle spielen sollte. Kurz vor meinem Weggang aus dem Grubenlager hatte ich diese Zeitung zum erstenmal gesehen und mir wenig Gedanken über ihre Absichten und Aufgaben gemacht.⁵² Diese Nummer aber, die Anfang September erschien, war eine ganz besondere: Auf Seite fünf war ein Gedicht von mir abgedruckt. Es waren die Reime, die ich im Jugendzimmer in Jawiszowice ans Schwarze Brett gepinnt und die unser Obmann an die Redaktion geschickt hatte.⁵³

Nun fand ich mein Gedicht wieder, in gleichmäßigen schlanken Lettern, ein paar tausend Mal vervielfältigt. Ich stand in der Zeitung. Zum erstenmal sah ich meinen Namen gedruckt, den ich gerade erst wieder gegen meine Lagernummer 330 zurückgetauscht hatte. Und dazu noch eine kurze Biografie: „Kamerad Manfred Gebhardt von Kop. ‚Jawiszowice‘, 21 Jahre alt, aus Ziegelrode bei Eisleben.“ Alle in meinem Seminar hatten es gelesen. Auch die Lehrer. Das Gedicht entsprach in seiner Tendenz genau dem, was auf der Schule gelehrt wurde. Ein bißchen brachte es mich schon in Verlegenheit, wenn ich immer wieder darauf angesprochen wurde, ob ich denn der sei, von dem das Gedicht in der Zeitung stand. Aber irgendwie war ich auch mächtig stolz, es war gewissermaßen mein erstes öffentliches Bekenntnis zur neuen Zeit, so wie ich sie empfand.

Ich lief zur Redaktion, die in einem größeren Raum untergebracht war, in dem viele Zeitungen herumlagen und einzelne ausgeschnittene Artikel. Am

⁵¹ Bernhard Bästlein (1894–1944), Franz Jacob (1906–1944) und Anton Saefkow (1903–1944), KPD-Funktionäre im antinationalsozialistischen Widerstand, gemeinsam am 5.9.1944 vom „Volksgerichtshof“ zum Tode verurteilt und am 18.9.1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet; hierzu: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1970, Berlin (Ost) 1970, S.33f., S.329f., S.591f.; siehe auch: Sachwörterbuch der Geschichte Deutschlands und der deutschen Arbeiterbewegung, B. 1, Berlin (Ost) 1969, S.229f. (Stichwort: Bästlein-Jacob-Abshagen-Organisation).

⁵² Siehe zur Konzeption der „Brücke“: Gebhardt, Rolle und Bedeutung, S.22ff.

⁵³ „Ich rufe die Jugend“, in: Die Brücke. Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen, Nr.7/Anfang September 1948.

Fenster tippte ein kräftiger Mann auf einer alten Schreibmaschine; ein anderer, wesentlich kleinerer, saß, in einer Hand eine Schere und vor sich einen Klebstertopf, an einem Tisch. Ich bat ihn um eine Zeitung, weil ich mein Gedicht nach Hause schicken wollte. Der Kleine sah mich prüfend an. „Die Zeitung kannst du dir dort nehmen“, sagte er und zeigte auf einen Stapel, der am Fußboden lag. „Aber ich suche jemanden, der etwas für die ‚Freie Meinung‘ schreibt, die soll nämlich übermorgen erscheinen, und mir fehlen noch Beiträge.“

„Die Freie Meinung“ kannte ich natürlich schon. Das war eine Art Lagerzeitung, die jeden Donnerstag erschien. Sie unterschied sich von den üblichen Schwarzen Brettern in den Lagern, auf denen meist nur Informationen übermittelt wurden, nicht nur dadurch, daß sie mit Fensterscheiben verglast war, zu der nur der Mann in der Redaktion einen Schlüssel hatte. Sie war auch sonst ganz anders. Die Beiträge waren alle mit der alten Redaktions-Schreibmaschine in einer altmodischen Kursivschrift getippt und mit bunten, gezeichneten Überschriften versehen. Wer etwas veröffentlichen wollte, mußte das in der Redaktion einreichen, die einmal in der Woche zusammenkam und ganz demokratisch über den Inhalt der nächsten Ausgabe entschied.

Das also lernte ich zuerst: „Freie Meinung“ heißt nicht, daß hier jeder seine Ansichten vertreten kann, das wäre Anarchie. Vielmehr bedeutet es, daß hier im Auftrag der Redaktion und auf der Grundlage einer politischen Übereinstimmung eine positive Meinung veröffentlicht wird, die auch eine gezielte, helfende Kritik einschließt. „Die Freie Meinung“ war noch keine Meinungsfreiheit. Aber sie war offener und kritischer als die meisten Zeitungen, die ich später in der DDR kennenlernte. Und sie wurde erwartet und gelesen. Sobald eine neue Ausgabe erschien, drängten sich die Leute vor dem Schaukasten – und sei es nur um zu sehen, was über die letzten Veranstaltungen gesagt wurde und ob der Conférencier wieder sein Fett abbekommen hatte.

Und nun sollte ich etwas schreiben, sozusagen auf Kommando, oder besser gesagt „im Auftrag“. Bisher hatte ich ausschließlich aus eigenem Antrieb etwas zu Papier gebracht, meistens Verse. Einen Aufsatz hatte ich seit meiner Schulzeit nicht mehr geschrieben. Es sollte etwas über eine Jugendstunde sein, die in diesen Tagen stattfand und in der derjenige das Referat hielt, der gewöhnlich über solche Ereignisse für die „Freie Meinung“ berichtete. Ich sagte zu.

Es ging um „Marshallplan oder Zweijahresplan in der Ostzone“, ein Thema, das wir gerade im Lehrgang behandelt hatten, so daß ich einigermaßen im Stoff stand. Ich notierte mir in der Versammlung, soviel ich nur konnte, um eine genaue Schilderung geben zu können. Dennoch saß ich danach ziemlich ratlos vor meinem Papier, das ich von der Redaktion bekommen hatte. Der erste Satz wollte und wollte mir nicht gelingen. Doch schließlich war er, als der Beitrag am Donnerstag erschien, für meine damaligen Verhältnisse so gut, daß ich fürchte, der Redakteur hat noch ein bißchen daran gefeilt.

„Marshallplan oder Zweijahresplan in der Ostzone“, so die Überschrift, „das war die Frage, die sich die Jugendlichen des Lagers stellten, und die Kam.

Czepuck⁵⁴ im Verlauf der Jugendstunde am 24. IX. in der großen Świetlica in klarer und eindrucksvoller Weise beantwortete.“ Solche Sätze habe ich später zu Hunderten im „Neuen Deutschland“ und in anderen DDR-Zeitungen gefunden, ohne daß jemand daran Anstoß genommen hätte. Es war eine richtige Nachricht! Von den fünf geforderten W's waren vier vorhanden: Wer, wann, wo und was?

Im zweiten Satz aber höre ich mich heute deutlich selbst sprechen: „Die Beteiligung ließ leider wieder erkennen, daß viele junge Kameraden die Forderungen der neuen Zeit und den Sinn und Zweck der Jugendstunden noch nicht begriffen haben.“ Das war ein bißchen wie in den Vereinsmitteilungen der „Helbraer Zeitung“ und im Ton ganz wie mein erstes Gedicht: „Kameraden, hört die Signale. . .“ – fordernd, drängend, unduldsam. Doch während es im Gedicht noch aufrüttelnd klang, schwang hier schon etwas von Rechthaberei und Intoleranz mit. Die jungen Kameraden hatten etwas „nicht begriffen“, wovon ich selbst ein paar Monate vorher noch keine Vorstellung hatte: „die Forderungen der neuen Zeit“. Dafür wurden sie von mir gescholten. Ich war, nach wenigen Tagen auf dem politischen Lehrgang, bei denen angekommen, die von sich sagten, daß sie „die Forderungen der neuen Zeit“ begriffen haben. Ich fühlte mich den anderen gegenüber ein kleines Stück in der Erkenntnis voraus.

Der Rest des Artikels war die nackte Schilderung: Kam. Henne sprach Begrüßungswort. . .; darauf sprach Kam. Kant (Hermann, der spätere Schriftsteller) das Gedicht „Volksfront, Front der Völker“ von Erich Weinert.⁵⁵ . .; dann folgte das Hauptreferat, das den Marshallplan in den schwärzesten und den

⁵⁴ Harri Czepuck nahm an Karl Wlochs erstem Lehrgang der Zentralschule 1948 teil (Franz, S.409); geb. 30.7. 1927 in Breslau als Sohn einer Arbeiterfamilie, Volksschule, 1942 Lehrling in einer Betriebskrankenkasse; 1944 Wehrmacht, 1945–49 in polnischer Kriegsgefangenschaft; Mitglied der SED; Volontär, später Redakteur von „Neues Deutschland“ (ND), 1958–62 Korrespondent des ND in Bonn; 1967–71 stv. Chefredakteur des ND, 1967–81 Vorsitzender des Verbandes der Journalisten-Zentralvorstand; 1971–81 Vizepräsident der Internationalen Journalistenunion; 1981–84 Mitarbeiter der Liga für Völkerfreundschaft; 1984 Invalidenrentner; 1990 PDS; Mitbegründer der Gesellschaft für gute Nachbarschaft mit Polen (Ost-Berlin); seit 1993 Vorstandsmitglied der Deutsch-Polnischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e. V.; 1993–95 Redakteur (v.i.S.d.P.) von „Polen und wir“. Vgl. hierzu: Andreas Herbst/Winfried Ranke/Jürgen Winkler, So funktionierte die DDR. Bd. 3: Lexikon der Funktionäre, Hamburg 1994, S.56; Wer war Wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch, hrsg.v. Bernd-Rainer Barth u.a., Frankfurt am Main 1995, S.122f.

⁵⁵ Geb. 4.8. 1890 in Magdeburg, gest. 20.4. 1953 in Berlin (Ost). Mitarbeiter kommunistischer Zeitschriften, ab 1933 im Exil (Schweiz, Frankreich, UdSSR), Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg, Mitglied des Nationalkomitees Freies Deutschland. Wirkte 1924 in Erwin Piscators „Revue Roter Rummel“ mit. Wurde als „Sprechdichter“, Agitator und Propagandist bekannt. Schrieb engagierte, oft propagandistische sozialistische Lyrik und Prosa. Ausgaben: Ges. Werke, 9 Bde. (1955–60); Ges. Gedichte, 7 Bde. (1970–87); siehe: Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1945, Berlin (Ost) 1970, S.725f.

Zweijahresplan in der Ostzone in den hellsten Farben schilderte. Zum Schluß spielte die Lagerkapelle, die die Jugendstunde „würdig umrahmte“.

Mein Aufsatz muß dem Redakteur doch immerhin so gut gefallen haben, daß ich gleich den nächsten Auftrag erhielt, den Bericht über die nächste Jugendstunde zu schreiben, die bereits fünf Tage später stattfand. Diesmal war – sicher nicht wegen meiner Kritik – „eine erfreulich große Schar“ erschienen, die den Ausführungen des Kameraden Hermann Kant über „Rassentheorie und Antisemitismus“ folgte.

Wieder begann es mit den Klängen der Lagerkapelle, wieder sprach ein Kamerad einleitende Worte, wieder wurde ein Gedicht von Erich Weinert rezipiert und wieder brauchte ich einen Anfang für meinen Artikel. Hier ist er: „Gerade dieses Thema erweckte das besondere Interesse unserer jungen Kameraden, die, selbst in der Zeit dieser verbrecherischen Naziideologie erzogen, einen besonderen inneren Kampf gegen diese Irrlehre zu führen haben.“ Diesen „inneren Kampf“ führte auch der Autor des Artikels, selbst wenn er das hier noch so distanzierend und verallgemeinernd beschreibt. Hier steht jemand in der Morgendämmerung, geblendet von der neuen Sonne. Wie einem, der aus der Dunkelheit kommt, erscheinen ihm die schemenhaften Gestalten im Dämmerlicht in all ihrer silhouettenhaften Vereinfachung als die hellen Bilder eines neuen Tages.

Die neue Sonne

Von allen neuen Wörtern, die mir in Warschau immer wieder begegneten, tauchte das Wort „Umerziehung“ am häufigsten auf. Es bezeichnete die Forderung, die an uns gestellt wurde, einen moralischen Anspruch. Es war der Anspruch der neuen Gesellschaft an den einzelnen, einer Gesellschaft, die auf den neuen Menschen setzt.

Zunächst sträubten wir uns gegen diesen Begriff. Wer will als erwachsener Mensch schon gern erzogen, geschweige denn umerzogen werden. Das klingt nach Indoktrination. Und Indoktrination war es auch. Daß sie sich im Einklang mit der Verbesserung der Lebensbedingungen vollzog, änderte daran nichts. Hier wurde mit allen Mitteln und im besten Glauben versucht, andere Menschen aus uns zu machen. Die Mittel reichten von der politischen Agitation bis zur Einflußnahme auf den Zeitpunkt der Entlassung: Die „Umerzogenen“ fuhren in der Regel früher nach Hause als die „Unbelehrbaren“.

Es lag an Karl Wloch und an der wachsenden Zahl seiner Mitstreiter, dem Wort „Umerziehung“ das Dogmatische zu nehmen. Dreh- und Angelpunkt war die Auseinandersetzung mit der Naziideologie, die vielen von uns bewußt oder unbewußt noch immer anhaftete, und die Aufklärung über die Untaten der Hitlerfaschisten in Deutschland und in den von ihnen überfallenen Ländern. Und nirgends waren diese Verbrechen greifbarer und unübersehbarer als hier im Warschauer Ghetto und in den Straßen der polnischen Hauptstadt.

Naziideologie, Rassenwahn, deutsche Kriegsverbrechen – das waren dann auch die Themen unserer Versammlungen und Jugendstunden. Der Antifaschismus stand für uns, die bereit waren, umzudenken und uns umerziehen zu lassen, an der ersten Stelle der politischen Grundwerte. Für viele von uns war das eine ganz neue Erfahrung. Nur eine Minderheit empfand eine Verantwortung für die faschistischen Verbrechen, an denen sie zumindest durch Duldung beteiligt gewesen war und die ihre lange Gefangenschaft hätte erklären können. Gerade das aber war der Ansatzpunkt für die politische Umerziehung. Von dieser Zeit kann man sagen, daß der Antifaschismus den Kriegsgefangenen verordnet wurde.

An einem Sonntagnachmittag wurde im Lager der polnische Auschwitz-Film „Die letzte Etappe“ gezeigt. Die Teilnahme war für alle Pflicht. Im Saal herrschte betretenes Schweigen. Ich war aus einem Lager nur wenige Kilometer von den Vernichtungsstätten hierher nach Warschau gekommen. In der Grube wurde ich von polnischen Bergarbeitern mehrfach auf dieses Auschwitz angesprochen und in gewisser Weise auch dafür haftbar gemacht. Ich wußte, daß dort Schlimmes geschehen sein mußte. Doch was hier auf der Leinwand gezeigt wurde, überschritt jede Vorstellungskraft. Alles in mir sträubte sich zu glauben, was ich sah.

Ein junger Offizier, der später in der DDR zum General avancierte, meldete sich in der anschließenden Diskussion zu Wort. Er drückte aus, was vielen von uns durch den Kopf ging: „Ich kann das nicht glauben“, sagte er. „So etwas können Deutsche nicht getan haben. Das ist Propaganda.“ Alle sahen zu ihm hin. Der traute sich was. Wie würde Karl Wloch darauf reagieren? Zu unserem Erstaunen blieb er ganz ruhig. Dann erhob er sich langsam und wandte sich an den Offizier: „Wären Sie bereit, Herr Major, mit mir nach Auschwitz zu fahren und sich selbst zu überzeugen?“ Nun konnte der nicht mehr zurück. „Ja“, sagte er, „das bin ich.“

Für spektakuläre Aktionen hatte Karl Wloch immer etwas übrig. Am nächsten oder übernächsten Tag fuhren sie mit einem Auto vom polnischen Ministerium⁵⁶ zu dritt nach Auschwitz. Es hatte geregnet. Die Lagerstraßen waren von Pfützen bedeckt. Das Lager war zu dieser Zeit noch kein für Besucher hergerichtete Museum. Vieles war noch so, wie es die SS und die Häftlinge verlassen hatten. In den Baracken hing noch der Geruch der Gefangenen, eine Mischung aus Schweiß und Blut und Desinfektionsmitteln. Vor der Mauer, vor der unzählige Menschen erschossen worden waren, glaubte der Besucher, noch Blutspuren zu sehen und im Krematorium noch den Gestank von verbrannten Leichen in der Nase zu spüren. Später erzählte er, er habe sich gefühlt, als würde er zur Hinrichtung geführt. Als er danach von dem Leiter der gerade im Aufbau befindlichen Gedenkstätte zum Essen eingeladen wurde, fühlte er, wie sich sein Magen dagegen wehrte. Auf der Rückfahrt mußte das

⁵⁶ Es ist das Ministerium für öffentliche Sicherheit (Ministerium Bezpieczeństwa Publicznego/MBP) gemeint.

Auto mehrfach anhalten, weil sich der Major immer wieder erbrach. Ein paar Tage später berichtete er im Lager, was er in Auschwitz gesehen hatte. Er war an diesem Tag zum Antifaschisten geworden.

In diesem Herbst erhielten auch zum erstenmal Kriegsgefangene Gelegenheit, Warschau zu besuchen und ihren Kameraden über die Zerstörungen und den beginnenden Wiederaufbau zu berichten. So schreibt Hermann Kant über einen Gang durch Warschau im November 1948 in der Kriegsgefangenenzeitung „Die Brücke“:

„Im Abenddunkel überqueren wir auf der Behelfsbrücke die Weichsel. Hinter uns liegt die östliche Vorstadt Praga und vor uns, sich am Strom hinziehend, Warschau. Die Umrisse der Ruinen heben sich nur schwach vom dunklen Himmel ab. Stehengebliebene Wände mit leeren Fensterlöchern, einzelne Kamine, zerfetzte Baumstümpfe in den Straßen, das Bild einer toten Stadt. Es muß einmal schön gewesen sein hier, bevor der Krieg die Stadt in Trümmer warf. Immerhin ist hier noch zu erkennen, daß hier Menschen wohnten, Häuser standen. Doch einige Minuten weiter dehnt sich eine weite Fläche, eine Ebene aus Schutt, nur durchzogen von notdürftig geräumten Straßen. Hier stand einmal ein großer Warschauer Stadtteil, Wohnstätte tausender Menschen. Von dem Stadtteil, der unter Hitlers Besatzungsterror zum Ghetto wurde, blieben nur Trümmerhalden. Von den Menschen oft nicht einmal die Namen und die Geschichte. Das ist das tote Warschau, ein Teil der Hinterlassenschaft der Naziverbrecher.“⁵⁷

Der Bericht des Majors über seinen Besuch in Auschwitz, der Artikel von Hermann Kant über seine Wege durch das zerstörte Warschau, das alles trug dazu bei, bei manchem das Gefühl der Verantwortung für die deutschen Verbrechen in Polen zu wecken, aus dem die Bereitschaft zur Wiedergutmachung durch Arbeit entstehen sollte. Die Arbeit war das Bindeglied zwischen Schuld und Sühne. Das Schlüsselwort dafür hieß „Wiedergutmachung“. Durch Arbeit konnten wir zur Versöhnung zwischen den ehemaligen Feinden beitragen. Das war die Botschaft.

Wie schwer das für beide Seiten werden würde, spürten wir bei jedem Gang in den alten Wehrmachtskitteln durch die zerstörte Stadt. Der Krieg war seit mehr als drei Jahren vorbei. Aber mit dem Ende des Krieges war die Feindschaft nicht automatisch verschwunden. Beide Seiten standen vor einer Aufgabe, die es nach früheren Kriegen in dieser Form noch nicht gegeben hatte: eine Brücke über den Zaun zu schlagen, der Gefangene und ihre Bewacher trennte. Dazu mußten beide umdenken. Und das brauchte Zeit, mehr Zeit, als wir damals dachten.

Schließlich blieb es auf beiden Seiten eine Minderheit, die die innere Bereitschaft zu einem Neuanfang aufbrachte. Unter den Kriegsgefangenen waren es

⁵⁷ Kgf. H. Kant, Deutsche Kriegsgefangene sehen Warschau, in: Die Brücke, Nr. 12/ Ende November 1948, S. 3.

vor allem wir Jungen, die das Leben noch vor sich hatten. Zu ihnen gehörte ich in jenem Herbst. Wir waren voller Optimismus und voller Hoffnung in unseren Träumen. Vor uns lag die neue Zeit, die zunächst nichts anderes war als das Gegenteil der alten.

Edda und Justyna

Der Lehrgang ging schneller zu Ende, als ich gedacht hatte. Nach wenigen Tagen nur hatte ich mich an den neuen Lebensrhythmus gewöhnt. Ich konnte mich bei den Vorlesungen und Referaten immer besser konzentrieren. Die Themen waren durchweg neu für mich, und in jedem Referat gab es etwas zum Nachdenken. Die Diskussionen in den Seminaren, in denen ich mich in den ersten Tagen schweigend zurückgehalten hatte, begannen mir Spaß zu machen. Alle bedienten sich nur selten einer festgefügtten Terminologie, wie ich es bei späteren Schulungen erlebte. Begriffe wie „Finanzoligarchie“ und „Expropriation“ waren für uns alle, die meisten Lehrer eingeschlossen, böhmische Dörfer. Auch am Ende des Lehrgangs konnte ich Kartelle, Syndikate, Konzerne und Trusts nicht richtig auseinanderhalten, und mit Vokabeln wie Arbeitsmittel, Arbeitsinstrumente, Produktionsmittel und Produktivkräfte hatte ich auch später noch oft meine Probleme.

Die Literatur, die wir erhielten, bestand zunächst aus zwei Broschüren von Walter Ulbricht, eine über den deutschen Faschismus⁵⁸ und die andere über die Novemberrevolution.⁵⁹ Dazu kamen das Kommunistische Manifest und Engels' „Von der Utopie zur Wissenschaft“.⁶⁰ Das war die Schrift, die mich am meisten beschäftigte.

Doch es waren nicht diese Schriften, die mich so stark beeinflussten, daß ich am Ende des Lehrgangs ein anderer Mensch geworden war, der anders dachte und auch anders sprach. Nicht nur, *was* ich sagte, hatte sich verändert, auch *wie* ich es sagte, der Tonfall, die Diktion. Immer wieder habe ich besonders in jüngster Zeit darüber nachgedacht, was es wohl war, das mich in diesem Herbst 1948 so veränderte. Und nicht nur mich. In den meisten, die mit mir den Lehrgang besuchten, ging ähnliches vor – solche Wandlungen haben bekanntlich eine ansteckende Wirkung.

⁵⁸ Siehe Walter Ulbricht, Thesen über das Wesen des Hitlerfaschismus, 1. August 1945, in: Walter Ulbricht, Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, Berlin (Ost) 1979, S. 91–101.

⁵⁹ Siehe Walter Ulbricht, Der Zusammenbruch Deutschlands im ersten Weltkrieg und die Novemberrevolution, in: ebenda, S. 47–71, darin: Die Novemberrevolution (S. 57–62).

⁶⁰ Siehe Friedrich Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 19, Berlin (Ost) 1962, S. 189–228.

Es muß die Anziehungskraft einer neuen Gemeinschaft, eine Art Gruppentherapie gewesen sein. Die bruchstückhafte Kenntnis der für uns neuen Weltanschauung konnte es nicht gewesen sein, die diesen Wandel bewirkte. Dazu wußten wir viel zuwenig. Also, was war es dann? Es war das erste Mal seit meiner Schulzeit, daß jemand mit mir über andere Dinge sprach als über Essen, Entlassung und Entbehrung. Zum ersten Mal hob ich mich aus der Masse der Kriegsgefangenen heraus: Ich hatte das Privileg zu lernen; ich wußte mehr als die anderen. Doch das alles hätte nicht viel bewirkt, wären da nicht Menschen gewesen, die uns mit den neuen Ideen bekannt machten und für die Sache standen, die wir auch als unsere ansahen.

Da war zuerst Karl Wloch mit seiner antifaschistischen Vergangenheit, von dem Hermann Kant später einmal sagte, daß er sich, „unter denkbar widrigen Umständen ausgeschickt zur Suche nach neuen Gefährten, nicht ein nennenswertes Mal vertan“ hat.⁶¹ Er stand für den deutschen Antifaschismus. Und da waren zwei Polinnen, von denen ich erst später erfuhr, daß sie Jüdinnen waren: Edda Tennenbaum und Justyna Sierp. Sie verkörperten den Internationalismus, das Leid Polens und die Bereitschaft zur Versöhnung. Und sie alle waren Kommunisten.

Edda Tennenbaum, die wir unter dem Namen Elsa kannten, war damals schon im vorgerückten Alter, eine kleine, etwas gebeugt gehende Frau mit schneeweißem Haar. Wir wußten von ihr, daß sie in ihrer Jugend mit Rosa Luxemburg zusammengearbeitet und vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Clara Zetkin in Stuttgart die Frauenzeitschrift „Gleichheit“ redigiert hatte. Allein das erhob sie für uns in den Rang einer verehrungswürdigen Persönlichkeit. Was wir über sie nicht wußten, hätte uns in unserer neuen Gewißheit sehr schnell irritieren können. Aber Edda sprach nie darüber, daß sie seit vielen Jahren nichts von ihrem Mann und fast nichts von ihrem Sohn wußte, die beide irgendwo in Sibirien in Stalins Lagern saßen, wenn sie denn noch lebten. Und was wir auch nicht wußten, war, daß sie selbst viele Jahre im Gulag verbracht hatte und erst seit kurzer Zeit wieder frei war. Von alledem habe ich erst viel später erfahren, als Edda Tennenbaum schon tot war.

An ihren deutschen Freund Jakob Walcher, einem engen Freund von Bert Brecht, schrieb sie im Herbst 1948:

„Mein lieber alter Freund Jakob!

Ich weiß nicht, ob es Dich so unerwartet und überraschend treffen wird, wenn Du erfährst, daß ich noch lebe, aber nicht nur physisch, sondern darüber hinaus noch auf dem Posten bin – den ich nur während einer kurzen (!) Spanne Zeit, etwa 9 Jahre, nicht ganz freiwillig verlassen hatte. Wie Du mich kennst, resp. kanntest, dürfte es Dich durchaus nicht überraschen zu vernehmen, daß ich nach wie vor zur alten Fahne halte. Meine Arbeit hier bei den

⁶¹ (Hermann Kant) Zwischen den Zeilen, in: Die Brücke, Sonderausgabe, 4.8. 1975, S.1.

deutschen Kriegsgefangenen ist ein kleiner Beleg hierfür. Ich tue, was ich kann, was mir der letzte Rest meiner Kräfte erlaubt. Und ich darf wohl ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich meine Pflicht mit der altgewohnten Begeisterung für die Sache tue, der ich im Moment diene. Es gibt allerdings Leute, zu denen auch manche meiner alten Genossen gehören, die sich bemühen, zuweilen mit Eifer Wasser in meinen Wein zu schütten und durch Heraufbeschwören der nicht gar zu weit zurückliegenden Geschehnisse zu erinnern.

Polen war das Land, in dem ich zum geistigen Leben vor etwa einem halben Jahrhundert erwacht bin. In Polen habe ich mich in die Reihen der sozialistischen Kampfarmee eingereiht, habe gekämpft, gestritten und gelitten, habe zuerst das Glück genossen, einem Kollektiv anzugehören, dem ich seither auf Gedeih und Verderb angehöre, weil mich mit ihm eine unzerreißbare Ideengemeinschaft verbindet. In Polen habe ich zuerst dank R. Lux. gelernt, den Nationalismus hassen und bekämpfen. – Polen will ich helfen, aber laß es Dir sagen, alter Freund, ich täte es fast ebenso freudig auf jedem anderen Plätzchen der Erde, D. nicht ausgenommen, . . . Überall möchte ich sein, kämpfend helfen. Doch meine Uhr ist am Ablaufen. Meinen phantastischen Träumen sind leider Grenzen gesetzt, die ich heute nicht mit der alten Behendigkeit überschreiten kann, wie anno dazumal —

Was Dich am meisten wohl interessiert, dürfte das Schicksal meines Mannes und meines Sohnes sein. Und da muß ich Dir leider sagen, ich weiß nichts von ihnen. Vor einem Jahre, als ich den gebliebenen Staub von meinen Füßen schüttelte, erfuhr ich durch Kasis Frau, die Erkundigungen einzog, daß beide leben, im hohen Norden leben. Im Laufe von 12 Jahren habe ich nur die ersten Briefe, die Kasi an seine junge Frau schickte, gelesen, sie waren voller Mut und Hoffnungsfreudigkeit – seither nur die stereotype Auskunft: er lebt. Ob er moralisch noch lebt, ob er endlich frei ist, ob schon seine Frist abgelaufen ist, ich weiß es nicht, ich kann es nur annehmen. Ob ich ihn noch sehen, ob ich seine geliebte Stimme noch hören werde, ich weiß es nicht. Die kühle Vernunft sagt mir, daß das so gut wie ausgeschlossen ist. An Wunder glaube ich nicht mehr. Doch mein Herz, mein altes Herz lehnt sich dagegen auf. Darf es das nicht, selbst wenn durch diese Einsicht in keiner Weise meine Stellung zur Politik St.⁶² geändert ist. Joscha, mein alter Kampfgefährte ist wohl auch an der Katastrophe zugrunde gegangen. Wenn ich meinen K. nur wissen lassen könnte, daß ich lebe, in P. bin, und was ihn sehr erfreuen und stärken würde, daß ich sogar noch arbeite. Doch ich kann es nicht. Und doch täte ich es so leidenschaftlich gern, gerade im Interesse der Sache, denn ich weiß ja nicht, ob das harte persönliche Erleben nicht seinen Sinn verdunkelt, sein Gemüt nicht verbittert hat, ob er seine persönliche Tragödie als eine allgemeine Erscheinung betrachtet und wertet. Die meisten seiner Umgebung sind es, wie ich aus meinen Beobachtungen weiß, sicherlich. Nicht zuletzt befürchte ich, daß das Schicksal seiner Eltern seinen Sinn geändert oder beeinflußt haben konnte. Seine junge schöne und gute Frau ist ihm treu geblieben. Auf mein Raten, nicht länger im fruchtlosen Warten auf seine Wiederkehr ihre Jugend zu vergeuden, antwortete sie unentwegt mit dem Einwande: aber es gibt ja niemand, der ihm ähnlich wäre. Wer ist so schön, so klug, so gescheit wie

⁶² St. = Stalins.

*mein Kasi? Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich diese Erwiderung mit freudigem Schmerz anhörte. . .*⁶³

Edda Tennenbaum kam manchmal ins Lager, besonders in die Seminare des Lehrgangs, um zuzuhören oder auch um mit uns zu diskutieren. Ein Erlebnis ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Es war üblich, daß wir am Ende einer Veranstaltung ein Lied sangen. An diesem Tag war es die *Warszawianka*, ein, ja, das polnische Kampflied, mit dem im Refrain wiederkehrenden Appell: „Auf die Barrikaden! Auf die Barrikaden!“

„Elsa“ hatte uns schon von draußen gehört und kam hereingestürmt mit wilder Geste: die linke Hand zur Faust geballt und mit der rechten ihre kleine Handtasche durch die Luft wirbelnd. „Was macht Ihr aus unserem Lied?“, schrie sie. „Das ist kein Choral, das ist ein Kampflied! und – hebt mich auf den Tisch! das geht so. . .“ Zwei Männer hatten die kleine Frau auf den Tisch gehoben, damit wir sie alle sehen konnten. Dort stand sie mit strähniger Frisur, ein Meter vierzig groß, und dirigierte mit beiden Armen, dazu noch die Tasche schwenkend, den Chor der Kriegsgefangenen. Immer, wenn ich an sie denke, sehe ich sie so stehen. Ihr Auftritt war einer der Momente, in denen sich der Wandel in mir vollzog.

Die zweite Frau war Justyna Sierp, die von den Gefangenen Frau Justyna genannt wurde und die ich schon von ihrem Besuch im Grubenlager her kannte. Sie war ganz anders als Edda, still, überlegend und ungeheuer präzise in der Wortwahl und der Fragestellung. Nichts entging ihr, wenn sie mit jemandem sprach, bei ihr konnte man sich nicht verstellen. Nie wäre sie auf den Tisch gestiegen, nie hätte sie ihre Handtasche durch die Luft gewirbelt. Ich habe sie auch nie vor einer größeren Versammlung reden hören. Dafür habe ich sie sehr oft in persönlichen Gesprächen erlebt. Sie redete uns immer mit Sie an, was mir auffiel, weil es im Grubenlager nicht üblich gewesen war und hier alle anderen, die Lehrer eingeschlossen, das „Partei-Du“ benutzten. Zu mir sagte sie einmal: „Können Sie bitte deutsch reden, ich kann Ihretwegen nicht noch sächsisch lernen.“

Edda war ein Denkmal. Justyna war eine Frau, die bei aller Härte, die ihr das Leben abverlangt hatte, viel Menschlichkeit für uns aufbrachte, viel Verständnis für die „jungen Kerle“, die hier im Lager saßen. Wir alle hätten ihre Söhne sein können. Ihr eigener kam gerade aus Frankreich zurück. Dort waren sie auf ihrer Flucht zuerst aus Polen, dann aus Hitlerdeutschland gelandet, dort hatte er sich all die Jahre versteckt gehalten, bis er nach der Invasion in die englische Armee eingetreten war. Nun kam er nach Hause, sprach deutsch, französisch und englisch und lernte auf der Abendschule seine Muttersprache. Seinen Vater, Justynas Mann, hatte Stalin umgebracht. Sie, eine polnische Kommunistin und Jüdin, überlebte in Frankreich als Kundschafterin der Widerstandsbewegung in einem

⁶³ Der Brief liegt nicht im Original vor. Eine Abschrift befindet sich im Besitz von M. G.

deutschen Kasino bei Paris.⁶⁴ Vieles in ihrer Biographie ist unbekannt. Anfang der siebziger Jahre ist sie gestorben, die letzten traurigen Briefe von ihr erhielt ich aus dem Krankenhaus, wo sie als Jüdin wieder einmal wie eine Aussätzige behandelt wurde. Danach begrub man sie auf dem Ehrenfriedhof in Warschau.⁶⁵ Ihr Sohn starb bald darauf in Wien. Von den Freunden lebt niemand mehr. Justyna hat selten über persönliche Dinge gesprochen. Schweigen war ihr nach all den Jahren der Illegalität und des Widerstandes zur zweiten Natur geworden. Oft habe ich mich gefragt, woher sie die Kraft für ein solches Leben hatte.

Von alledem wußten wir damals natürlich nichts. Für mich verkörperte Justyna die Polen schlechthin. Sie würde über diese Vorstellung lachen, ausgerechnet sie, die Jüdin . . . Und dennoch war sie es, die als erste meine bisherigen Vorstellungen von „den Polen“ korrigierte und zwar so, daß ich mich schämte. Sie war hochgebildet, sprach mehrere Sprachen, mit den Polen polnisch, mit ihrem Sohn französisch und mit uns deutsch, daß man es hätte für ihre Muttersprache halten können. Sie kannte die deutsche Literatur und die deutsche Geschichte besser als wir. Sie zitierte Kant und Nietzsche wie Marx und Engels. Als ihre Freundin Anna Seghers Warschau besuchte, kam sie mit ihr ins Lager zu den Kriegsgefangenen.

Justyna stand dafür, daß alles, was wir über die Polen zu wissen glaubten, über „die Polacken“ (was nur im Deutschen ein Schimpfwort ist), Dummheit war. Sie stand für die polnische Intelligenz. Dazu hatte sie den Charme einer echten Polin, war immer geschmackvoll gekleidet, dezent geschminkt und wenn sie aus dem Zimmer ging, blieb ein Hauch von Paris zurück.

Die Begegnung mit diesen drei Menschen war es in hohem Maße, die die Veränderungen in meinem Leben bewirkten. Die Hochachtung für den Antifaschismus von Karl Wloch, der Respekt vor der Geschichte von „Elsa“ und die Erfahrung und die Bildung von Justyna haben meine politische „Umerziehung“ nachhaltiger beeinflußt als alle Bücher, die ich später gelesen habe. Sie haben dem Antifaschismus für mich ein menschliches Gesicht gegeben.⁶⁶

⁶⁴ Justyna Sierp arbeitete für das in die Illegalität getriebene Politbüro der Kommunistischen Partei Polens (KPP), das seit 1936 (nach Berlin und Kopenhagen) seinen Sitz in Paris hatte. Dort war sie unter dem Generalsekretär des ZK, Julian Leński-Leszczzyński, und den Politbüro-Sekretären Julian Próchniak und Jan Paszyn im Sekretariat für Fragen der Kommunikation und Technik verantwortlich. Leński-Leszczzyński und Próchniak wurden nach der Auflösung der KPP durch Stalin 1938 wie der größte Teil der in der Sowjetunion befindlichen KPP-Führung ermordet. Siehe: Henryk Cimek/Lucjan Kieszczczyński, *Komunistyczna Partia Polski 1918–1938* (Kommunistische Partei Polens 1918–1938), Warszawa 1984, S. 414; *Historia Polskiego Ruchu Robotniczego 1918–1939* (Geschichte der polnischen Arbeiterbewegung 1918–1939), Bd. 3, Warszawa 1988, S. 608.

⁶⁵ Powązki-Friedhof.

⁶⁶ H. Kant hat sein Buch „Der Aufenthalt“ Edda Tennenbaum und Justyna Sierp gewidmet.

Redakteur der „Brücke“

Der politische Lehrgang, den ich drei Wochen hindurch mit Interesse und wachsender Zustimmung besucht hatte, ging in der letzten Septemberwoche mit einer Abschlußfeier zu Ende. Ich hatte wieder die Aufgabe, für die „Freie Meinung“ darüber zu berichten. Neben den Lehrgangsteilnehmern und den Funktionären des Lagers waren auch polnische Gäste anwesend, unter ihnen Edda und Justyna und ein Oberst, von dem man sagte, daß er in Spanien auf seiten der Republik gekämpft hat.

Die Teilnehmer des Lehrgangs hatten ein Programm vorbereitet, das, wie in solchen Fällen üblich, mit einem ersten Teil begann, den ich in meinem Bericht einen „eindrucksvollen“ nannte, in dem sich „der Geist, der in dieser Gemeinschaft des Lehrgangs herrschte“, spiegelte. Ein Sprecher dankte den Lehrern und Referenten und den polnischen Behörden, „daß es uns möglich war, diese Wochen, fern von unseren Arbeitsstellen, zu unserer eigenen Schulung zu verwenden.“ Und er versprach, „nach den hier erworbenen Erkenntnissen zu handeln.“ So jedenfalls stand es in meinem Bericht. Dann „leitete das Lagerorchester zum heiteren Teil des Abends über.“ Ein politisch-satirischer Sketch über einen imaginären Verfassungsvorschlag für Westdeutschland wurde aufgeführt, die „fünf Grubenspatzen“ ernteten mit ihren Liedern reichlich Beifall, und, wie bei jeder Schulabschlußfeier, wurden die Lehrer und Referenten milde auf die Schippe genommen.

Schon einige Tage, bevor der Lehrgang zu Ende ging, hatten mit allen Teilnehmern Gespräche über ihren weiteren Einsatz stattgefunden. Für mich war etwas Besonderes vorgesehen. Meine Beiträge in der „Freien Meinung“ hatten die Leitung, insbesondere wohl Karl Wloch, auf die Idee gebracht, daß ich für eine Tätigkeit in der Redaktion der „Brücke“ geeignet sei. Offenbar war hier eine Stelle vakant. Zwei Redakteure waren ausgeschieden, weil sie, wie man munkelte, versucht hatten, „Propagandameldungen für den Westen“ ins Blatt zu schmuggeln. Entweder waren diese Beiträge nicht erschienen, oder aber sie waren mir in ihrer Gefährlichkeit nicht aufgefallen.⁶⁷

Nun ging ich jeden Morgen, wenn die anderen zur Arbeit antraten, in die Redaktion. Zwei nur wenig ältere Gefangene, die selbst noch dabei waren, den Journalismus zu erlernen, wiesen mich in die Tätigkeit eines Redakteurs ein. „Die Brücke“ war als Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen erstmals im Mai 1948 erschienen. Die erste Ausgabe noch primitiv auf gelblichem Papier hektografiert, zeigte auf dem Titelbild eine ganzseitige Grafik, den Bau einer Brücke. Die Redaktion schrieb dazu: „Wir schlagen die Brücke. Dem

⁶⁷ K. Wloch berichtet darüber folgendermaßen: „Zwei getarnt arbeitende, anglo-amerikanisch eingestellte Kriegsgefangene glaubten in die Spalten der Brücke Propagandameldungen für den Westen einschmuggeln zu können. Sie wurden in breiter Diskussion entlarvt, zum freiwilligen Rücktritt veranlaßt und durch zwar redaktionell schwächere, aber politisch zuverlässigere jüngere Funktionäre ersetzt.“ (Bericht, 10.9. 1949, S.9).

Bild der Brücke verpflichtet, sollen diese Blätter sowohl eine Brücke sein zwischen uns und dem polnischen Volk, zwischen uns und der Heimat als auch zwischen den einzelnen Lagern.“ Damit war der Dreiklang angestimmt, der in allen Ausgaben zum Grundthema der Zeitung wurde. Ab Nummer zwei kam „Die Brücke“ in einer Auflage von 4 000 Exemplaren im Berliner Format heraus, zunächst mit sechs Seiten, später mit zwölf und einmal mit 16 Seiten. Insgesamt erschienen zwischen Mai 1948 und August 1949 25 Ausgaben.

Als ich in die Redaktion kam, erschien die Zeitung schon mit acht oder zwölf Seiten und ziemlich regelmäßig alle 14 Tage. Die Herausgabe einer solchen periodischen Zeitung war ganz sicher eine Idee von Karl Wloch gewesen, der vom Journalismus kam und immer, auch unter den widrigsten Umständen in der Nazizeit, versucht hatte, seine politischen Überzeugungen mittels einer Zeitung zu verbreiten. Unter den verantwortlichen Leuten in Warschau hatte er für diesen Plan Verbündete gefunden. Sie übernahmen die materielle Seite des Unternehmens, was in Polen 1948 sehr viel bedeutete, und ließen Wloch mit seinen Kriegsgefangenen arbeiten. Das war erstaunlich genug, denn das Maß der Übereinstimmung zwischen der SED und den polnischen Genossen war damals längst nicht so groß,⁶⁸ wie es uns erschien und wie es in der Öffentlichkeit dargestellt wurde. Für die Polen ein verlässlicher Partner, war Wloch für uns Redakteure eine uneingeschränkte Autorität. Er war zugleich verständnisvoller Lehrer und verantwortlicher Redakteur. Das Impressum teilte nur mit, daß die Zeitung von deutschen Kriegsgefangenen in Polen redigiert und gedruckt wurde.⁶⁹

Meine Aufgabe bestand zunächst darin, aus Berliner Zeitungen, Ostberliner natürlich, Meldungen herauszuschneiden und aufzukleben. Wenn es sich anbot, sollten sie für die spezielle Leserschaft der „Brücke“ etwas bearbeitet werden. Das sah meistens so aus, daß ich aus langen Artikeln kurze machte und sie vielleicht noch mit einem Schwänzchen versah, das auf die Aufgaben der Kriegsgefangenen einging. Aber das war selten. Dafür hatten wir andere Rubriken. Die Leserbriefe zum Beispiel, das heißt die Zuschriften aus den Lagern, die vorwiegend von den Obleuten geschrieben waren und die regelmäßig unter der gezeichneten Zeile „Von Lager zu Lager“ erschienen. Auch die mußte ich bearbeiten, kürzen und mit einer passenden Überschrift versehen. Ich war im Begriff, einen richtigen Beruf zu erlernen. Aber ich empfand es nicht so. Ich sah meine Arbeit als einen politischen Auftrag.

⁶⁸ Hier liegt nach der Öffnung der Parteiarchive in Berlin und Warschau noch eine große Aufgabe der zeitgeschichtlichen Forschung.

⁶⁹ An anderer Stelle schreibt Gebhardt ergänzend, daß die Zeitung „unter Verantwortung der polnischen Arbeiterpartei“ erschien und „daß die politische Verantwortung tragenden polnischen Stellen nie versuchten, aus der ‚Brücke‘ eine Zeitung mit vorwiegend polnischer Problematik zu machen. Sie sahen von Anfang an in der ‚Brücke‘ eine deutsche Zeitung, bei der die nationalen Probleme Deutschlands im Mittelpunkt stehen mußten. . . . die Heimkehrer . . . mit einem klaren Blick für die deutschen Realitäten auszurüsten“; siehe Gebhardt, *Rolle und Bedeutung*, S.25 und S.27 f.

In der Novemberausgabe erschien zum erstenmal ein gezeichneter Artikel von mir unter dem Kürzel „fred“, das ich mir für meine journalistische Arbeit ausgesucht hatte. Er war nur eine halbe Schreibmaschinenseite lang und stand unter einem Motto, das wir „Vom Sinn unserer Arbeit“ nannten. Er ließ kaum eine der Lösungen aus, die ich auf der Schule gehört hatte und nun glaubte, weitergeben zu müssen. Hier ein Auszug. „Nachdem unsere Heimat infolge des verbrecherischen Nazikrieges zerstört und verwüstet am Boden liegt, ist es die Aufgabe jedes einzelnen, sich mit seiner ganzen Kraft für ihren Wiederaufbau einzusetzen. Unser Beitrag ist unsere verstärkte Arbeit als Kriegsgefangene im demokratischen Polen . . . Von Kamerad zu Kamerad, von Kumpel zu Kumpel wollen wir eine Verständigung finden, die in den höchsten Stellen unserer Völker schon feste Wurzeln geschlagen hat . . . Mit jeder Tonne Kohle, die wir mehr fördern, schaffen wir soundso vielen deutschen Familien eine warme Stube und den Männern Arbeit in der Industrie. Durch unsere Bereitschaft zur Verständigung kommen wir einen Schritt näher zur Freundschaft zwischen unseren Völkern. Unsere Arbeit als Kriegsgefangene ist mehr und mehr eine Pionierarbeit der Völkerversöhnung geworden.“⁷⁰

Was hier wie aneinandergereihte Phrasen daherkommt, das war in diesem Herbst 1948 mein politisches Credo. Eine Erkenntnis in Thesen, die totale Vereinfachung, die Reduzierung der politischen Überzeugung auf wenige, ständig wiederholbare Feststellungen und Forderungen. Dazu gehörte die Erinnerung an die Folgen des Hitlerkrieges, die verstärkte Arbeit zur Wiedergutmachung in Polen und der Aufruf, über eine Verständigung am Arbeitsplatz zur Freundschaft mit Polen zu kommen, und dabei die Rolle der Kriegsgefangenen als Pioniere der Völkerversöhnung. Eine einfache, handhabbare Politik. „Die Brücke“ stand für diese Politik.

Ihrer erste selbstgewählte Aufgabe, eine Brücke zwischen den Kriegsgefangenen und der polnischen Bevölkerung zu sein, soweit sie miteinander in Berührung kamen, war zugleich ihre schwerste. Die angestrebte Freundschaft, von der viel die Rede war, blieb eine theoretische und natürlich eine politische. Es war eine Freundschaft zu den Gleichgesinnten, stets verbunden mit dem Bekenntnis zu den herrschenden Ideen und den gesellschaftlichen Verhältnissen in Polen. Regierungsfeindliche oder politisch abseits stehende Teile der polnischen Bevölkerung wie die katholische Kirche waren in diese Freundschaft nicht einbezogen.

Dennoch hat die „Brücke“ vielleicht manchen zum Nachdenken angeregt. Mit ihren regelmäßigen Informationen über polnische Geschichte und Kultur sowie über die Leistungen beim Wiederaufbau (jede Ausgabe hatte eine besondere Polenseite) hat „Die Brücke“ vielen Kriegsgefangenen geholfen, ihr vom Nationalismus geprägtes Polenbild zu korrigieren. Und der eine oder an-

⁷⁰ Die Brücke, Nr.11, zum 7.November 1948, 2. Beilage.

dere ist, wie „Die Brücke“ in ihrer letzten Ausgabe schrieb, „als Freund des neuen Polen geschieden.“⁷¹

Nicht weniger schwierig war die zweite Aufgabe, die sich „Die Brücke“ gestellt hatte, eine Brücke zwischen den Kriegsgefangenen und der Heimat zu schlagen. Hier geriet sie voll in die Schützengräben des Kalten Krieges. Nach den Jahren ohne Informationen über die Nachkriegsentwicklung in Deutschland wäre es dringend notwendig gewesen, ein reales Bild über die Veränderungen in beiden Teilen des Landes zu vermitteln. Doch dem standen nicht nur die ideologischen Positionen der polnischen Herausgeber und des deutschen Chefredakteurs entgegen, sondern auch der Ost-West-Konflikt, der schon keine Zwischentöne mehr zuließ.

In der Auseinandersetzung über die Zukunft Deutschlands stand „Die Brücke“ von Anfang an auf der Seite des Ostens. Sie vertrat die sowjetische Deutschlandpolitik und die von der SED und ihren Verbündeten vollzogenen gesellschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands. Bei allen wichtigen politischen Ereignissen des Jahres 1948 und der ersten Hälfte des Jahres 1949, der Währungsreform, der Berlin-Krise und den Vorbereitungen zur Gründung der beiden deutschen Staaten, ergriff sie in zunehmend schärferen Tönen Partei.⁷²

Doch stellte sie sich auch der Diskussion. In zwei aufeinanderfolgenden Ausgaben setzte sich die Redaktion im Oktober/November 1948 mit kritischen Zuschriften auseinander. Die Kriegsgefangenen fragten: „Ist ‚Die Brücke‘ eine Brücke?“ Aus dem Arbeitslager der Grube Rokitnica schrieben Leser: „Dient es der Einheit Deutschlands, wenn in der ‚Brücke‘ alles, was im Osten geschieht, weiß und, was aus dem Westen kommt, schwarz gezeichnet wird?“ – „Die ‚Brücke‘ erweckt den Anschein, Sprachrohr der SED zu sein. Ist eine parteipolitische Bindung geeignet, eine Brücke zwischen uns zu schlagen?“ Und vermutlich christliche Kriegsgefangene stellten die Frage: „Wir wollen Frieden. Weithin sind Friedensparolen Kampfmittel der Parteien geworden. Ist nicht ‚Die Brücke‘ vor allem berufen, Frieden zu stiften, indem sie über den Geist echter Friedensgesinnung zu uns kommt?“⁷³

Die Redaktion bekannte sich in den Antworten zu den gesellschaftlichen Veränderungen im Osten Deutschlands, zur Bodenreform, zur Enteignung der Industriellen, und sie stand hinter der Politik der SED in der Deutschlandfrage, die mit ihren Forderungen nach Einheit Deutschlands, nach freien Wahlen, nach einem Friedensvertrag und dem Abzug der Besatzungstruppen weit hin auf positive Resonanz stieß.

⁷¹ Die Brücke, Nr. 25, August 1949.

⁷² Interessante Einschätzungen zu Tendenzen des „Sektierertums“, des „Revoluzzer-tums“, „falsche Einschätzungen der Sozialdemokratie, die nicht dazu angetan waren, die ehemaligen Sozialdemokraten in den Lagern zu gewinnen“, und andere „Erscheinungen der Enge“ bei: Gebhardt, Rolle und Bedeutung, S. 36–39.

⁷³ Die Brücke, Nr. 10, Ende Oktober 1949, und Nr. 11, zum 7. November 1948, hier S. 10.

Schließlich hatte „Die Brücke“ noch eine dritte Funktion. Sie sollte eine Brücke von Lager zu Lager schlagen. Das war für viele Leser die wichtigste Seite. Hier erfuhren sie etwas, das nicht in den Zeitungen stand, die sie aus Deutschland (Ostdeutschland natürlich) bekamen: wie es in anderen Lagern aussah, wie die Gefangenen dort lebten und was sie zu berichten hatten. Das gab ihnen das Gefühl, nicht mehr allein und isoliert der polnischen Verwaltung ausgeliefert zu sein. Zudem fanden sie hier Anregungen für die Gestaltung ihrer Freizeit und Hilfe bei der Durchsetzung ihrer inzwischen von oben geregelten Rechte.

Hauptsächlich aber dienten diese Seiten dem Erfahrungsaustausch über die Arbeit, den Berichten über Erfolge bei der Steigerung der Kohleförderung oder beim Aufbau in Warschau. So fanden Arbeitswettbewerbe von Lager zu Lager statt, „Warschauer-Wiederaufbau-Tage“, in denen nach der regulären Arbeitszeit gemeinsam mit polnischen Arbeitern oder nur von Kriegsgefangenen Sonderschichten geleistet wurden. Einen Anlaß gab es immer: „Zu Ehren des Polnischen Vereinigungs-Parteitages“ – „Für die streikenden französischen Bergarbeiter“ oder „Zum 5. Jahrestag der polnischen Volksdemokratie“. „Die Brücke“ schrieb über Verbesserungsvorschläge in der Produktion, über Erfindungen deutscher kriegsgefangener Ingenieure und über Arbeitswettbewerbe von Lager zu Lager.

Nachdem die Mehrheit der Kriegsgefangenen entlassen worden war, stellte „Die Brücke“ im August 1949 ihr Erscheinen ein. Die letzte Ausgabe hielt Rückblick auf die Zeit der Kriegsgefangenschaft, insbesondere des letzten Jahres. Sie wurde durch eine sechsstellige illustrierte Beilage mit Bilddokumenten aus den Lagern und von den Heimkehrer-Transporten erweitert, in einer Auflage von 40000 Exemplaren gedruckt und allen ehemaligen Kriegsgefangenen von Warschau aus an die Heimatadressen nachgeschickt.

Ich blieb in der Redaktion bis zum Schluß und lernte von Karl Wloch und den anderen Redakteuren auf ziemlich unorthodoxe Weise den Beruf des Journalisten, den ich danach über vierzig Jahre in verschiedenen Redaktionen ausgeübt habe. Die Warschauer Redaktion der „Brücke“ ist mir immer lebendig in Erinnerung geblieben. Vielleicht werden sich Pressehistoriker einmal näher mit dieser Zeitung beschäftigen, die – ungewöhnlich genug – drei Jahre nach dem Ende des Krieges in Warschau in deutscher Sprache erschienen ist, zu einer Zeit, als es in Polen noch offiziell verboten war, in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen.⁷⁴

⁷⁴ Siehe zuletzt noch die Wiedergabe eines vertraulichen Erlasses für die Wojewodschaft Kattowitz vom Wojewodschaftskomitee der PPR (Polnische Arbeiterpartei) vom 2.8. 1947, in: *Polityka*, Nr.2, 13.1. 1996, in dem es u. a. heißt: „Ein Individuum, das an einem öffentlichen Ort deutsch spricht, ist pflichtgemäß festzunehmen und zum nächsten Posten der Bürgermiliz (MO) oder des Sicherheitsamtes (UB) bzw. der allgemeinen Staatsverwaltung (Landratsamt, Stadtverwaltung) abzuführen.“

Schließlich war die Redaktion der „Brücke“ eine Schule für die dort tätigen Redakteure, die nach ihrer Entlassung ausnahmslos leitende Positionen in der DDR-Presse besetzten.⁷⁵

Schwarze Kunst

Als Mitarbeiter der Redaktion bekam ich nun eine andere Unterkunft. Ich zog in eine kleinere Baracke, in der die Lehrer und die Funktionäre der Selbstverwaltung wohnten, alle in meinem Alter. Es war ein freundlich gestrichenes Barackenzimmer, in der Mitte zwei Tische, mit der Breitseite gegeneinander gestellt, auf denen sich Zeitungen und alle möglichen Papiere türmten, die nur zum Essen beiseite geschoben wurden. An der Wand standen die Betten, die hier nur zweistöckig waren. In der Ecke war ein Ofen, und selbst ein Radio gab es, mit dem wir den Berliner Rundfunk hören konnten und manchmal auch den RIAS, wenn Rita Paul oder Bully Bulan sangen.

Wir hatten die Möglichkeit, abends noch zu lesen, und wir konnten das Licht brennen lassen, so lange wir wollten. Meistens aber wurde bis in die Nacht diskutiert, über Gott und die Welt, über die Urgesellschaft und den vollendeten Kommunismus (und was kommt danach?), über Antisemitismus, Religion und Vaterland, über Picasso und die „entartete“ Kunst. Darüber besonders, denn wir hatten nach langem Sträuben ein Bild von Picasso im Zimmer aufgehängt, einen billigen Druck einer Französin. Es gefiel zunächst niemandem, doch als Karl Wloch uns beschimpfte, daß wir noch immer auf dem Standpunkt der Nazis stünden, die diese Bilder als „entartete“ Kunst verfolgt hatten, wollten wir das nicht auf uns sitzen lassen. Mit der Zeit gewöhnten wir uns an das Bild

⁷⁵ Im „Epilog“ seines Manuskripts weist dessen Autor auf ein Treffen ehemaliger Redakteure der „Brücke“ und Mitarbeiter der Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Karl Woch im August 1975 in Ost-Berlin und die berufliche Funktion der Anwesenden nach 1949 hin: Horst Anspach (Obmann in Gleiwitz) – Leitender Mitarbeiter in der Liga für Völkerfreundschaft der DDR; Willi Balz (Obmann im Grubengebiet) – Stellvertretender Direktor des Kultur- und Informationszentrums in Budapest; Wolfgang Bendix (Obmann in Gleiwitz) – Mitarbeiter der Liga für Völkerfreundschaft und zeitweiliger Direktor des Kultur- und Informationszentrums in Warschau; Harri Czepuck (Redakteur der „Brücke“) – Vorsitzender des Journalistenverbandes der DDR; Manfred Gebhardt; Horst Gläser (Mitarbeiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Oberst i. R. und Vorsitzender der Gewerkschaft der Zivilangestellten der Nationalen Volksarmee; Professor Heinrich Heitsch (Kriegsgefangener im Offizierslager Sikawa) – Generalmajor der NVA; Hermann Kant (Seminarleiter an der Zentralschule in Warschau) – Schriftsteller; Werner Land (Leiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Korrespondent des ADN in Südamerika, vorher mehrere Jahre Korrespondent in Warschau; Alwin Mahrhold (Mitarbeiter der Selbstverwaltung in Warschau) – Oberstleutnant der NVA; Kurt Reetz (Obmann im Offizierslager Sikawa) – Journalist im Verlag „Die Wirtschaft“ in Berlin; Hans Reitzig (Leiter der Zentralschule der Kriegsgefangenen in Warschau) – Justitiar bei der HO Bezirksdirektion; Martin Tippner (Obmann im Grubengebiet) – Direktor des DDR-Kulturzentrums in Helsinki.

und fanden Gefallen daran, so daß wir noch andere Werke moderner Maler kennenlernen wollten. Aber als wir endlich soweit waren, standen in Moskau gerade wieder einmal die Forderungen des sozialistischen Realismus auf der Tagesordnung. Auch Picasso fiel nun unter das Verdikt „Formalismus in der Kunst“. Und das war fast so schlimm wie „entartete Kunst“. Das Bild mußte weg. Es wurde abgenommen und durch eine Stalin-Fotografie ersetzt, die den Führer des Weltproletariats pfeiferauchend darstellte.

Die Übersiedlung in den Kreis der Aktivisten empfand ich als einen gesellschaftlichen Aufstieg. Ich lebte unter Gleichgesinnten, unter Gleichaltrigen, die alle Suchende waren und ihre geistige Regsamkeit in nächtelangen politischen Diskussionen umsetzten. Ich war in die neue Elite aufgerückt.

Die Arbeit in der Redaktion machte mir Spaß. Zum erstenmal nach all den Jahren hatte ich wieder eine geistige Tätigkeit, in die ich hier und da auch etwas von meiner halbvergessenen Schulbildung einbringen konnte. In der ersten Zeit fiel es mir schwer, mich auf ein Thema zu konzentrieren und meine verworrenen Gedanken in klaren Worten auszudrücken. Die ersten Artikel, die ich schrieb, zeigen die Unbeholfenheit, die Flucht in angelernte Phrasen und aufgeschnappte Formulierungen.

Alle Artikel mußten Karl Wloch vorgelegt werden, der, wenn er in Warschau und nicht auf Reisen durch die Grubenlager war, jeden Tag in die Redaktion kam. Dann betrachtete er sich unsere Werke, nahm seine Brille ab und befand: „Das ist schon ganz gut, aber . . .“ Und das bedeutete, daß es in seinen Augen überhaupt nicht gut war, bestenfalls gut gemeint, was gewöhnlich das Gegenteil von gut ist. Mit wichtigen Themen, die ins nächste Blatt sollten, beauftragte er mehrere Redakteure zugleich. Der beste Beitrag, oder der, den er für den besten hielt, wurde dann gedruckt. Die anderen galten als Übungsarbeiten.

Da die Zeitung im Gefängnis Mokotów gesetzt und gedruckt wurde, das am anderen Ende der Stadt lag, mußte, wenn alle Beiträge fertig waren, jemand aus der Redaktion nach Mokotów zum Umbruch und zur Ausführung der Korrekturen. Ende November sollte ich zum erstenmal, gemeinsam mit einem Redakteur, diese Aufgabe übernehmen. Ich bekam eine Przepustka, einen Passierschein, der mir erlaubte, mich frei und ohne Posten in der Stadt zu bewegen. Am Morgen, gleich nach dem Frühstück, gingen wir los, Manuskripte, Korrekturfahnen und Umbruchskizzen in einer Aktentasche, die zur Ausstattung der Redaktion gehörte.

Unser Weg führte uns durch das ehemalige Ghetto, dessen Anblick mir immer wieder Schauer über den Rücken laufen ließ. An diesem Morgen aber war ich so aufgeregt, daß ich das mich umgebende Grauen kaum wahrnahm. Auch als wir wieder in bewohnte Straßen kamen, blieb ich ziemlich still. Ich war voll und ganz mit meiner neuen Situation beschäftigt. An jeder Straßenkreuzung blieb ich stehen und sah mich um, wo denn um Himmelswillen der Posten bliebe. Ich konnte es noch immer nicht fassen, daß ich ohne Bewachung durch die fremde Stadt laufen sollte. Die Jahre im Lager, in denen ich keinen Schritt ohne Bewachung gehen durfte, waren mir so in Fleisch und Blut über-

gegangen, daß ich mich ohne Posten ganz unsicher fühlte. Plötzlich war ich ganz auf mich allein gestellt. Mein Begleiter fragte, was los sei. Ich antwortete: „Nichts“ und ging weiter. Doch irgendwo im Unterbewußtsein blieb die Angst, etwas Gefährliches, etwas Verbotenes zu tun. Die plötzliche Freiheit hatte mich nicht froh gemacht, eher unsicher.

Auf der Aleje Jerozolimskie herrschte zu dieser Zeit schon reger Betrieb, in der Marszałkowska, der Hauptstraße im Zentrum, waren die Geschäfte geöffnet, Menschen saßen im Cafe, Straßenbahnen fuhren lärmend die breite Straße entlang, und ich kam mir vor, als ginge ich durch einen Film. Nach einer Stunde erreichten wir Mokotów. Das Gefängnis war ein großer roter Backsteinbau. Neben einem breiten Eisentor befand sich eine Klingel. Ein Posten öffnete und führte uns wortlos über den Gefängnishof zur Druckerei, die in einem der oberen Geschosse lag. Ich war zum erstenmal in einem Gefängnis. Die eisernen Treppen und Gänge, auf denen die Schritte des Postens hallten, die eisernen Türen, hinter denen Menschen mit einem ungewissen Schicksal festgehalten wurden, aus welchen Gründen auch immer, waren mir unheimlich. An den kahlen Backsteinwänden brach sich jedes Wort. Es roch nach Kohlsuppe und nach menschlichen Ausdünstungen. In diesem Moment empfand ich die Jahre, die ich im Grubenlager verbracht hatte, beinahe als einen Vorzug. Immerhin hatten wir in Oberschlesien Luft, wenn auch keine gute, Sonne, Wind und Regen. Und Arbeit, auch wenn sie schwer und dreckig war.

Am Ende eines langen Ganges lag die Druckerei. Es war ein großer Saal, in dem mehrere Gefangene in grauer Gefängniskleidung und ein paar Zivilisten arbeiteten. An der Tür saß ein Posten, der mit offenen Augen vor sich hindämmerte. Wozu hätte jemand hier weglaufen sollen, er wäre doch nicht weit gekommen. Aber daß ich darüber nachdachte, zeigte, daß ich in der Welt der Gefangenen lebte.

Mein Begleiter steuerte zielstrebig auf eines der Pulte zu, an dem ein Mann von Mitte Vierzig auf uns wartete. Es war ein Gefangener, der hier unter dem Verdacht saß, Kriegsverbrechen in Polen begangen zu haben. Ihm wie uns war es verboten, darüber zu reden. Wir wußten nicht, ob es stimmte, was man ihm vorwarf, aber wir trauten ihm nicht. Und er wußte, was wir in der „Brücke“ schrieben, und traute uns nicht. Er sagte, er hieße Hans, und das genügte. Unsere Gespräche beschränkten sich auf die Arbeit, die Korrekturen, die wir mitgebracht hatten, und die Seiten, an denen er arbeitete. War er wirklich ein Kriegsverbrecher? So sah er nicht aus, aber woran erkennt man sie schon? Daß jemand ganz unschuldig im Gefängnis eines sozialistischen Staates einsitzt, konnte ich mir zu dieser Zeit nicht vorstellen. Ich habe nie erfahren, wer er wirklich war. Hans war von gleichbleibender zurückhaltender Freundlichkeit und Zuverlässigkeit. Man spürte, daß er die Arbeit in der Druckerei als ein Privileg betrachtete, das er auf keinen Fall gefährden wollte. Hier erfuhr er etwas aus der Welt und aus der Heimat, und er hatte eine Tätigkeit, die ihm den Gefängnisalltag erträglicher machte.

Für uns war Hans der Setzer und Metteur. Er stand am Setzkasten und holte mit schnellen Griffen und ohne hinzusehen die Buchstaben aus den kleinen Kästen. Damit setzte er Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort, Zeile für Zeile, die gesamte Zeitung. Fünfzig Buchstaben waren eine Zeile, fünfhundert eine kleine Nachricht, zehntausend eine Seite und hunderttausend die ganze „Brücke“. Hunderttausendmal in den Kasten greifen und aus dem richtigen Fach den richtigen Buchstaben ziehen. Die Größe der Buchstaben war unterschiedlich. Ich lernte, daß sie nach Punkten gezählt werden, und da ich immer auch eine Vorliebe für Zahlen hatte, merkte ich mir die Größen: 10 Punkt hieß „Korpus“, 9 Punkt „Borgis“, 8 Punkt „Petit“. Die Hauptartikel wurden in diesen Größen gesetzt. Es gab aber auch noch kleinere. In 7 Punkt, „Colonel“, erschienen die Kulturnachrichten und mancher Leitartikel, wenn der Autor glaubte, daß man ihn nicht mehr kürzen könne, was in jedem Fall ein Irrtum war. Und die Rubrik „Suchdienst“, die Suchmeldungen nach vermißten Soldaten veröffentlichte, war gar in 6-Punkt-Schrift gedruckt, die Namen halbfett. Hans und seine beiden Mitgefangenen, die in der anderen Schicht arbeiteten, hatten eine bewundernswerte Perfektion entwickelt. Die fertigen Artikel wurden mit einem Schwamm angefeuchtet und mit Bindfaden zusammengebunden, so daß kein Buchstabe herausfiel. Dann wurde auf einer Druckpresse ein Abzug angefertigt, auf dem wir unsere Korrekturen anbringen konnten.

Bis zur Fertigstellung einer Ausgabe mußten wir mehrmals den Weg in die Druckerei machen. Wir brachten die korrigierten Abzüge und die neuen Manuskripte und nahmen die fertigen Korrekturfahnen mit in die Redaktion. Gedruckt wurde die Zeitung ebenfalls hier im Gefängnis, aber damit hatten wir nichts zu tun. Hans und seine Kollegen aber waren bis zum Beginn der nächsten Ausgabe damit beschäftigt, die Buchstaben wieder abzulegen, jeden in das richtige Fach.

Immer, wenn ich später meinen Kollegen von meiner ersten Begegnung mit der schwarzen Kunst erzählte, sahen sie mich an, als ob ich Gutenberg noch persönlich gekannt hätte. Ich aber hätte mir damals nicht vorstellen können, daß eine Zeitung anders hergestellt werden könnte. „Die Brücke“ ist, wenn auch nicht immer auf den Tag genau, so doch ziemlich pünktlich zweimal im Monat erschienen, in einer sauberen Typographie, einer der Zeit entsprechenden Gestaltung und mit weniger Druckfehlern als heutzutage jede hauptstädtische Tageszeitung.

Herbstgedanken

Dieser Herbst 1948 hatte meinem Leben eine neue Richtung gegeben. Der Wandel hatte sich in drei Jahren Lagerhaft vorbereitet. Nun war er vollzogen. Es war ein langer und schwieriger Weg gewesen. Daß es letztlich dann in wenigen Wochen geschah, änderte nichts daran. Nach den Jahren totaler politischer Abstinenz hatten diejenigen, die uns die neue Lehre vermittelten, den ersten

Zugriff. Sie füllten ein Vakuum in den Köpfen, und was sie sagten, schien mir logisch und schlüssig zu sein. Die Folgen der Ideologie, in der ich erzogen war, lagen in Warschau sichtbar und greifbar vor mir: Gräber und Ruinen! Die Alternativen schienen höchst einfach und plausibel: Zerstörung oder Aufbau, Völkermord oder Völkerfreundschaft, Krieg oder Frieden. Dazu kamen: Nationalismus oder Internationalismus, Hitlerdiktatur oder Volksdemokratie. Zwischen diesen Paaren galt es, sich zu entscheiden. Und je klarer die Alternativen, desto leichter die Entscheidung.

Wir sangen das Lied von dem Frieden auf Erden, das Lied von der glücklichen Welt. Und „Jugend aller Nationen, uns vereint gleicher Sinn, gleicher Mut. Wo auch immer wir wohnen, unser Glück auf dem Frieden beruht. . .“ Neue Werte bestimmten mein Denken, neue Lieder, neue Vorbilder, neue Ziele.

In diesem Herbst 1948 war auch mein Vater wieder nach Hause gekommen. In einem der ersten Briefe, die ich in Warschau erhielt, berichtete mir meine Mutter von seiner Rückkehr. Sie schrieb weder, wo er gewesen war, noch, was er durchgemacht hatte. Nur, daß er nicht ganz gesund sei und noch zu einer Kur fahren müsse. Ich war so mit meinem neuen Leben in Warschau beschäftigt, daß ich mich damit zufriedengab. Erst viel später erfuhr ich, was wirklich geschehen war.

Die Russen hatten ihn, gleich nachdem sie unser Dorf im Sommer 1945 besetzt hatten, verhaftet und ohne weitere Untersuchungen in das NKWD-Speziallager nach Mühlberg an der Elbe verschleppt. In der Nazizeit war er in unserem Dorf Zellenleiter der NSDAP gewesen, eine vergleichsweise kleine und unbedeutende Funktion, die im Russischen, wo die bolschewistische Parteizelle einen hohen Rang hatte, ganz anders klang. In Mühlberg, in der Außenstation des Archipel Gulag, sollten nun die ehemaligen Nazis, Schuldige und Mitläufer, „entnazifiziert“ und umerzogen werden. Jeder dritte hatte diese „Umerziehung“ nicht überlebt; sie starben an Hunger, Mangelkrankheiten und Seuchen. Mein Vater hatte überlebt, aber er war als kranker Mann zurückgekommen mit dem zynischen Vermerk: „Als unschuldig entlassen“. Der Arzt stellte Herzmuskelschwäche und offene Tuberkulose fest.

Von alledem erfuhr ich erst viel später, und dann erst wurde mir das Paradoxe unserer damaligen Situation bewußt. Er kehrte zur gleichen Zeit nach dreijähriger Tortur in Stalins Lager nach Hause zurück, als ich mich für Stalins Politik entschied. Ich stand auf der anderen Seite. Dabei liebte ich meinen Vater. Er war immer mein Vorbild gewesen mit seiner Ehrlichkeit, seiner Disziplin, seinem Fleiß und seinem leisen Humor. Ich wußte, daß er keiner Handlungen fähig war, für die man einen Menschen hätte verurteilen müssen – was ihm übrigens auch von den neuen Machthabern im Dorf bescheinigt wurde.

Ich habe mich später oft gefragt, ob mein Leben anders verlaufen wäre, wenn ich im Herbst 1948 von seinem Schicksal gewußt, wenn ich die Zustände in den sowjetischen Lagern gekannt hätte? Doch das ist eine der Fragen, die im nachhinein nicht zu beantworten sind, eine von der Art „Was wäre

wenn. . .“ Das Leben schafft Realitäten, und es läßt keine nachträglichen Radierungen zu.

Mein Vater hat auch später kaum etwas über seine Zeit im Lager erzählt. Nicht, oder zumindest nicht in erster Linie, weil alle, die überlebt hatten, vergattert wurden, über ihre Erlebnisse im Lager zu schweigen. Er wollte mich nicht in Gewissenskonflikte stürzen. Er respektierte meine Überzeugung, ohne daß er sie letztlich billigte. Und er hat wohl auch gespürt, daß ich von meinem Weg nicht abzubringen war. Und hätte ich ihm denn geglaubt, wenn er mir die ganze Wahrheit über das Lager erzählt hätte? Wäre ich damals überhaupt bereit gewesen, Informationen, die nicht in mein Weltbild paßten, zur Kenntnis zu nehmen? Und wenn, dann hätte ich es als eine Einzelerrscheinung angesehen, einen Irrtum vielleicht, niemals aber als ein Merkmal des Systems.

Daß unsere Beziehung an alledem nicht zerbrach, daß wir uns über dreißig Jahre bis zu seinem Tode ein respekt- und liebevolles Verhältnis bewahrten, ist in erster Linie seiner Toleranz und seiner Freundlichkeit zu verdanken. Aber Toleranz und gegenseitige Achtung mußten wohl auf beiden Seiten vorhanden sein.

„Ich bleibe . . .“

An einem Abend – es kann schon November gewesen sein – wurden wir, die Aktivisten, in die Świetlica gerufen. Karl Wloch war gerade aus Berlin zurückgekommen und wollte uns sprechen. Es war so ein Herbstabend, an dem man nicht gern aus dem Haus geht, auch wenn dieses Haus nur eine Baracke in einem Kriegsgefangenenlager ist. Von der Weichsel herüber blies ein kalter Wind, Regenschauer peitschten über die Lagerstraße.

Aber wenn Karl so plötzlich alle zusammenrief, mußte es schon dringend sein. In diesen Wochen hatten die Entlassungen begonnen. Die ersten Züge waren in Richtung Heimat gerollt, und wir warteten alle darauf, daß wir nach Hause fahren konnten. Wir wollten doch unser Wissen, das wir auf dem Lehrgang erworben hatten, in Deutschland anwenden, das Gesehene und Erlebte weitergeben.

In der Baracke wurde orakelt, was Karl wohl von uns wollte. Es lag etwas in der Luft, das fühlte jeder. In vier Jahren Gefangenschaft bekommt man eine Nase dafür. Aber was gab es, das so wichtig war? Wie immer, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte, begann Karl damit, daß er die Brille abnahm und sich mit den Handflächen die Augen rieb. Er sprach betont langsam, so, als müsse er jedes Wort abwägen. „Ich muß eine ernste Geschichte mit Euch besprechen“, begann er seine Rede. „Diese Woche geht wieder ein Transport. Ich weiß, wir haben Euch versprochen, daß Ihr nach der Schule oder wenigstens noch in diesem Jahr nach Hause kommt. Doch die Sache ist so: Mit den ersten Zügen sind unsere besten Leute gefahren, die wenigen älteren Genossen, die schon vor 1933 in der Arbeiterbewegung waren. Sie fehlen uns, doch

die politische Arbeit muß weitergehen. Von keinem der Kriegsgefangenen kann es uns gleichgültig sein, wie er nach Hause kommt. Ob er noch das alte Denken in Kopf oder etwas vom neuen begriffen hat. Kurzum, ich möchte, daß einige von Euch hierbleiben. Bis der letzte Transport geht.“ Karl machte eine Pause. „Wann das sein wird, weiß ich nicht. Es kann ein Jahr dauern oder länger. Jeder soll sich selbst entscheiden.“

Wir wollten etwas sagen, aber was eigentlich? „Überlegt Euch die Sache bis morgen“, sagte Karl. „Und wer bereit ist zu bleiben, sagt mir morgen Bescheid.“ Wir wollten gehen. „Ach ja, da ist noch was. Im Grubengebiet haben einige Pfarrer erklärt, daß sie bis zuletzt bleiben und selbst das Lagertor abschließen wollen. Das hat auf die Leute einen großen Eindruck gemacht. Na, also dann, bis morgen.“

„Gute Nacht, bis morgen. . .“ Ich lag auf meinem Strohsack, an Schlaf war nicht zu denken. In der Baracke war es verdächtig still. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Vieles ging mir in dieser Nacht durch den Kopf. Ich wurde im Januar 22 und hatte noch keinen Beruf. Meine Schulbildung war mit den Logarithmen abgebrochen, und mit der Übersetzung des „Gallischen Krieges“ war ich nicht zu Ende gekommen. Ich hatte im Nachbardorf eine Freundin, die auf mich wartete und all die Jahre hindurch sonntags, wenn andere Mädchen tanzen gingen, meine Mutter besuchte. Was würde sie sagen, wenn ich kommen könnte und doch nicht kam? Und die Eltern, wie würden sie meinen Entschluß zu bleiben aufnehmen?

Es war das erste Mal, daß eine Entscheidung von dieser Tragweite von mir gefordert wurde. Bisher war mein Leben von Befehlen und Anweisungen geregelt gewesen. Und es war das erste Mal, daß die Worte von Frieden und Sozialismus, vom „Ruf der neuen Zeit“, die mir inzwischen locker von der Zunge gingen, Konsequenzen von mir forderten und ziemlich ernste. Ich wälzte mich auf meinem Strohsack. Vor einem Jahr, einem halben noch, hätte ich nicht lange nachdenken müssen. Ich wäre natürlich gefahren, so schnell es ging. Und was hatte sich geändert? Wieso ging ich am nächsten Morgen hin und sagte wie selbstverständlich: „Ich werde bleiben, solange ich gebraucht werde“?

Es sind übrigens alle geblieben, bis auf einen, der zu Hause schon Frau und Kinder hatte, die inzwischen herangewachsen waren und den Vater kaum noch kannten. Und warum blieben wir? Die Frage wurde mir später oft gestellt. Um das zu verstehen, muß man das ganze Umfeld sehen, in dem diese Entscheidung von uns gefordert wurde. Man muß die Zeit berücksichtigen, die Situation, in der wir uns befanden, den revolutionären Elan, der uns be-seelte, den unbändigen Drang, die Welt zu verändern. Dazu die suggestive Wirkung des Kollektivs, in dem keiner zurückstehen, keiner sich eine Blöße geben wollte. Mit dem Satz über die Pfarrer, die das Lagertor persönlich schließen wollten, hatte Karl uns am Portepée gepackt und eigentlich keine Wahl gelassen.

Um sich zu entscheiden wie wir, muß man wahrscheinlich Zwanzig sein, ausgerüstet mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit der Jugend, ihrer Bedingungs-

losigkeit, der Absolutheit ihrer Entscheidungen, und erfüllt von einem Glauben, einer Idee, die jedes Opfer fordern kann. Die Frage, ob man von jungen Menschen, die sich in einer so extremen Situation befinden, wie es die jahrelange Isolierung in einem Gefangenenlager ist, eine solche Entscheidung abfordern darf, habe ich mir damals und auch später nicht gestellt. Es lag erst ein paar Jahre zurück, daß Menschen für ihre Überzeugung, die nun auch die unsere war, in den Tod gegangen waren. Was bedeuteten da schon ein oder anderthalb Jahre Gefangenschaft? Und da niemand von uns sich anders entschied, weiß ich nicht, ob es wirklich eine Alternative für uns gab und ob man uns hätte ziehen lassen.

Auch wenn es letztlich nicht so war, ich fühlte mich frei in meiner Entscheidung. Und später diente sie mir als Nachweis, daß mein politisches Leben nicht mit einem persönlichen Vorteil, sondern mit einem persönlichen Opfer begonnen hatte. Es vergingen danach noch vierzehn Monate, bis ich nach Hause fahren konnte. Doch ich empfand die Gefangenschaft nun nicht mehr so wie vorher. Es war mein freier Wille, daß ich blieb. Das unterschied mich von den anderen Kriegsgefangenen. Es hob mich aus der Masse heraus.

Briefe nach Jawiszowice

Im Oktober 1948 wurden auch die Bestimmungen über den Briefverkehr der Kriegsgefangenen gelockert, wenigstens im Warschauer Zentrallager. Wir mußten nun für unsere Briefe nach Hause nicht mehr die von der Gefängnisverwaltung herausgegebenen Vordrucke mit zwanzig punktierten Zeilen benutzen. Wir konnten von nun an ganz normale Briefe schreiben und empfangen, und auch ihre Zahl war nicht mehr begrenzt.

So schrieb ich Ende Oktober auch einen Brief an die alten Freunde in Jawiszowice, an Kurt und den Schneider. Ich berichtete ihnen über meine ersten Wochen in Warschau und über meine neue Arbeit in der Redaktion. Der Brief war freundlich, fast herzlich, und doch kam da schon ein fremder Ton hinein. Wohl erinnerte ich mich an die Stunden, die wir im Lager zusammensaßen und „über die liebe Heimat plauderten“, an „die stillen Abende, an denen wir unsere Runden durch das Lager drehten“ und an die Weihnachtstage in der Lagerschneiderei. Und auch das Bedauern darüber, daß „wir nun am Ende unserer Gefangenschaft noch auseinanderkommen mußten“, war ehrlich gemeint.

Wie ich aus meinem Brief entnehme, den ich fünf Wochen später, am ersten Dezember 1948, an die alten Kameraden im Grubenlager schrieb, nun schon in einer altmodischen Kursivschrift unserer Redaktionsschreibmaschine, hatten sie auf meine erste Nachricht nicht geantwortet. Vielleicht durften sie noch nicht so oft schreiben wie wir in Warschau? Das wäre ja möglich. Doch was hätten sie auch schreiben sollen? Interessierte es sie, was ich von meinem neuen Leben in Warschau berichtete, von meinen Wegen durch die Stadt und

von den neuen Freiheiten, die ich hier genoß? Wußten sie, ob ich mich für ihre Probleme noch interessierte, die immer noch dieselben waren? Konnten sie mich verstehen, wenn sie lasen: „Wir stecken hier bis über die Ohren in der Arbeit, und die Arbeit macht mir so viel Freude, daß es mir einmal ordentlich schwerfallen wird, von hier wegzugehen.“ Sprachen wir eigentlich noch die gleiche Sprache? Mußte es ihnen nicht wie ein Bericht aus der Zeitung vorkommen, wenn ich von „unserer großen Idee“ schrieb, von „der Sache, der ich nun diene“?

Der Brief schließt mit einem Satz, wie ich ihn später immer wieder von Politikern und Funktionären gehört und gelesen habe. „Wir ruhen nicht, und versuchen alles, was wir für Euch tun können.“ Da war es – vielleicht zum ersten Mal so deutlich – das „Wir“ und das „Ihr“. Hier sprach nicht mehr der Kumpel aus der Nachtschicht von Andreas 2, nicht mehr ein Gleicher unter Gleichen; hier sprach einer von da oben zu denen da unten. Und das Schlimmste war: Er spürte nicht, was die anderen deutlich empfanden – der gehört nicht mehr zu uns, auch wenn er glaubt, daß er etwas für uns tut, und es wirklich ehrlich meint.

Und es war ehrlich und gut gemeint, wenn ich ihnen ganz nebenbei einen Vortrag über Krieg und Frieden und über die „Hetze gegen Polen im Westen“ hielt, die nach meiner Ansicht „die Entlassung der Kriegsgefangenen verzögerte“. Und auch, daß mich dabei „eine leise Wut packt gegen das Gesindel“ und „wir ihnen eines Tages ihre Hetze zurückzahlen“ werden, war eine ehrliche Empfindung. Wie das geschehen sollte, darüber hatte ich mir noch keine Gedanken gemacht. Wie über vieles andere auch nicht.

Beim Lesen dieser fast 50 Jahre alten Briefe wird etwas von dieser Zeit wieder lebendig, ein wenig von dem, was in all den Jahren verschüttet und verdrängt gewesen war, worüber ich nie nachgedacht hatte und wohl auch nicht hatte nachdenken wollen. Wie es wohl kam, daß wir in wenigen Monaten einander fremd wurden, wo ich doch ihre Sache, ihre Interessen zu vertreten meinte? Wie mein vermeintlicher Aufstieg mich von denen entfernte, denen ich mich immer zugehörig fühlte?

Nach all den Jahren, in denen ich unauffällig, unscheinbar und unsicher in der großen anonymen Gemeinschaft der Kriegsgefangenen gelebt hatte, war ich nun in einen Kreis gekommen, der sich berufen fühlte, andere zu führen und zu erziehen. Aus der Überzeugung, die einzig richtige Politik zu vertreten, leiteten wir unseren Führungsanspruch ab. Wir fühlten uns im Einklang mit den Interessen der Mehrheit. Aber auch da, wo uns nur eine Minderheit folgte, bestimmte diese mehr und mehr den Ton in den Lagern. Ihr positives Beispiel verführte uns dazu, die schweigende Mehrheit zu übersehen, andere Stimmen zu überhören. Wir fühlten uns im Recht.

Auf unserer Seite waren die Begeisterungsfähigkeit der Jugend, der ehrliche Wille zur Wiedergutmachung, eine Art tätiger Reue, und die schnelle Überzeugungskraft der einfachen Erklärungen für komplizierte Probleme. Was machte es da, daß die Feinde von gestern die Freunde von heute waren? Wie sollte das Gegenteil des Bösen nicht einfach das Gute sein?

Die ersten Entlassungen

Im Herbst 1948 erschien in der West-Berliner Zeitung „Telegraf“ ein längerer Beitrag über die Kriegsgefangenen in Polen. Er war nicht nur in einer Polen gegenüber gehässigen Art geschrieben, sondern er enthielt auch eine Reihe Behauptungen, die zu dieser Zeit nicht mehr der Situation in den Lagern entsprachen. Wloch, der diese Zeitung las, berief sofort ein Meeting im Lager ein, auf dem der Artikel (oder waren es nur längere Auszüge?) vorgelesen wurde. Die erwartete Empörung blieb zwar aus, aber ohne Wirkung auf die Gefangenen blieb das Ganze nicht. Es war nicht schwer, ganze Passagen zu widerlegen und als „Hetze“ zu entlarven. Dabei ging es nicht nur darum, die Glaubwürdigkeit der westlichen Presse zu erschüttern, die im Lager ohnehin niemand zu lesen bekam. Es ging vielmehr darum, die Politik des Westens gegenüber Polen für die sich immer mehr verzögernde Entlassung der Gefangenen verantwortlich zu machen.

Die Rufe nach einer baldigen Heimkehr waren nach den Ankündigungen von Wloch im Sommer⁷⁶ und den Versprechen der Obleute in den Lagern immer stärker geworden und gefährdeten den Erfolg der politischen Arbeit. Von polnischer Seite gab es noch immer keine bindenden Zusagen für einen Termin, zu dem die ersten Transporte rollen sollten.⁷⁷

Die Ungewißheit belastete die Stimmung bei den Gefangenen und bei den Angehörigen in der Heimat sehr stark. Dazu kam, daß im Sommer der Sprecher des polnischen Außenministeriums in einem Interview die Entlassung der Kriegsgefangenen von der Aufnahme der letzten in Polen verbliebenen Deutschen durch die Verwaltung der Britischen Zone in Deutschland abhängig machte.⁷⁸ Das polnische Junktim wurde in der Presse der deutschen Westzonen und des Westsektors von Berlin zu Angriffen auf die polnische Regierung genutzt. Das löste bei den Angehörigen der Kriegsgefangenen starke Irritationen aus, von der die Männer durch ihre Briefe von zu Hause erfuhren.

Um dem entgegenzuwirken, berichtete der (Ost-)Berliner Rundfunk in einer längeren Reportage aus dem Zentrallager in Warschau.⁷⁹ Diese Sendung wurde auch von Kriegsgefangenen in Cherbourg in Frankreich mitgehört, die

⁷⁶ Gemeint ist Sommer 1948.

⁷⁷ Spätestens seit Anfang 1948 bemühte sich die SED bei der PPR (Polnische Arbeiterpartei) um die Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen. Siehe hierzu Grete Keilson (Abteilung Internationale Verbindungen beim Parteivorstand der SED) am 9.3. 1948 an Franz Dahlem (Mitglied des Zentralsekretariats): „Den anliegenden Brief des Genossen Merker an das ZK der PPR übergab mir Genosse Nettball. Da wir neulich im Zusammenhang mit dem Antrag auf Freilassung der Kriegsgefangenen bereits . . .“ (Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR beim Bundesarchiv, Az. IV 2/2.1 155, zit.n. M. G.).

⁷⁸ K. Wloch spricht davon, daß das Interview des Außenministeriumssprechers Victor Grosz falsch wiedergegeben worden sei. Hierzu „Bericht über die Kriegsgefangenschaft in Polen“, S.3 (siehe Anm.28.)

⁷⁹ Am 4.9. 1948 lt. Die Brücke, Nr. 7, Anfang September 1948, S.6.

daraufhin nach Warschau schrieben und von ihrem Leben in der Gefangenschaft berichteten. Ihr Brief wurde in der „Brücke“ in großer Aufmachung veröffentlicht und stand als Beweis dafür, daß nicht nur in Polen, sondern auch in westlichen Ländern noch immer Kriegsgefangene zurückgehalten wurden.⁸⁰

Das alles war für die Männer in den Lagern ein schwacher Trost, und die Obleute sahen sich schwierigen Diskussionen gegenüber. Im August informierte deshalb Karl Wloch das Zentralsekretariat der SED über die Situation unter den Kriegsgefangenen. Er empfahl, „sowohl dem K.C. (Zentralkomitee – D.B.) der P.P.R. als auch der polnischen Regierung ein Ersuchen der Partei um Rückkehr der deutschen Kriegsgefangenen und Nennung von Terminen zu senden“.⁸¹ Zugleich schlug er vor, den ersten Transport in besonderer Weise zu empfangen und das Ereignis in der Presse, im Rundfunk und in der Wochenschau entsprechend hervorzuheben. Er sicherte nach Rücksprache mit den polnischen Vertretern zu, daß „dieser Transport in Aussehen, Kleidung usw., ohne übertrieben zu wirken, einen ordentlichen Eindruck machen wird“.⁸²

Die ersten Gefangenen sollten in mehreren Transporten, nach Besatzungszonen getrennt, entlassen werden. Diese Transporte sollten zur Hälfte aus Antifaschisten und Sympathisanten, das heißt Kriegsgefangenen, die sich der politischen Umerziehung gegenüber aufgeschlossen und zustimmend verhielten, bestehen und zur anderen Hälfte aus nicht mehr voll Arbeitsfähigen. Wirklich Kranke, die einen bedauernswerten Eindruck machten und als Motiv für die gegnerische Presse mißbraucht werden konnten, sollten nicht darunter sein. Außerdem mußte bei der Zusammenstellung der Listen berücksichtigt werden, daß durch die Entlassungen keine Störungen auf den Baustellen und in der Kohleförderung entstanden.

Tatsächlich begannen die Entlassungen dann im Oktober 1948.⁸³ Die ersten Transporte wurden nach dem oben beschriebenen Muster zusammengestellt. Besonders aktive Funktionäre wurden durch den frühen Termin ihrer Entlassung für ihre Arbeit belohnt. Insgesamt wurden die politische Vergangenheit, das Auftreten bei politischen Aktivitäten im Lager, aber auch das Alter und die soziale Situation der Kriegsgefangenen bei der Zusammenstellung der Transporte berücksichtigt.

Der erste Heimkehrer-Transport mit 690 Kriegsgefangenen wurde in der „Brücke“ ausführlich gewürdigt. So schildert der Reporter der Zeitung „herb“ (Herbert Wackwitz aus Chemnitz) den Abschied vom Obóz Pracy (Arbeitslager) Warszawa: „Schon seit Wochen stand die Liste fest, die wir die

⁸⁰ Die Brücke, Nr. 9, Anfang Oktober 1948, S. 8.

⁸¹ Wloch, Bericht, August 1948, S. 5.

⁸² Ebenda.

⁸³ Der erste, aus etwa 700 Personen bestehende Transport kam am 10.10. 1948 in der SBZ an; siehe: Christa Hübner, Zur politischen Arbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen 1948/49, in: Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, H. 11, 1985, S. 36–42, hier S. 37.

Heimkehrerliste nannten. Jeder der Kameraden, der aus unserem Lager für den ersten Transport vorgesehen war, wußte es seit langem. Und doch war es für alle eine Überraschung, als am Morgen des 6. Oktober die Kameraden von ihren Arbeitsplätzen zurückgerufen wurden. Viele hielten es wieder für eine Parole. Aber es wurde ernst. Empfang der Wertsachen aus dem Deposit, Abgabe der Lagerwäsche, Einkleidungen brachten eine Bewegung auf der Lagerstraße, die jeden Unbeteiligten auch erfaßte und erregte.⁸⁴ Am Abend gab es dann eine Abschiedsfeier, auf der zwischen „frohen Heimatliedern“, einem Querschnitt aus Kálmáns „Gräfin Mariza“ und „flotten Tanzmelodien“ zwei Heimkehrer über die politischen Aspekte der ersten Entlassungen sprachen. Ihre Ausführungen enthielten das politische Credo, in dem die Schulungen und politischen Aktivitäten der letzten Monate kulminierten: Hitlers Krieg hat uns in die Gefangenschaft gebracht. – In harter Arbeit haben wir einen Teil der Wiedergutmachungspflicht unseres Volkes abgetragen. – Dabei haben wir erkannt, daß nur durch Freundschaft der Völker Frieden und Fortschritt gesichert sind. – Für diese Erkenntnis wollen wir in der Heimat werben. – Wir wollen als Freunde scheiden und unser Bekenntnis zur deutsch-polnischen Freundschaft auch nach unserer Entlassung vertreten.⁸⁵

In der ersten Novemberausgabe berichtete die Zeitung ausführlich über einen Transport in die Sowjetische Zone und nach Berlin. Aus der Grube „Prezydent“⁸⁶ schilderte der Heimkehrer Ulrich Löwenka seinen großen Tag: „Rauf ins Badehaus, baden, umziehen, Arbeitszeug unter die Arme, und heim ins Lager ging es wie im Fluge. Und hier, welch ein ungewohntes Bild: Um 24 Uhr Licht in der Bekleidungskammer, beim Schneider, beim Schuhmacher usw., die Küche, ja alles war noch auf den Beinen. . . . Wie im Traume wurde Bekleidung empfangen. . . . Ein letzter Blick aufs Lager, die Grube . . .“⁸⁷ Immer wurde der politische Aspekt der Entlassungen betont. „Die Heimkehr der deutschen Kriegsgefangenen ist eine politische Tat“, heißt es in einem Bericht aus Jaworzno.⁸⁸

Der Beginn der Entlassungen gab der politischen Arbeit in den Lagern einen starken Aufschwung. Wir sahen das in der Redaktion an den Briefen, die aus den Lagern kamen. Die Hoffnung war gestiegen, daß man selbst nun doch bald nach Hause fahren konnte, und die jahrelange Lethargie überwunden. Ein Anfang war immerhin gemacht. Und es hatte sich herumgesprochen, daß sich politische Mitarbeit günstig auf den Termin der Entlassung auswirkte. Auch wenn manches politische Bekenntnis aus Opportunismus im Hinblick auf die Entlassung abgegeben, mit mancher Aktivität politisches Bewußtsein nur

⁸⁴ Die Brücke, Nr. 10, Ende Oktober 1948, S. 7.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Kohlendistrikt IV Königshütte (Chorzów); hierzu Böss, S. 118 ff.

⁸⁷ Die Brücke, Nr. 11, S. 6.

⁸⁸ Ebenda.

vorgetäuscht wurde, belebte es im Moment das politische und kulturelle Leben in den Lagern.

In Berlin wurden die Hinweise von Wloch ernst genommen und die Ankunft der ersten Kriegsgefangenen aus Polen als politisches Ereignis begangen. Am 14. Oktober 1948 übertrug der Berliner Rundfunk ein Gespräch seines Reporters mit den ersten im Quarantänelager Fürstenwalde eingetroffenen Heimkehrern aus Polen. Die „Berliner Zeitung“ berichtete am 16. Oktober ausführlich aus Fürstenwalde. Sonderberichter H.P. nannte die ersten Heimkehrer aus Polen „die ersten Künder einer sich anbahnenden Verständigung, für eine Friedensfront zwischen dem demokratischen Deutschland und Polen“. Wir druckten diese Berichte in der „Brücke“ gern nach, wir sahen sie als Bestätigung für unsere politische Arbeit.⁸⁹

Weihnachten ohne Christkind

In all den Jahren im Gefangenenlager hatte mich das Weihnachtsfest immer in tiefe Melancholie versetzt und mit sehnsuchtsvollen Gedanken an die Heimat erfüllt, die ich in meinem tiefsten Innern verschloß oder in traurigen Versen ausdrückte. Dieses Jahr, im Warschauer Zentrallager, sah es ganz anders aus. An den langen Winterabenden, die ich im Grubenlager, oft gedankenversunken und ganz in mich gekehrt, in der Baracke auf das Signal für die Nachtschicht gewartet hatte, saß ich nun oft bis spät abends in der Redaktion. Mancher dieser Vorweihnachtsabende zerrann in hitzigen Diskussionen in der Baracke. Wir stritten auch über den Sinn des bevorstehenden Festes und suchten nach einem neuen, nichtreligiösen Inhalt für dieses Weihnachten, das die Menschen, besonders uns Kriegsgefangene, stärker bewegte als jedes andere Fest. Wir suchten nach einer neuen Interpretation der Weihnachtsgeschichte „Und es begab sich zu der Zeit“, welche die meisten von uns noch aus der Kindheit kannten.

Die Geburt Christi war für uns nicht mehr die Menschwerdung Gottes, das Erscheinen des Heilands, des Erlösers; es war, wenn es schon sein mußte, bestenfalls der Geburtstag des ersten Sozialisten, eines Arbeiterkindes und Revolutionärs. Doch auch das schien uns noch zu sehr mit der Religion verbunden zu sein. Jesus wurde von uns ganz gestrichen. Weihnachten – so entschieden wir – war das Fest des Lichts, das über die Finsternis siegte, eine Art Oktoberrevolution unterm Tannenbaum, wobei allerdings die Lichtgestalten in eine ungewollte Nähe zur germanischen Götterwelt und zu Schlimmerem gerieten. Die stille Nacht war keine heilige Nacht mehr, die Weihnachtszeit eine fröhliche, aber keine selige, keine gnadenbringende Zeit.

In einem Weihnachtsbrief an die Eltern vom Dezember 1948 wurde Weihnachten für mich zum „Fest des wiedererwachenden Lichts“. Da war die

⁸⁹ Ebenda, S. 7.

Rede von „metallisch glitzernden Sternen in der Winternacht“, vom „Glauben der Menschen an den Sieg des Guten, des Lichts und der Sonne über die Gewalten der Finsternis.“ „Die Wende im Lauf der Sonne“, hieß es da, „dieser Sieg der Klarheit, die wunderbare Erleuchtung des Dunkels . . . ist eine Verpflichtung, gleich der aufstrebenden Sonne, aufwärts zu streben, vorwärts zum Sieg der Gerechtigkeit, des Guten, des Lichts, ein Mahnruf zum Kampf gegen das Dunkel, das Verbrechen, denselben Kampf, den das Licht und die Sonne führen müssen“. Und so wird „die Wintersonnenwende zu einem Fest der Hoffnung, des Glaubens an eine lichtere Zukunft. . .“ Die liegt natürlich im Sozialismus.

Auch in einem Gedicht, das ich „Sonnenwende“ nannte und das in der „Brücke“ veröffentlicht wurde,⁹⁰ glitzern die Sterne blank und rein, brennen die Feuer auf allen Bergen und singen die Jungen ihr Lied in den lodernden Brand. Weihnachten war, ohne daß es mir damals bewußt wurde, wieder (oder noch?) die „Hohe Nacht der klaren Sterne, . . . der großen Feuer, die auf allen Bergen sind“, wie es in einem Nazilied hieß, das wir in der Schule gelernt hatten. So begegneten sich gerade in der Weihnachtsinterpretation der un- oder mißverständene Atheismus junger Antifaschisten und der Licht- und Germanenkult derer, die dem zum Hakenkreuz stilisierten Sonnenrad nachgefahren waren. Beide feierten in der Sonnenwende den Sieg des Lichts über die Mächte der Finsternis, mit denen einmal die Juden, Plutokraten und Bolschewisten und zum anderen die Faschisten, Ausbeuter und Kriegstreiber gemeint waren. Wir hätten einen solchen Vergleich natürlich weit von uns gewiesen, und niemandem von uns wäre es eingefallen, hier eine Parallele zu sehen oder auch nur zu ahnen. Doch es waren die gleichen Worte, die beide verwandten, wenn sie die Geschichte aus der Herberge von Bethlehem durch die Wintersonnenwende ersetzen wollten. Die Sprache verriet es.

So richtig klar kamen wir mit diesem Fest alle nicht. Auch in der Redaktion hatten wir mit diesem Weihnachten unsere Probleme. Was sollten wir dazu schreiben, und sollten wir es überhaupt zur Kenntnis nehmen? Es wäre wohl doch unmöglich gewesen, im katholischen Polen, wo selbst die Offiziere aus dem Sicherheitsministerium und der Armee an diesem Tag die heilige Messe besuchten, das Weihnachtsfest zu ignorieren. Und so erschien die Nummer 14 vom Dezember 1948 als Weihnachtsausgabe. Die Titelseite war zum erstenmal zweifarbig gedruckt, die Überschriften in einem weihnachtlichen Grün, ebenso wie eine Schmuckleiste aus Tannenzweigen und Sternen, die wie eine Girlande die ganze Seite umrahmte.

Mit dem Leitartikel wurden gleichzeitig drei Redakteure beauftragt. Allein das wies auf die Schwierigkeit des Themas hin. Der beste sollte auf der ersten Seite erscheinen, die beiden anderen galten als Übungsarbeit. Tagelang ging mir mein Weihnachtsartikel durch den Kopf, bis ich ihn endlich zu Papier

⁹⁰ Die Brücke, Nr. 14, Weihnachten 1948, S. 8.

brachte. Gedruckt wurde ein anderer, unter den Titel „Frieden auf Erden“. Der Autor hatte einen sehr politischen und kämpferischen Artikel geschrieben, in dem er mit den „Kriegstreibern“ hart ins Gericht ging.⁹¹

Mein Beitrag war wohl zu sentimental gewesen, er fiel durch. Ich machte daraus eine Kurzgeschichte, die mit dem Rest der Weihnachtsgirlande von der Titelseite im Innern des Blattes erschien. Der Tenor war der gleiche wie im Leitartikel. Auch hier ging es um Krieg und Frieden. Doch in meiner Geschichte läuteten die Glocken über dem verschneiten Land, und ein Kind spielte auf dem Klavier das Lied von der stillen Nacht. Es war wieder eine sentimentale Geschichte geworden. Ein Stimmungsbild, wie ich es aus meiner Kindheit in Erinnerung hatte. Die hier beschriebene Familie trauert um ihren Sohn, der in Rußland gefallen war, während in der Fabrikantenvilla gegenüber die Reichen, die am Krieg verdienten, fröhlich feiern und schon wieder vom Krieg reden. Eine Weihnachtsgeschichte vom Klassenstandpunkt. Die Arbeiter standen für Frieden, die Reichen für Ausbeutung und Krieg.⁹²

Vor dem Hintergrund der realen Gefahr eines dritten Weltkrieges waren Friedensparolen auch in der „Brücke“ zum alles beherrschenden Thema geworden. Es war die Zeit, in der die Forderung nach Frieden und der Ruf nach Freiheit die Welt in zwei feindliche politische und militärische Lager teilte. Und wir gehörten zum Friedenslager. Wir sagten: Frieden auf Erden, für alle, die guten Willens sind. Und wer das war, bestimmten wir.

Käsebrötchen und Kefir

Auf meinen Wegen in die Mokotower Druckerei fühlte ich mich von Mal zu Mal freier und sicherer. Wenn ich mich jetzt an den Straßenkreuzungen umdrehte, dann suchte ich nicht mehr den Wachposten hinter mir, sondern ich sah einer der hübschen Polinnen nach.

Im Januar war ich 22 geworden. Die letzten vier Jahre hatte ich im Lager verbracht, tagsüber mit den Gefangenen und nachts mit den polnischen Bergleuten, den Górniki. Das Ladenmädchen im Dorfkonsum, das mir – so bildete ich mir wenigstens ein – einmal zugelächelt hatte, als ich die Mehlsäcke ablud, war fast die einzige Frau gewesen, die mir in all den Jahren begegnet war. Und nun ging ich zwischen all den Frauen und Mädchen in ihren bunten, dekollierten Kleidern, Seidenstrümpfen und hochhackigen Schuhen über die Marzałkowska im Zentrum der Stadt. Was machte es da, daß hier nichts als Ruinen waren. Es war Frühling. Der Anblick der vielen Frauen weckte in mir verwegene Träume. Ich stellte mir vor, wie ich die eine oder andere ansprechen oder zu einem Eis einladen könnte. Natürlich hätte ich es nie gewagt, schon um nicht als Niemiec, als Deutscher, hier in Warschau erkannt zu werden;

⁹¹ Werner Land, Frieden auf Erden, in: Ebenda, S. 1.

⁹² Weihnachtliche Kurzgeschichte, in: Ebenda, S. 7.

aber auch, weil ich gar nicht mehr wußte, wie man das anstellt. Bestimmt hatte ich in all den Jahren im Lager verlernt, wie man sich einer Frau nähert. Dennoch war der Fußweg durch die Stadt für mich immer ein aufregendes Erlebnis.

Manchmal machte ich einen Umweg über die Nowy Świat, eine der belebtesten und polnischsten Straßen von Warschau, oder durch den sächsischen Garten, in dem am Nachmittag die Menschen auf den Bänken saßen und die Frühlingssonne genossen. Das erinnerte mich an meine Schulausflüge ins Rosarium in Sangerhausen oder an den Luisengarten in Magdeburg, der einzigen größten Stadt, die ich vor meiner Militärzeit kennengelernt hatte. Die Menschen hier waren ganz anders als die mürrischen Posten und die ständig fluchenden Bergleute in Oberschlesien.

Einmal fand im Park ein Konzert statt.⁹³ Die Besucher saßen dicht gedrängt auf den Bänken und lauschten der Musik, die über dem Park schwebte und in den Bäumen hängenblieb. Ich hatte nie in meinem Leben etwas von Chopin gehört, aber das mußte er sein. Ich blieb stehen und hörte zu. Mich zu den anderen auf eine Bank zu setzen, hätte ich nicht gewagt.

Der Lagerschneider hatte mir für die Wege in die Stadt aus einem amerikanischen Schlafsack einen khakifarbenen Anzug genäht, in dem ich nicht gleich als Kriegsgefangener zu erkennen war. Später bekam ich noch eine Art Trenchcoat und einen Hut, wie ihn René Deltgen in seinen Kriminalfilmen getragen hatte. Da wir Redakteure der „Brücke“, wie nun alle Kriegsgefangenen, Lohn bekamen, konnte ich mir in der Stadt schon mal ein Eis oder ein paar Zigaretten, sogar mit Goldmunstück, kaufen. Wodka war im Lager verboten, erst Weihnachten hatte es ziemlichen Aufruhr gegeben, weil einige ein paar Flaschen an den Posten vorbeischmuggeln wollten.

Als meine polnischen Sprachkenntnisse es einigermaßen zuließen, wagte ich mich auf dem Weg in die Druckerei in eine der zu dieser Zeit gerade aufkommenden Milchbars in der Nowy Świat. Ich bestellte mir Käsebrötchen und Kefir, und ich muß es so perfekt ausgesprochen haben, daß ich umgehend bedient wurde. Es ging mir eigentlich nicht um das Essen, denn ich war zu dieser Zeit nicht mehr hungrig. Ich genoß es einfach, in der Gesellschaft gut angezogener Menschen zu sitzen, ihren Gesprächen in der fremden Sprache zu lauschen und einen Hauch von dem verwirrenden Parfüm der eleganten Damen am Nebentisch aufzuschnappen.

Es gefiel mir, wie ein Pole unter Polen im Café zu sitzen. Ich suchte die Nähe der Menschen in dieser fremden Stadt, ich wollte sie verstehen, von ihnen angenommen und ihnen ähnlich werden. Noch immer fühlte ich mich in ihrer Schuld und hoffte, sie durch Nähe abtragen zu können. Ich bemühte mich, ihre Sprache zu sprechen, mit kleinstem Wortschatz eine Verständigung herzustellen. Ich lernte die Wodkaflasche auf ihre Art öffnen, mit einem Schlag

⁹³ Łazienki-Park?

auf den Flaschenboden, bis der Kork sich löste, ich legte zum Gruß zwei Finger an die Mütze, wie die polnische Armee, und ich dachte über den Handkuß nach, obwohl ich noch nicht wußte, wen ich damit beglücken oder erschrecken sollte.

Die Vergangenheit rückte immer weiter von mir ab und ich von ihr. Das Land meiner Kindheit wurde mir fremd. War es nicht auch das Land der Mörder und der Zerstörer von Warschau? Ohne daß es mir richtig bewußt wurde, versuchte ich mich aus der Verantwortung der Deutschen herauszumogeln und mich in einen Polen zu verwandeln. Die Sehnsucht nach der Rückkehr in die Heimat, die mich in all den Jahren aufrechterhalten hatte, war aufgebraucht, die Erinnerungen verloren sich, das zu oft zitierte Bild der Heimat verblaßte. Es lag alles so weit zurück. Die Briefe an die Eltern wurden seltener. Die Träume von der Jugendliebe mit all ihren Erinnerungen an die heimlichen Küsse und scheuen Berührungen lagen lange zurück. Sie hatten keine Chance gegen die lachenden Mädchen auf der Jerozolimskie und im Łazienki-Park.

Auf dem Marktplatz von Marienstadt⁹⁴ und auf dem Platz vor dem Polytechnikum war jeden Sonntag Tanz, „Zabawa“ nannte man das in Warschau. Mein Polnisch reichte gerade, eine Tänzerin aufzufordern und ein paar der üblichen Worte zu stammeln. Ich gab mich für ein Mitglied einer internationalen Jugendbrigade aus, die beim Aufbau Warschaus half. Solche Brigaden gab es tatsächlich, und ich wollte mich auf keinen Fall als Deutscher, schon gar nicht als Kriegsgefangener zu erkennen geben.

Polen hatte in diesem Frühjahr für mich ein neues Gesicht bekommen, ein freundliches, offenes, sympathisches Gesicht. Warschau war eine faszinierende Stadt. Überall wurde gebaut, gemauert, gebuddelt. Ich erlebte alles wie in einem Rausch, die Stadt, die Menschen, den Aufbruch in eine neue Zeit.

Wenn ich heute an diesen Frühling zurückdenke, fügt sich alles zu einem einzigen hellen, farbigen Bild. Wie auf einem Gemälde von Chagall schwebt Musik über der Stadt, die Menschen ziehen wie an einem nie endenden 1. Mai lachend über die neue Ost-West-Achse, fahren mit dem Trolleybus über die eben fertiggestellte Brücke nach Praga, singen, tanzen, trinken und lieben sich. Im Überschwang meiner neugewonnenen Freiheit stimmte alles, aber auch alles mit meinen ebenso neuen politischen Ansichten überein. Wir bauen eine neue Welt, eine Welt der Freundschaft und der Brüderlichkeit, in der alle Menschen glücklich sind, einander achten und lieben. Und nichts, aber auch gar nichts ist von denen, die diesen Glauben nicht teilten und die nicht von der Sonne des Sozialismus gewärmt wurden, damals zu mir vorgedrungen. Ich hätte es auch nicht an mich herangelassen. Mein Polenbild war von einer schwärmerischen Freundschaft geprägt. Und bei allen Veränderungen, die dieses Bild, unter wechselndem Licht und aus verschiedenen Blickwinkeln be-

⁹⁴ Poln. Mariensztat, altes Warschauer Stadtviertel unterhalb der Krakowskie Przedmieście nahe der Weichsel gelegen.

trachtet, im Laufe der Jahre auch erfahren hat, ich habe es nicht aus den Augen verloren, und es hat mich ein Leben lang vor nationalem Hochmut bewahrt.

Eine große Hoffnung

Mein fast schwärmerisches Verhältnis zu Polen, das in einer tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen politischen Übereinstimmung mit seinen Bürgern begründet war, zeigte sich auch in meinen Artikeln in der „Brücke“. Die Fertigstellung der ersten neuen Häuser rund um den Marktplatz von Marienstadt, die Einweihung der neuen Weichselbrücke, die nach der Kohlenregion Śląsko-Dąbrowa genannt wurde, die ersten Autos auf der Ost-West-Achse, der Trasa W-Z,⁹⁵ das alles empfand ich wie gewonnene Schlachten im Kampf gegen die Ruinen und damit gegen den Krieg. Ich lebte nicht nur in diesem Land, ich lebte mit ihm und seinen Menschen. Ich versuchte, ihr Leid zu verstehen, das sie erlitten hatten, und ihre Freude zu teilen.

In einem Artikel in der „Brücke“ berichtete ich Anfang 1949 über die Begegnung mit einem jungen Polen, der in Deutschland die Sprache seiner Peiniger gelernt hatte und nun als Maurer in Warschau arbeitete. Hier ein Ausschnitt aus dem Beitrag: „Wir sprachen von seiner Stadt, in der er geboren und aufgewachsen war, und mit einigem berechtigten Stolz berichtete er mir von dem ungeheuren Aufbauwillen, mit dem das polnische Volk hier an die Arbeit geht. Schaffensfreude und Zufriedenheit sprachen aus seinen Worten, als er mir von seiner Arbeitsstelle, seinem Bau, seinen Maschinen, seiner Stadt erzählte . . . dem gleichen Kampf um den Wiederaufbau . . . Er erzählte mir freudig, wie die Ziegelsteine von Hand zu Hand gingen durch eine lange Kette von Männern und Frauen, . . . polnischen Arbeitern und deutschen Kriegsgefangenen, die alle von dem einen Willen beseelt sind, aufzubauen für den Frieden.“⁹⁶ Ich teilte diesen Enthusiasmus, auch mit all dem falschen Pathos, das zum Teil in meinem Bericht noch verstärkt wurde. Ich war glücklich dabeizusein, dazugehören und dankbar für jedes gute Wort von einem Polen, der so dachte und fühlte wie ich.

Der Aufbau Warschaus war damals nicht nur für die „Brücke“ ein Symbol; er war ein Synonym für den Aufbau im zerstörten Europa schlechthin. Die geschundene polnische Hauptstadt, die nach den Worten von Goebbels nur noch eine „geographische Vorstellung“ sein sollte, erwachte in diesen Jahren zu neuem Leben. Die Warschauer Maurerkolonnen erwarben legendären Ruhm, und jedes neue Haus, das aus den Trümmern wuchs, wurde gebührend beachtet.

⁹⁵ W-Z = Wschód-Zachód = Ost-West.

⁹⁶ Manfred Gebhardt, Einigkeit macht stark, in: Die Brücke, Nr. 16, Ende Januar 1949, S. 5.

Diese Begeisterung spricht auch aus einer Reportage von Hermann Kant. Vor dem Hintergrund der „Hinterlassenschaft der Naziverbrecher“ schrieb er in der zweiten Novemberausgabe 1948: „Hier liegen zwar viele Häuser in Trümmern, aber dazwischen finden wir überall Baustellen mit Gerüsten, halbfertigen Mauern und Ziegelstapeln. Die Stadt scheint förmlich zu wachsen. Wo vor Wochen noch Schutthaufen lagen, stehen heute einige Stockwerke Mauern, Gebäude. ... Überall Sandhaufen, Bretterstapel, Kalkgruben und Baubuden. Das ist Aufbau.“⁹⁷

In einem anderen Beitrag schreibt „ein Angestellter“: „Ich kenne diese Stadt, kenne sie aus den ersten Wochen nach der Befreiung. Ich kenne ihre Trümmer und Ruinen, ihre Gräber und ihre Menschen. Ich habe mit diesen Menschen Jahre zusammen gearbeitet, habe geholfen, die Wunden zu heilen, die der Wahnsinn von Verbrechern im Namen des deutschen Volkes schlug. Kaum, daß die Brände gelöscht, das Gestöhn der Sterbenden verklungen war, bauten sie aus den Ruinen neue Häuser, Siedlungen, Schulen und Fabriken.“

Kaum eine Ausgabe der „Brücke“ erschien ohne Erfolgsmeldungen aus der polnischen Wirtschaft. Ob es sich um eine Nudelfabrik in Wrocław (Breslau) oder den Export polnischer Blaubeeren nach England handelte, immer stand es unter dem Vorzeichen „Es geht vorwärts in Polen“. Über den polnischen Volkswirtschaftsplan im 1. Halbjahr 1948 wurde berichtet wie später in den Zeitungen in der DDR über die Planerfüllungen. Und auch die Ernteberichte fehlten nicht. „Außerordentlich große Anstrengungen zur Erreichung guter Erträge machen die Bauern der neuen Westgebiete, besonders in Masuren, wo noch bis vor kurzem der größte Teil des Ackerbodens unbewirtschaftet war ... ergaben ... Roggen und Weizen oft mehr als den doppelten Ertrag.“⁹⁸

Mit besonderer Freude veröffentlichten wir immer wieder Meldungen über den Handel zwischen Polen und der deutschen Ostzone. Hier war die Verbindung zwischen der Arbeit der Kriegsgefangenen und ihrem Nutzen für die Menschen zumindest im Osten Deutschlands am ehesten nachvollziehbar. Dabei ging es sowohl um Kohle als auch um Saatgut für die Neubauern. Wir sahen darin auch die Früchte unserer eigenen Arbeit.

Schwierig war die Argumentation in der Behandlung der Oder-Neiße-Grenze. Das Bekenntnis der Redaktion zu dieser Grenze war den Kriegsgefangenen nur schwer zu vermitteln. Um diese Grenze war im Herbst 1948 in Deutschland eine erbitterte Auseinandersetzung entbrannt, die auch den Kriegsgefangenen nicht verborgen blieb. Die Anerkennung oder Ablehnung dieser Grenze war für beide Seiten zu einer ideologischen Frontlinie im Kalten Krieg geworden. Angesichts der Bilder von den Menschen, die aus den nunmehr polni-

⁹⁷ H. Kant, Deutsche Kriegsgefangene sehen Warschau, in: Die Brücke, Nr. 12, Ende November 1948, S. 3.

⁹⁸ Die Brücke, Nr. 7, Anfang September 1948, S. 3.

schen Gebieten nach Deutschland kamen und ihre ganze Habe in einem Rucksack mit sich trugen, die in dem einen Teil Deutschlands Umsiedler und im anderen Vertriebene hießen, war die Grenzfrage wie kaum eine andere emotional aufgeladen. Wer diese Grenze öffentlich verteidigte, war für die andere Seite ein Verräter, Polenknecht und Kommunist. Umgekehrt war, wer sie ablehnte, für den anderen ein Revanchist, Kriegshetzer oder zumindest ein Reaktionär, wenn nicht gar ein „faschistisches Element“.

Auch unter den Kriegsgefangenen wurde 1948/49 erbittert über Recht oder Unrecht dieser Grenze gestritten, und ein Bekenntnis zu ihr war auch hier höchst unpopulär. Schließlich waren viele Kriegsgefangene unmittelbar von dieser Grenzziehung betroffen. Sie konnten nicht in die alte Heimat zurück, manche wußten nicht, wo sie ihre Familie suchen und wohin sie nach der Entlassung gehen sollten.

Ich erinnere mich an eine Veranstaltung während des Lehrgangs auf der der polnische Referent, ein Oberst, die Grenze historisch, militärisch, ökonomisch und politisch begründete. Er schloß mit dem Satz: „Polen baut den Sozialismus auf, deshalb braucht es diese Grenze.“ Ein Teilnehmer, der gerade aus dem Grubenlager angereist war, meldete sich und fragte: „Wenn wir nach Hause kommen, werden wir auch den Sozialismus aufbauen. Meinen Sie nicht, daß wir dann diese Gebiete auch brauchen?“ Die Frage blieb unbeantwortet. Immerhin konnte sie gestellt werden.

„Die Brücke“ bekannte sich ohne Vorbehalte zur Rechtmäßigkeit dieser Grenze. Etwas anderes wäre wohl auch in einer polnisch lizenzierten Zeitung nicht möglich gewesen. Für uns war sie einfach da. „Diese nunmehr faktisch bestehende Oder-Neiße-Grenze“, schrieben wir, „hat niemand anders verschuldet als Hitler und seine Kumpane durch ihren verbrecherischen Krieg. Sie ist nichts anderes als eine Folge des Hitlerkrieges . . . Wer eine Änderung herbeiführen will, will neuen Krieg. Wir Kriegsgefangenen . . . sind nicht bereit, für eine Revanche noch einmal hinter Stacheldraht zu sitzen.“

Das war unser Standpunkt. Viele von uns hatten drei Jahre in ehemals deutschen Gebieten in Oberschlesien gearbeitet und wenigstens am Rande miterlebt, wie sich das Leben unter der polnischen Administration entwickelte. Hier waren Tatsachen geschaffen worden, die niemand in Frage stellen durfte, der mit dem polnischen Nachbarn ein neues, friedliches Zusammenleben anstrebte.

Daß wir nicht viel darüber redeten und uns mit eigenen Kommentaren zurückhielten, hing auch mit der Unsicherheit zusammen, die durch die verschiedensten Interpretationen und Argumente entstanden war. So kam es, daß in der Ausgabe 10 vom Oktober 1948 auf einer Seite einmal von den „zurückgewonnenen“ und ein paar Zeilen weiter von den „abgetrennten“ Gebieten gesprochen wurde.⁹⁹

⁹⁹ Die Brücke, Nr. 10, S. 3.

Schließlich waren wir – und ich kann das für mich sagen – damals fest davon überzeugt, daß durch die angestrebte dauerhafte Freundschaft zu Polen diese Grenze ihre Bedeutung verlieren und sich „zu einer Binnengrenze der europäischen Friedensfront entwickeln“ würde. So hieß es in der letzten Ausgabe der „Brücke“ vom August 1949, „daß die neue Grenze in dem Maße für Deutsche wie Polen ein Positivum wird, in dem sie aufhört, ein Einschnitt zu sein, in dem sie vielmehr Brücke wird, von einer realen, für nationalen Wohlstand und internationale Solidarität kämpfenden Demokratie zur anderen.“¹⁰⁰ Und die Zeitung schließt: „Wir können mit Genugtuung feststellen, daß unsere ‚Brücke‘ das ihrige dazu beigetragen hat, um tausenden Deutschen das Verständnis für diese Tatsachen beizubringen, nicht aus Liebedienerei gegenüber Polen, sondern aus der klaren Erkenntnis der Interessen des gesamten deutschen Volkes.“¹⁰¹

Daß sich das Verständnis für die Oder-Neiße-Grenze und die Aussöhnung mit Polen in Deutschland schwieriger gestalten würden, als wir jungen Redakteure der „Brücke“ damals annahmen, und daß diese Grenze auch zwischen der DDR und Polen immer eine bewachte Grenze blieb und sich wirkliche Freundschaft der Menschen in beiden Staaten nicht massenhaft einstellte, hätten ich und die meisten meiner Freunde damals nicht für möglich gehalten. Unsere Vorstellungen von einer Freundschaft der Menschen zu beiden Seiten der Grenze, die Haß und Feindschaft für immer überwindet und die Grenze zu einer Begegnungsstätte, zum Ort des Austauschs von Meinungen und Kulturen macht, war aus heutiger Sicht gewiß eine Utopie. Für uns, die wir sie hegten, aber war es eine große Hoffnung. Und sie ist es bis heute.

Diskussionen auf der Bettkante

Ende 1948 war zu meinen Aufgaben in der Redaktion der „Brücke“, wo ich jetzt schon eigene Reportagen und vor allem Kulturbeiträge schreiben durfte, eine neue hinzugekommen. Nach der täglichen Arbeit gingen die Redakteure und die Mitarbeiter der „Selbstverwaltung“ mehrmals in der Woche zu Vorträgen und Diskussionen in die über die ganze Stadt und die Vororte verstreuten Lager. Anfang November wurde ich zu erstenmal mitgenommen. In einem Brief an die alten Freunde im Grubenlager schrieb ich stolz. „Ich gehe neben meiner Arbeit in der Redaktion in meiner freien Zeit noch in die Warschauer Lager zur Schulung und halte dort Referate. Wir gehen dann zu zwei Mann, beinahe wie Zivilisten, durch die Straßen Warschaus, oder wir fahren großzügig mit der Straßenbahn.“ Das war gewiß auch ein bißchen geprahlt – seht her, was aus mir geworden ist –, denn so leicht, wie es klingt, fiel mir dieser Auftrag nicht. Besonders am Anfang hatte ich große Schwierigkeiten, vor fremden Menschen zu reden, über Dinge, die ich selbst gerade erst gehört

¹⁰⁰ Die Brücke, Nr. 25, August 1949, S. 2.

¹⁰¹ Ebenda.

und gelernt hatte. Wie würden sie mich aufnehmen, einen Fremden, der „beinahe wie ein Zivilist“ aus der Stadt gefahren kam? Konnte ich ihnen etwas sagen, was sie interessierte? Würden sie mir überhaupt zuhören? Und könnte ich ihre Fragen beantworten?

Harri, der an diesem Abend mit mir ging und der schon Erfahrungen in solchen Versammlungen hatte, beruhigte mich. „Wo wir hingehen, das ist ein kleines Lager“, sagte er, „die freuen sich über jede Abwechslung.“ Ich hatte meinen Vortrag schriftlich ausgearbeitet und so oft gelesen, daß ich ihn fast auswendig kannte. Mein Thema hieß: „Die Polen und wir“. Ich behandelte den verhängnisvollen Drang der Deutschen nach Osten, wie ich es auf dem Lehrgang gelernt hatte, vom deutschen Ritterorden im Mittelalter bis zu den Hitlerfaschisten. Es war ein Schuldbekenntnis für ein Jahrtausend deutscher Geschichte, die nur eine Schlußfolgerung zuließ: Der verhängnisvollen Feindschaft zwischen unseren beiden Völkern mußte eine neue Freundschaft entgegengesetzt werden. Den ganzen Weg über gingen mir die Kernsätze meines Vortrags durch den Kopf. Daß ich überzeugt war von dem, was ich aufgeschrieben hatte, konnte mir die Aufgabe erleichtern, lösen würde es sie nicht.

Das Lager, das wir an diesem Abend besuchen sollten, lag am anderen Ende der Stadt, in der ulica Agrykola hinter dem Belvedere. Hier lebten etwa fünfzig Kriegsgefangene, meist Handwerker, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Tischler und Maler. Sie gehörten zum Wachkommando beim Amtssitz des Präsidenten. Materiell ging es ihnen gut. Sie wurden wie die Soldaten gepflegt und verdienten sich manchen Zloty dazu, wenn sie für die Offiziere und deren Frauen Uniformen, Kleider, Schuhe und Stiefel nähten oder nach Feierabend die Wohnungen renovierten. Doch ihren relativen Wohlstand bezahlten sie mit einer fast totalen Isolation.

Nachdem der Posten am Tor unsere Przepustka, den offiziellen Passierschein, ausgiebig betrachtet hatte und wir schließlich passieren durften, spürte ich wieder das Herzklopfen, das ich auch später bei derartigen Anlässen nie ganz verlor. Am Rande des Kasernengeländes stand die Baracke der Kriegsgefangenen. Die Männer rannten noch zwischen Unterkunft und Waschraum hin und her. Die meisten waren gerade erst von der Arbeit gekommen.

Die Versammlung fand in dem einzigen großen Raum statt, in dem die Gefangenen wohnten und in Doppelstockbetten schliefen. Auf diese Weise konnte sich einer nur schwer unserem Vortrag entziehen. Einige saßen auf Hockern und Schemeln an den Tischen, an denen sie sonst aßen, schrieben oder Karten spielten. Andere hatten sich aufs Bett gelegt und hörten von hier aus zu. Die Teilnahme an diesen Versammlungen war im Prinzip freiwillig, aber der Obmann und sein Aktiv achteten darauf, daß alle dabei waren. Außerdem hatte sich herumgesprochen, daß die Teilnahme an den Versammlungen und jede Form politischer Aktivität sich günstig auf den Zeitpunkt der Entlassung auswirken könnte.

Ich erklomm eines der oberen Betten und begann mit meinem Vortrag, während Harri unten am Bettpfosten stand, um mir in der nachfolgenden Diskussion zu helfen. Die Männer im Schlafsaal hörten mir geduldig und gutmütig zu.

Als ich zu Ende war, klatschten die meisten – vielleicht auch, weil meine Rede ziemlich kurz gewesen war. Ich hatte kaum länger als zwanzig Minuten gesprochen. Danach forderte der Obmann auf, Fragen zu stellen. Jetzt ging es nicht mehr um den Ritterorden und die drei Teilungen Polens im 18. Jahrhundert. Jetzt ging es um die ganz aktuelle Frage, wie lange denn die Polen ihre Gefangenen noch festhalten wollten. Von den Polen war niemand hier, kein Offizier, kein Posten; wir waren ganz unter uns. Sie fragten, und wir sollten antworten. Ohne es zu wollen und ohne es zu bemerken, gerieten wir in die Lage, die Politik der polnischen Regierung in der Kriegsgefangenenfrage zu vertreten. Wir suchten nach Argumenten, rangen uns eine halbwegs glaubwürdige Erklärung dafür ab, daß wir noch immer in Gefangenschaft waren. Schließlich gab es ja auch im Westen noch Kriegsgefangene, und die Polen hatten allemal mehr Recht darauf, die Hilfe der deutschen Kriegsgefangenen in Anspruch zu nehmen als die USA oder Kanada.

Einer hatte von seinen Verwandten erfahren, daß der NSDAP-Kreisleiter längst zu Hause sei, und wollte wissen, warum er, „Schütze Arsch im letzten Glied“, noch immer in Gefangenschaft war. Andere riefen dazwischen. „Wann kommen wir endlich nach Hause?“ Auf diese Frage waren Harri und ich natürlich vorbereitet, sie wurde auf jeder Versammlung gestellt. Solange wir auf die regelmäßig fahrenden Heimkehrertransporte verweisen konnten, hatten wir auch gute Argumente. Dennoch war es fast unmöglich, den Männern vier Jahre nach dem Krieg plausibel zu erklären, warum gerade sie noch immer hier festgehalten werden. Harri unterstützte mich nach Kräften, wenn ich nach überzeugenden Antworten suchte, aber was immer wir über Schuld und Sühne, über deutsche Verbrechen in Polen und unseren Beitrag zur Wiedergutmachung sagten, es konnte die Männer nicht befriedigen. Wir häuften Argument auf Argument, beschworen die Freundschaft und verwiesen auf die Kriegsgefangenen in Frankreich – auf Zustimmung konnten wir nicht hoffen, höchstens auf Nachsicht. Denn den Zeitpunkt ihrer Entlassung konnten auch wir nicht bestimmen. Es gab Ende des Jahres 1948 nur einen einzigen Grund, die andauernde Gefangenschaft zu akzeptieren: sie als einen persönlichen Beitrag zur Wiedergutmachung der von Deutschen in Polen begangenen Verbrechen anzusehen. Aber wer empfand das schon so, nach vier Jahren hinter Stacheldraht.

Die Diskussion war lebhaft und ging bis in die Nacht, sie drehte sich auch um andere Fragen, die nicht leichter zu beantworten waren, um die Lage in Deutschland, die wir selbst nur aus der Zeitung und nur aus einer Richtung kannten, um die innenpolitische Situation in Polen, von der sie manchmal etwas bei den Soldaten aufschnappten, und um vieles andere.

Die Gefangenen, die gerade in den kleineren Lagern oft dem Wohlwollen oder der Willkür ihres Wachpersonals ausgeliefert waren, nutzten die Abwesenheit der polnischen Posten und Verwalter, um Fragen zu stellen, ihrem Herzen Luft zu machen oder auch die Zentrale über Mißstände zu informieren. Viele Kriegsgefangene in den Außenlagern kamen sich verraten und verloren vor und befürchteten, bei der allgemeinen Entlassung vergessen zu werden.

Tatsächlich wurde die Existenz mancher dieser verstreuten Gruppen erst im Herbst 1948, oft noch später und nur durch Zufall bekannt. Besonders schwierig war der Zugang zu denen, die beim Korps der Inneren Sicherheit (KBW) arbeiteten. Das waren meist tüchtige und fleißige Handwerker, auf die die Offiziere nicht gern verzichten wollten. Sie schoben die militärische Geheimhaltung vor, um ihre Gefangenen abzuschotten. Und um ein solches Lager handelte es sich an diesem Abend.

Wir beide, die wir hier mit Fragen bestürmt wurden, hatten gelernt, unsere politischen Überzeugungen als verbindliche und endgültige Wahrheiten zu betrachten. Und wir hatten den Auftrag, sie ohne Abstriche auch an diesem Abend weiterzugeben. Im Anschluß an die Versammlung wurden wir von denen, die unsere Ansichten teilten, den Aktivisten, wie wir sie nannten, noch zu einem Umtrunk eingeladen: Wodka, Speck und Schwarzbrot. Als wir endlich, uns gegenseitig stützend, denn wir waren keinen Alkohol gewöhnt, den steilen, von einem frühen Wintereinbruch glatten Weg zur Straßenbahn hinaufgingen, fragte Harri plötzlich: „Was meinst Du, ob sie etwas begriffen haben?“ – „Ich weiß nicht“, sagte ich, und Harri nickte.

General ist kein Beruf

Eines Tages Anfang des Sommers 1949 saß ich, wie manchmal, wenn ich hier aushalf, im Büro der Selbstverwaltung. Es war ein kleines, ziemlich schmuckloses Zimmer in der Verwaltungsbaracke vor dem Lagertor. Seine ganze Einrichtung bestand aus einem Tisch, zwei Stühlen und einem Schrank, in dem, alphabetisch geordnet, tausende Karteikarten von allen Kriegsgefangenen in Warschau und Umgebung, die hier bekannt und erfaßt waren, aufbewahrt wurden. Als einziger Wandschmuck hing hier eine Karikatur aus der satirischen Zeitschrift „Frischer Wind“ in Ostberlin, einem Vorgänger des „Eulenspiegel“. Sie zeigte einen deutschen Offizier mit hoher Schirmmütze und kantigem Gesicht, der auf einem Berg menschlicher Knochen und Gebeine saß. Darunter stand: „Und er lebt noch heute, tot sind nur seine Leute“.

An diesem Tag nun brachte der Posten einen Kriegsgefangenen, der registriert werden sollte. Das war nichts Ungewöhnliches, denn in dieser Zeit kamen täglich mehrere Gefangene aus kleinen, im Lande verstreuten Lagern und von Einzelkommandos ins Zentrallager, von dem aus sie entlassen werden sollten. Einige kamen auch aus Gefängnissen, wo sie oft jahrelang unter nichtigen oder falschen Anschuldigungen gesessen hatten wie der junge Mark Niebuhr in Hermann Kants Roman „Der Aufenthalt“. Bei einigen höheren Dienstgraden aber hatten sich auch die Untersuchungen über ihre Tätigkeit in der Wehrmacht so lange hingezogen. Meinem Besucher an diesem Tag war es so ergangen, und er war froh, endlich raus zu sein und einem Deutschen gegenüber zu sitzen, der nun seine Personalien aufnahm und mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte.

Der Mann war weit über fünfzig. Er trug eine ziemlich abgeschabte Wehrmachtsuniform und eine Drahtbrille mit runden Gläsern. Im Gegensatz zu den Männern im Lager, die auf den Baustellen schon am Beginn des Sommers braungebrannt aussahen, war sein Gesicht bleich und verriet, wie lange er in der ungesunden Luft einer Gefängniszelle hatte leben müssen. Graue Bartstoppeln auf Wangen und Kinn machten ihn noch älter. Meine Fragen für die Karteikarte beantwortete er knapp, fast militärisch, ohne all die Erklärungen, mit denen die meisten, die hier ankamen, ihre Erlebnisse aus den letzten Jahren ausschmückten. Sein Name: Eisenstuck.¹⁰² Den Vornamen habe ich vergessen. Geboren: 1894. Das war schon ungewöhnlich, denn die Kriegsgefangenen in diesem Alter hatte man, wenn sie überhaupt nach Polen gekommen waren, schon mit den ersten Transporten entlassen. „Beruf?“, fragte ich weiter. „Soldat“, kam die Antwort. „Na, schön“, sagte ich, „Soldat waren wir alle. Das ist doch kein Beruf.“ Er sah mich an, einen Jüngling von 22, der da etwas altklug hinter dem Tisch saß, und sagte kurz und knapp: „Ich habe keinen anderen.“ – „Wie Du meinst, Kamerad“, sagte ich und fragte weiter: „Eintritt in die deutsche Armee?“ – „1. April 1912.“ – „Letzter Dienstgrad?“ – „General der Infanterie.“

Ich muß ihn ziemlich verdutzt angesehen haben, denn er sagte plötzlich mit jenem feinen Lächeln, das aus einem heiteren Gedanken kommt: „Kamerad haben wohl recht. Wenn man fast 40 Jahre Soldat war und zwei Kriege verloren hat, ist das vielleicht doch kein Beruf.“ Nun lachten wir beide. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit einem leibhaftigen General sprach, wenn ich nicht mitrechne, daß uns an der Front einmal einer „Morgen, Soldaten!“ zugeschrien hatte und wir im Chor „Morgen, Herr General!“ zurückbrüllten. Dieser hier hatte weder mit dem an der Front Ähnlichkeit noch mit dem auf der Karikatur. Er war ein bescheidener, und wie sich bei unseren späteren Gesprächen zeigte, gebildeter Mann, der die Zeit als junger Offizier nach dem Ersten Weltkrieg genutzt hatte, an den Univeritäten seiner Garnisonsstädte Geschichte und Biologie zu studieren. Wir konnten über vieles miteinander reden, und ich empfand diese Gespräche als Gewinn. Nur wenn es um den Krieg und das Militär ging, fanden wir keine gemeinsame Sprache. Da prallte sein in 33 Dienstjahren erworbenes und in vier Jahren Gefängnishaft konserviertes militärisches Denken mit meiner radikalen Verdammung der „Hitlerarmee“, wie ich die Wehrmacht nun nannte, hart aufeinander.

Kurz vor seiner Entlassung bekam ich den Auftrag, dem Herrn General etwas vom neuen Warschau zu zeigen, damit er nach der Gefängniszeit ein paar schönere Eindrücke mit nach Hause nehmen sollte. Wir fuhren mit der Straßenbahn in die Stadt, gingen über die Trasa W-Z, die neue Ost-West-Achse, bis zur Weichsel, und über den Marktplatz von Marienstadt hinauf zum Schloß,

¹⁰² Generalmajor Hellmuth Eisenstuck (1892–1959), seit dem 1.10. 1944 Kommandant der Festung Warschau.

das sie gerade begannen wiederaufzubauen.¹⁰³ Dann setzten wir uns auf eine Bank, sahen hinunter zur Weichsel und hinüber nach Praga, der Vorstadt am jenseitigen Ufer. Mein General, der sich auf dem Wege hierher mehrfach anerkennend und überrascht über den Aufbau in der Stadt geäußert hatte, wurde plötzlich still. Er dachte nach und plötzlich sagte er: „Jetzt weiß ich es. Wenn wir hier die Artillerie postiert und die Feuerkraft gehabt hätten, die uns fehlte. . .“ Seine Gedanken waren zurückgegangen zu jenem Wintertag an der Jahreswende 1944/45, als die Rote Armee unter Rokossowski am anderen Weichselufer zum Sturm auf die Stadt ansetzte. Und er begann, die geschlagene Armee von damals neu zu arrangieren, seine Truppen, die es längst nicht mehr gab, wieder in Stellung zu bringen. In diesem Moment war der Mann, mit dem man so gut über Geschichte und Literatur reden konnte, der nicht nur Clausewitz und das preußische Exerzierreglement, sondern auch Schiller und Heine, Thomas Mann und Lasker-Schüler gelesen hatte, der stille, freundliche Mittfünfziger, wieder der alte Wehrmachtsgeneral von damals, der Mann, dem das Kriegshandwerk Beruf gewesen war, das sein Denken bestimmte und seiner Vorstellungswelt Grenzen setzte. Hier war die Grenze erreicht, auch für mich. Auf dem Heimweg, vorbei an den Trümmern und Zerstörungen dieser geschundenen Stadt, wechselte ich kein Wort mehr mit ihm. Kurz darauf wurde er entlassen, und ich habe nie mehr von ihm gehört. Ich hatte mir nicht einmal seine Heimatadresse gemerkt, die auf der Karteikarte stand. Letztlich, dachte ich, waren sie doch alle gleich.

Der General hatte auf seinem Weg nach Hause nur für kurze Zeit in unserem Warschauer Lager Station gemacht. Die Offiziere befanden sich zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr hier. Sie waren in einem Speziallager in Sikawa bei Łódź untergebracht.¹⁰⁴ In den ersten Jahren hatten sie gemeinsam mit den Soldaten in den normalen Lagern gelebt, und viele von ihnen, besonders die jüngeren, waren wie alle mit in den Schacht eingefahren oder hatten auf den Baustellen gearbeitet. Andere hielten die Posten im Lager besetzt, waren Lagerältester oder wie immer sie sich nannten und hatten dabei die alten Kommandostrukturen über die Jahre erhalten. Sie bestimmten den Ton und das Regiment im Lager.

Das änderte sich mit der Zusammenlegung von 800 Offizieren im November 1948 in Sikawa. In unserem Warschauer Lager geschah der Wechsel der Lagerleitung in einer organisierten Aktion. Auf einem großen Meeting wurde verkündet: „Alle Offiziere sind abgesetzt!“ Das klang fast nach den Kieler Matrosen und sollte es auch. In den meisten Lagern aber verlief der Vorgang weit weniger spektakulär. In Sikawa waren die Offiziere ganz unter sich. Sie brauchten nicht zu arbeiten, aber es arbeitete auch keiner für sie. Alle Tätigkeiten –

¹⁰³ Es muß sich hier um das dem zerstörten Schloß vorgelagerte „Palais unter dem Blechdach“ (Pałac pod Blachą) gehandelt haben.

¹⁰⁴ Über das Offizierslager Łódź-Sikawa berichtet auch Böss, S.87 ff. Bis Ende Oktober war Sikawa ein Internierungslager für Volksdeutsche aus Polen (vorwiegend Frauen) gewesen.

Küche, Wäscherei, Sanitätsstube, Ausgestaltung des Lagers, Aufrechterhaltung von Sauberkeit und Ordnung – blieben ihnen allein überlassen. Für die innere Selbstverwaltung wurde zunächst eine Gruppe junger Offiziere eingesetzt. In den folgenden Wochen wurden Stuben- und Barackenobleute gewählt, die das Lagerparlament bildeten. Alles mußte den Anschein von Demokratie haben. Das Parlament tagte einmal in der Woche, immer öffentlich. Die Offiziere lernten oder spielten Demokratie. Ein Plan für politische Schulungen wurde aufgestellt, eine Theatergruppe und ein Lagerchor gebildet. Einer der Offiziere berichtete an die „Brücke“: „Für die noch verbleibende Zeit der Gefangenschaft sehen wir als unsere Hauptaufgabe die politische Schulung an.“¹⁰⁵

Aus Sikawa kamen häufig Berichte in die Redaktion. Die Offiziere schrieben fleißiger als andere, berichteten über das Leben und die Veränderungen, die sich im Laufe des Jahres 1949 vollzogen. Auch über Karl Wloch, der oft nach Sikawa fuhr, hörten wir, wie es dort aussah. Die Offiziere mußten nicht mehr wie andere Kriegsgefangene außerhalb des Lagers arbeiten. Manche bedauerten das. Dafür hatten sie nun mehr Freizeit, die einige nutzten, um sich beruflich zu bilden oder sich in politischen Diskussionen auf ihre Rückkehr ins Nachkriegsdeutschland vorzubereiten. Das brachte ihnen die offene Feindschaft anderer, meist höherer Chargen ein, die stärker alten Ehrbegriffen verhaftet waren und jede Zusammenarbeit mit den polnischen Behörden als Kollaboration betrachteten. Wir hörten von Auseinandersetzungen, die bis zu tätlichen Angriffen auf die Mitglieder der Lagerregierung gingen, wie es sonst in keinem anderen Lager vorkam. Ein junger Obmann wurde eines Nachts kopfüber in die Latrine gestürzt.

Die Vorstellung, in einem solchen Lager von Offizieren leben zu müssen, erschien mir immer wie eine Horrorvision. Ich war in der ersten Zeit, die ich in Warschau war, mehrmals mit Offizieren, auch höheren Rängen, in Verbindung gekommen. Sie lebten hier in der sogenannten Offiziersbaracke, die gleich neben der unseren stand.

An sonnigen Tagen saßen immer einige von ihnen auf der Bank vor der Baracke und unterzogen ihre verlorenen Schlachten einer nachträglichen Manöverkritik. Ihre Gespräche begannen gewöhnlich mit dem Satz „Wenn damals. . .“ Wenn zum Beispiel im Winter 41 vor Moskau so ein Wetter gewesen wäre wie an diesem sonnigen Frühherbsttag am Stadtrand von Warschau. . . Oder wenn der Nachschub in der Steppe so pünktlich geklappt hätte wie die Brotausgabe im Kriegsgefangenenlager. . .

Einige mißbrauchten sogar ihre tägliche Brotration für die Wiederholung ihrer verlorenen Schlachten. Sie schnitten ihr Brot in Würfel, die sie dann als Infanteriedivisionen, Artillerie oder Panzerarmeen über das Brett marschieren ließen. Auf diese Weise wurde der Dnjepr passiert, Kiew genommen und die Schlacht im Kursker Bogen doch noch gewonnen. Bei diesen Spielen siegten

¹⁰⁵ Aus dem Schaffen des Offizierslagers Sikawa, in: Die Brücke, Nr.13, Anfang Dezember 1948, S.7.

sie immer, und sie spürten nicht, daß sie in Wirklichkeit das zweite Mal verloren. Sie saßen im Lager wegen dieses Krieges, und sie kamen nicht von ihm los.

So waren natürlich nicht alle. Viele hatten in diesen Jahren hinter Stacheldraht nachzudenken begonnen. Aber während es bei den Soldaten nach kurzer Zeit keine Feldweibel und keine Obergefreiten mehr gab, sondern nur noch Kriegsgefangene, Kameraden, blieb bei den Offizieren die alte Rangordnung erhalten. Das ging bis zur Aufteilung der Betten. Der Ranghöchste hatte die erste Wahl. Der junge Leutnant kam ganz nach oben. Und wie beim Essen früher im Kasino, wo der Oberste Anfang und Ende der Mahlzeit bestimmte, so verfügte er hier über Anfang und Ende der Nachtruhe. Erst wenn er sich morgens erhob, konnten die über ihm Schlafenden von ihren Pritschen klettern. Nicht früher, aber auch nicht später.

Bis auf wenige Ausnahmen, meist jüngere Offiziere, die sich auch an unseren Versammlungen beteiligten, waren sie mir fremd geblieben. Ich will nicht bestreiten, daß dabei Vorurteile und ein gute Portion proletarischer Arroganz von meiner Seite eine Rolle spielten; aber sie waren einfach anders. In Sikawa ging es nicht wie in den übrigen Lagern um allgemeine politische Einsichten und um höhere Arbeitsleistungen. Hier ging es um das, was man heute Vergangenheitsbewältigung nennt, um Einzelprüfungen, um die Suche nach Tätern und um die Gewinnung der weniger Belasteten.

Das Ziel bestand darin, die Offiziere in verschiedene Gruppen aufzuspalten. Die Jungen, die zu erkennen gaben, daß sie ehrlich mit der Vergangenheit gebrochen hatten und sich offen zur neuen Ordnung bekannten, sollten für einen späteren Einsatz, besonders in Ostdeutschland, gewonnen werden, ohne daß vorrangig an eine militärische Verwendung gedacht war. Den anderen sollte es vor allem unmöglich gemacht werden, daß sie im Westen als Offiziere wiederverwendet werden konnten.¹⁰⁶ So unterschrieben im Zusammenhang mit dem Weltfriedenskongreß in Paris und im Ergebnis einer 14-tägigen Diskussion im Lager 156 Offiziere, vom Oberfähnrich bis zum Generalmajor, eine Verpflichtung, daß sie sich „mit allen Mitteln gegen jeden Versuch deutscher Wiederaufrüstung kämpfen“ wollten. Sie verpflichteten sich, „jeden Dienst in neuen militärischen Organisationen mit allen Kräften zu behindern und unmöglich zu machen. . .“¹⁰⁷ Die Verpflichtungen samt Unterschriften wurden nach Berlin geschickt – und hätten denn jederzeit veröffentlicht werden können.

¹⁰⁶ K. Wloch: „Das Ziel der Arbeit im Offizierslager war, sie in verschiedene Gruppen aufzuspalten, sie für eine eventuelle Wiederverwendung im Westen weitgehend zu kompromittieren, Kriegsverbrecher und unverbesserliche Militaristen unschädlich zu machen, die besten Elemente für unsere Anschauung zu gewinnen und darauf festzulegen.“ (Bericht, 10.9. 1949, S.12.).

¹⁰⁷ Zit. n. Wloch, Bericht, 10.9. 1949, in dem es weiter heißt: . . . , schließlich gegebenenfalls an der Seite der fortschrittlichen demokratischen Völker zu helfen, die monopolkapitalistischen Unterdrücker Deutschlands zu vernichten. Diese Verpflichtung dürfte eine starke Kompromittierung der in polnischer Kriegsgefangenschaft gewesenen ehemaligen Offiziere darstellen.“

Schließlich sollten in Sikawa diejenigen Offiziere, die während des Krieges Verbrechen begangen hatten, herausgefunden und nach dem Ort ihrer Untaten an das jeweilige Land zur Bestrafung übergeben werden. Dazu fanden im Offizierslager Einzelüberprüfungen und Vernehmungen statt, in denen eine Reihe Gefangener tatsächlich überführt wurde. Wie viele das waren, und was mit ihnen geschehen ist, haben wir in Warschau nicht erfahren. Auch Karl Wloch, der gemeinsam mit Justyna diese Gespräche führte, hat uns gegenüber nie darüber gesprochen. Nur manchmal brachte er Geschichten mit, die wir uns wie Anekdoten erzählten und von denen mir einige in Erinnerung geblieben sind. Sie waren ebenso dazu angetan, mein vorgefaßtes Bild über die Offiziere zu bestätigen wie auch meine Bewunderung für Justyna zu erhöhen, die es verstand, die Ehrbegriffe und Eitelkeiten ihrer ehemaligen Feinde für ihre politischen Ziele zu nutzen.

So beschwerte sich eines Tages ein Offizier bei Justyna über das ihm in der deutschen Wehrmacht zugefügte Unrecht. Weil er ein völlig unbedeutendes schlesisches Dorf entgegen anderslautenden Befehlen vor den anrückenden Russen hatte räumen lassen, wurde er von Feldmarschall Schörner, dem Chef der Heeresgruppe Mitte, degradiert vom General zum Obersten. Laut Heeresdienstvorschrift der Wehrmacht durften aber Generale nur vom Oberbefehlshaber des Heeres ernannt oder degradiert werden und nicht von einzelnen Truppenkommandeuren. Na, wenn schon, dachte ich, wen interessiert das. Wir leben im Jahre 1949 und nicht mehr im Krieg.

Justyna aber machte ein ernstes Gesicht und versprach, der Sache nachzugehen. Wochen später erfuhr ich, daß der Herr Oberst wieder zum General befördert wurde. Justyna hatte einen polnischen General und Vizeminister gefunden, der ihm das im Soldbuch bescheinigte. Und sie hatte sogar eine goldene Mützenkordel, wie sie Generalen zustand, aufgetrieben, die er nun stolz im Lager tragen durfte. Vor einigen Jahren hörte ich, daß der so rehabilitierte General bis an sein Lebensende in der Bundesrepublik ein aufrichtiger Freund Polens geblieben sei. Es war für ihn das Land, das ihm wieder zu Recht und Rang verholfen hatte und vermutlich auch zu einer Generalspension.

Noch kurioser erschien mir die Geschichte von dem General, der ohne seinen Degen nicht nach Hause fahren wollte. Er hatte ihn, so behauptete er wenigstens, von Marschall Shukow persönlich zurückbekommen, als er mit seiner Division kapitulierte. Bei der Einweisung in ein Warschauer Gefängnis wurde ihm der Degen abgenommen und war seitdem verschwunden. Der General sollte entlassen werden, aber er bestand auf seinem Degen. Überall wurde danach gesucht. Der Mann sollte zu Hause nicht erzählen können, daß in polnischen Gefängnissen etwas verschwindet. Schließlich wurde das Utensil im Fundus des Warschauer Theaters aufgespürt, wo es für eine Aufführung gebraucht wurde, in der ein deutscher General mitspielte. Dafür, daß sich die Geschichte tatsächlich so abspielte, kann ich mich nicht verbürgen. Justyna hat sie manchmal erzählt, und das machte sie schon glaubhaft. Aber selbst wenn sie erfunden wäre, wäre sie doch wahr.

Leitartikel

Als sich im Frühjahr 1949 kurz nacheinander auch die meisten Redakteure der „Brücke“ in glückliche Heimkehrer verwandelten und neue an ihre Stelle traten, avancierte ich zu einer Art leitenden Redakteur. (Chefredakteur war noch immer Karl Wloch, der sich bis zum Herbst 1949 ständig in Polen aufhielt.) Ich schrieb nun, beginnend mit der ersten Maiausgabe, ziemlich regelmäßig die politischen Leitartikel oder andere längere Beiträge.

Die Themen waren von den politischen Ereignissen in Deutschland vorgegeben, den Stoff entnahm ich den Ostberliner Zeitungen, die Argumentation erhielt ich von Karl Wloch. Daß da wenig Raum für eigene Gedanken blieb, störte mich nicht, war ich doch gerade bemüht, meine eigenen Gedanken und Überzeugungen immer wieder mit der Parteilinie in Übereinstimmung zu bringen. Wie ich mich im Inhalt streng an die Linie der mir zugänglichen Zeitungen hielt, so auch in der Sprache. Ich schrieb für die Zeitung so, wie ich es in der Zeitung las, das heißt, ich gab mir alle Mühe, Zeitungsdeutsch zu erlernen, das man, wie ich später merkte, schneller annimmt, als man es wieder los wird.

Bestimmte Sentenzen aus dem damaligen Sprachgebrauch wiederholten sich in jedem Beitrag. Die „friedliebenden patriotischen“ und die „vaterlandsliebenden Kräfte“, die „ehrlichen, aufrechten“ und die „nationalgesinnten Deutschen“ wurden den „Westberliner Spaltern und Kriegshetzern“ gegenübergestellt, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Die Wiederholung wurde die Mutter der Weisheit genannt. Das galt auch für die Argumente und Formulierungen. Anstatt nach neuen Worten, Bildern und Vergleichen zu suchen, bemühte ich mich, die offizielle Sprachregelung beizubehalten. Bestimmte Substantive wurden nie ohne das ihnen zugehörige Adjektiv benutzt. Der Friedensvertrag, den wir für Deutschland forderten, war immer ein „gerechter“, der Einheitswille des Volkes immer ein „entschlossener“, die Sowjetunion stets eine „friedliebende“, ihre Armee eine „ruhmreiche“, wie die Kriegstreiber immer „imperialistische“ waren. Wortkombinationen wie „Einheit und gerechter Frieden“, „Frieden und Freundschaft“, „Aufbau und Frieden“ wurden so oft wiederholt, bis sie, ähnlich dem autogenen Training, ins Unterbewußtsein drangen und nur noch paarweise abgerufen werden konnten.

Bei aller Einseitigkeit der Weltbetrachtung und einer oft naiven Gläubigkeit spricht doch aus allen diesen Beiträgen auch eine große Hoffnung auf eine friedliche Zukunft in einem einheitlichen Deutschland, das immer durch die Adjektive „friedliebend“ und „demokratisch“ gekennzeichnet war, worunter man allerdings auch damals schon in Ost und West Verschiedenes verstand. Wir träumten von einem einheitlichen Deutschland, das unseren Vorstellungen entsprach, und vertrauten fest darauf, daß die Sowjetunion den Frieden ebenso gewinnen würde, wie sie den Krieg gegen Nazideutschland entschieden hatte. Einen anderen Verlauf der Weltgeschichte konnte ich mir nicht vorstellen. Alles, was in der Weltpolitik geschah, ging in meinen Augen in diese Richtung. In der Sowjetunion wurden die Folgen des Krieges überwunden, in China siegte die Volksbefrei-

ungsarmee, in den osteuropäischen Staaten hatten sich die kommunistischen Parteien durchgesetzt, das Kolonialreich der imperialistischen Hauptmächte brach zusammen, Indien war unabhängig geworden, andere Staaten folgten, und in Polen wuchs vor unseren Augen eine neue Hauptstadt aus den Ruinen. Mit meiner Option für den Sozialismus (vom Kommunismus sprach damals niemand) war ich in meiner Vorstellung auf die Seite der Sieger übergetreten.

Wie sehr ich von der Richtigkeit, der Rechtmäßigkeit und der Unfehlbarkeit der neuen Lehren überzeugt war, spiegelte sich auch in den Briefen wider, die ich in diesen Monaten nach Hause, an die Eltern, schrieb. „Ich habe auch von hier“, hieß es in einem Brief vom 20. August 1949, „meine Stimme zum Volkskongreß und für die Einheit Deutschlands erhoben.“ Und an anderer Stelle: „Meine Leitartikel sind Stimmen für den Frieden.“ Dem Vater, der nach seiner dreijährigen Haft im NKWD-Lager Mühlberg den Sommer 49 in einer Lungenheilstätte verbrachte, wo er mit Quark und frischer Luft eine offene Tuberkulose kurieren sollte, gratulierte ich zum 50. Geburtstag „aus der Ferne, wo ich noch immer für unsere gute und gerechte Sache arbeite“. Ich war davon überzeugt, wenn ich schrieb: „Wenn es wie jetzt um den Frieden geht, kann und muß man einmal ein Opfer bringen und den einen Geburtstag getrennt verleben, um alle folgenden in Frieden zusammen feiern zu können“.

Nach der Verabschiedung eines Heimkehrertransportes in die Ostzone „hatte ich das beruhigende Gefühl, daß nun wieder Helfer am demokratischen Aufbau in die Heimat fahren“. Wenn jemand aus meiner näheren Heimat darunter war, trug ich ihm Grüße für die Eltern auf, die einige gar nicht ausrichteten und andere dahin interpretierten, daß ich längst zu Hause sein könnte, wenn ich nicht freiwillig geblieben wäre. Ich aber fühlte mich als jemand, „der tausend Kilometer von der Heimat entfernt anderen Menschen vorangeht auf dem Weg zum Frieden für alle“.

Wie ich mich in meinen Artikeln bemühte, die Leser für meine politischen Überzeugungen zu gewinnen, so versuchte ich in meinen Briefen auch die Eltern zu überzeugen. Diese Briefe wurden nicht zensiert. Niemand außer den Empfängern las sie. Es gab keinen Grund, hier politische Erklärungen abzugeben, außer dem, daß ich die Menschen, die mir am nächsten standen, für meine Ideen gewinnen wollte. Unbefangener als in den Zeitungsartikeln, aber nicht weniger engagiert, schrieb ich ihnen im August 1949: „Der wahre humanistische Mensch des 20. Jahrhunderts, das ist der Mensch der sozialistischen Gesellschaft, das sind die Männer und Frauen, die in Betrieben und Fabriken, in Gruben und auf dem Lande ihre persönliche Kraft und die größtmögliche Initiative, ihr Können und Schaffen nicht mehr als Selbstzweck ihres persönlichen Lebens, sondern als ihren Beitrag zum Aufbauplan ihres Volkes, als ihr Stück Arbeit und Mühe zur Besserung des Lebens der Gemeinschaft einsetzen. Diesen Menschen gehört die Zukunft, weil sie . . . der alten Gesellschaft moralisch haushoch überlegen sind. . .“ Zu diesen Menschen zählte ich mich im Sommer 1949, und mir schwebte ein Volk vor, „in dem jeder den Plan des Volkshaushalts und den Aufbauplan, z.B. den Zweijahresplan, als seinen eige-

nen Haushalts- und Stundenplan betrachtet. . . „Ein solches Volk“, schrieb ich, „ist in der Lage, seine geschichtliche Bestimmung gegenüber der eigenen Nation und gegenüber der Kultur der Menschheit zu übernehmen“. Ich wußte offenbar schon während des Schreibens, daß weder Mutter noch Vater diese Visionen eines goldenen Zeitalters teilten, denn ich schrieb: „Immerhin kann man auch einmal die Gedanken eines anderen, und wenn es gleich der eigene Junge ist, zuerst prüfen, ehe man sie verwirft.“

Ich bin nicht stolz auf diese Briefe. Aber ich will sie auch nicht unterschlagen, denn sie widerspiegeln ziemlich genau mein damaliges politisches Sendungsbewußtsein und den wilden Eifer, mit dem ich es jederzeit und überall vertrat. Nie zuvor und auch niemals danach befand ich mich in so vollkommener Übereinstimmung mit der offiziellen Politik, nie glaubte ich so bedingungslos an die Unfehlbarkeit der Idee, der ich diente, und nie mehr war ich ihr so kritiklos ergeben wie in dieser Zeit.

Abschied und Ankunft

Anfang Dezember 1949 hatte sich der Ministerpräsident der eben erst gebildeten DDR-Regierung, Otto Grotewohl,¹⁰⁸ an den Chef der polnischen Militärverwaltung in Berlin, General Prawin,¹⁰⁹ mit der Bitte um beschleunigte Entlassung und Heimführung der noch in Polen befindlichen deutschen Kriegsgefangenen gewandt. Am 7. Dezember hatte der damalige Außenminister der DDR, Georg Dertinger (CDU),¹¹⁰ vor der Volkskammer eine Erklärung abge-

¹⁰⁸ Otto Grotewohl, 11. 3. 1894–21. 9. 1964, SPD/SED-Politiker, 1949–1960 DDR-Ministerpräsident; ausführlicher: Wer war Wer, a. a. O., S. 249.

¹⁰⁹ Jakub Prawin (1901–1957); von 1920 bis 1928 in Wien, dort Universitätsstudium und Promotion in Wirtschaftswissenschaften, studierte danach noch Anthropologie, Paläontologie und Biologie; Mitglied des Kommunistischen Jugend-Verbandes und des Schutzbundes, Teilnahme an den Wiener Straßenkämpfen 1927; 1928 Rückkehr nach Polen und leitet der Mitarbeiter verschiedener Versicherungsgesellschaften; seit 1931 Mitglied der KPP, zwischen 1933 und 1937 mehrfach ohne Gerichtsurteil in Haft (Bereza Kartuska u. a.); nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 Flucht in das sowjetisch besetzte Lemberg, seit 1941 Redakteur im Staatlichen Verlag für Nationale Minderheiten der UdSSR und Mitglied der Kommunistischen Partei (Bolschewiki); seit Juni 1941 in der Roten Armee, Major und Instrukteur; von August 1943 bis September 1944 stv. Divisionskommandeur für politische Erziehung in der auf sowjetischem Boden gegründeten polnischen Kościusko-Armee; nach Verletzung (Schlacht bei Lenino) seit Dezember 1944 im polnischen Staatsdienst; seit März 1945 Bevollmächtigter der Provisorischen Regierung für den Masurischen Kreis, seit 23. Mai 1945 erster Wojewode von Allenstein; nach der Entlassung im November 1945 im Rang eines Brigadegenerals Aufbau der Polnischen Militärmission beim Alliierten Kontrollrat in Berlin; ab Juli 1950 Vizepäsident der Polnischen Nationalbank; 1957 bei Badeunfall tödlich verunglückt; siehe: Polski Słownik Biograficzny (Polnisches Biographisches Wörterbuch), T. BXXVIII/2, Z. 117; Wrocław u. a. 1985, S. 362 f.

¹¹⁰ Georg Dertinger, 25. 12. 1902–21. 1. 1968; DNVP-Mitglied, Stahlhelm-Mitarbeiter; ab 1934 Mitarbeiter der Korrespondenz „Dienst aus Deutschland“; CDU-Politiker;

geben, in der er der polnischen Regierung für ihr Entgegenkommen dankte. Er wertete „die freundschaftliche Art, in der die polnische Regierung unserem Wunsch auf beschleunigte Entlassung der letzten Gruppen der noch in Polen befindlichen deutschen Kriegsgefangenen entsprochen hat, als eine besonders glückliche und ermutigende Bestätigung der Freundschaft von Volk zu Volk.“¹¹¹

Die Regierung Grotewohl war zu diesem Zeitpunkt noch keine zwei Monate im Amt. Der Notenwechsel über die Kriegsgefangenen in Polen gehörte zu ihren ersten Handlungen. Sie tat im Dezember 1949 dasselbe, was Konrad Adenauer später für die Kriegsgefangenen in der Sowjetunion unternahm. In beiden Fällen war die propagandistische Wirkung das Wichtigste. Im Falle der deutschen Kriegsgefangenen in Polen war die Repatriierung zur Zeit des Notenwechsels praktisch abgeschlossen.

Der letzte Heimkehrer-Transport aus Warschau sollte Mitte Dezember fahren. Damit war auch das Datum für meine Abreise festgelegt. Sie fiel auf einen Montag. In den letzten Monaten war die Zahl der Kriegsgefangenen in und um Warschau immer mehr zusammengeschumpft. Geblieben waren einige „Spezialisten“, das waren Handwerker und Techniker, die schwer zu ersetzen waren, und eine Handvoll Aktivisten, die sich verpflichtet hatten, bis zum letzten Transport zu bleiben. Ein Lager nach dem anderen wurde geschlossen, selbst das Zentrallager in der ehemaligen Gęsia. Ich war in ein kleines Lager umgezogen, das neben der Pferderennbahn im Stadtteil Służewiec lag.¹¹² Hier sammelten sich die letzten Kriegsgefangenen, die aus Gefängnissen oder von kleinen Außenkommandos kamen und von hier aus die Heimreise antreten sollten. Posten gab es kaum noch. Jeder kannte seinen Weg zur Arbeitsstelle und wußte, daß er in den nächsten Wochen ohnehin nach Hause fahren würde.

Ich war am Wochenende noch einmal durch die Stadt gegangen, die mir in den fünfzehn Monaten, die ich hier lebte, vertraut geworden war. Sie hatte mich angenommen; ich hatte hier Freunde gefunden, Gleichgesinnte. Ich hatte mir die Stadt auf meinen Wegen erlaufen und kannte, zumindest im Zentrum, jede Ecke. Auch jetzt, wo sie im trüben Herbstlicht grau und traurig aussah, wo nur wenig von dem Charme zu ahnen war, den sie an einem sonnigen Frühlingstag ausstrahlte, war sie mir lieb. Noch einmal ging ich durch die sonntägli-

1949–1953 Minister für Auswärtige Angelegenheiten; 15.1. 1953 verhaftet, Juni 1954 vom Obersten Gericht wegen „Verschwörung“ und „Spionage“ zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, Haft in Bautzen; Mai 1964 begnadigt, danach u. a. Lektor für die katholische Kirche in der DDR, siehe: Wer war Wer, S. 131 f.

¹¹¹ In einem Antwortschreiben vom 5. Dezember 1949 an Grotewohl und Dertinger sagte der Chef der Polnischen Militärmission, General Jakub Prawin, eine Beschleunigung der letzten Gefangenentransporte zu, „so daß sie sich möglichst noch im laufenden Jahr unter dem Schutz der Deutschen Demokratischen Republik befinden können“, in: Beziehungen DDR–Volkspolen. Dokumente 1949–1955, Berlin (Ost) 1986, S. 71.

¹¹² Hierzu Böss, S. 47 u. a.

che Nowy Świat bis zum Platz Trzy Krzyży, den richtig auszusprechen fast einer Sprachprüfung gleichkommt, dann weiter zur Kopernikusstraße,¹¹³ wo die kleinen Läden und Werkstätten der jüdischen Händler und Handwerker lagen und die einzige koschere Fleischerei. Hier wohnten auch Justyna und Edda, die ich manchmal besuchte. Nach den Jahren bei der Flak, beim Militär und im Gefangenenerlager in Oberschlesien war ich hier – so seltsam das klingt – zum erstenmal wieder ein freier Mensch gewesen. In dieser Stadt hatte ich einen Teil meiner Jugend verlebt, und alle Gefühle dieses Jungseins verbinden sich für mich mit Warschau, so, wie es in einem polnischen Schlager in jener Zeit hieß „Warszawa ty moja kochana“ (Warschau, Du meine Geliebte).

Den Tag meiner Heimkehr, von dem ich im Grubenlager so oft geträumt hatte, sehnte ich nicht mehr herbei, eher fürchtete ich mich vor ihm und vor allem, was mich da erwarten würde. Ich hatte mir wie alle vom Lagertischler einen kleinen Holzkoffer anfertigen lassen, in den ich Wodka und Zigaretten packte und Kaffee für meine Mutter. Sonst hatte ich nichts einzupacken. Auch das würde nun zu Ende sein, daß ich sorglos in den Tag hinein lebte. Seit wir genügend zu essen und sogar zu rauchen und zu trinken hatten, gab es nichts, was ich brauchte, und ich sah keinen Grund, etwas anzuschaffen oder aufzuheben. Materielle Dinge hatten ganz und gar ihren Wert verloren. Wozu brauchte der Mensch drei Hemden, wenn er doch nur eins anziehen konnte? Wozu sollte man Złoty aufheben, wenn man demnächst nach Hause fahren würde? Jeder Besitz erschien mir als Zeichen von Kleinbürgertum, schon das Streben danach war mir verdächtig. Und ich verließ Warschau nicht „mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen“, wie es „Die Brücke“ von früheren Heimkehrern berichtet hatte, eher wie einer, der Abschied nimmt.

Auf dem Danziger Bahnhof,¹¹⁴ wo die Waggonen bereitstanden, die uns mit dem Nachtzug nach Gleiwitz bringen sollten, bekam ich von einem polnischen Offizier die Liste der Heimkehrer, die sich nun auf die mit frisch bezogenen Betten ausgestatteten Wagen verteilten und das alte Abschiedslied anstimmten: „Muß i denn, muß i denn. . .“ Ich kletterte auf mein Bett und tat so, als ob ich schlief. Doch ich konnte nicht einschlafen nach diesem Tag. Wie am ersten Abend in der Gefangenschaft auf dem Hof der Zuckerfabrik in Melnik, wie in der ersten Nacht im Grubenlager und am ersten Tag in Warschau fühlte ich, daß ich wieder einmal an einem neuen Anfang stand und alles im Ungewissen lag.

Der Aufenthalt im Gleiwitzer Entlassungslager,¹¹⁵ das nun auch von den dortigen Obleuten symbolisch abgeschlossen wurde, war kurz. Der Tag verging

¹¹³ Ul. Kopernika.

¹¹⁴ Dworzec Gdański.

¹¹⁵ Gleiwitz war „die zentrale Entlassungs- und Sammelstelle für die Kriegsgefangenen-transporte aus polnischem Gewahrsam, wo noch einmal eine eingehende Überprüfung der zu Entlassenden stattfand. . . . Die Vorstufe bei der Entlassung bildeten aber die Sammelager für jeweils einen größeren Lagerbezirk. So z. B. war Warschau für sämtliche in Polen befindliche Kriegsgefangene, die nicht in den Kohlegruben beschäftigt wa-

mit Meetings und Ansprachen und letzten Einkäufen in der Kantine. Unser Sonderzug war in Berlin schon avisiert. Justyna war da und einige höhere Offiziere, Vertreter der Wojewodschaft und des Parteikomitees, denen sie mich als „nasz młody komunista“¹¹⁶ vorstellte. Es war das erstmal, daß mich jemand so nannte. Und da es Justyna war, empfand ich es wie einen Orden.

Es war Mitternacht, als wir über die Oder fuhren. Erst als der Zug auf dem Bahnhof in Frankfurt anhielt, merkten wir, daß wir auf deutschem Boden waren. Waren wir auch zu Hause? Reporter des Berliner Rundfunks und mehrerer Ostberliner Zeitungen stürmten in die Waggons und ließen uns keine Zeit, darüber nachzudenken. Wir nahmen ihr Erscheinen zum Anlaß, das erste „Weißköpfchen“ (so nannten wir die Wodkaflaschen wegen ihrer weißen Kappen) in der Heimat zu öffnen. Harri, der mit mir in der Redaktion der „Brücke“ zusammengearbeitet hatte und bereits entlassen worden war, stand plötzlich als Vertreter des „Neuen Deutschland“ vor mir. Wir waren offiziell der letzte Transport deutscher Kriegsgefangener aus Polen,¹¹⁷ und er schrieb darüber einen fast ganzseitigen Artikel.¹¹⁸

Am Morgen kamen wir in Wolfen bei Bitterfeld an. Die Stadt lag noch im Dunkel. Es war inzwischen Mittwoch. Hier mußten wir einige Tage in einem Quarantänelager verbringen, bevor alle in ihre Heimatorte weiterreisen konnten. Das Lager war mit einem eher symbolischen Zaun umgeben, vor dem sich am Tag immer eine Anzahl Frauen versammelten, die auf ihre Männer warteten. Von ihnen erfuhren die Heimkehrer, wie es im Lande aussah, das die mei-

ren, das Sammelager.“ (Böss, S.104 und S.106.) Die Heimkehrer berichteten über die politischen Kriterien für die Zusammenstellung der Listen, wobei sich gerade die Heimkehr von Gefangenen in die SBZ/DDR gegenüber den Entlassungen in die drei Westzonen/Bundesrepublik verzögerte, hierzu Böss, S. 104 ff.

¹¹⁶ Dtsch.: unser junger Kommunist.

¹¹⁷ Hierzu Böss: „Die beiden letzten offiziellen Transporte deutscher Kriegsgefangener aus Polen erfolgten am 7. und 15. Dezember 1949; der erstere ging in die Westzonen, der zweite in die Ostzone, mit dem auch die ‚Selbstverwaltung der deutschen Kriegsgefangenen‘ Polen verließ. Die regulären Entlassungen aus polnischer Kriegsgefangenschaft waren im April 1950 beendet. . . . Zurückgeblieben sind jene Kriegsgefangenen, die in der Zwischenzeit aus politischen Gründen verurteilt worden waren und ihre Strafen in einem polnischen Gefängnis oder Zuchthaus zu verbüßen hatten. Ihre Zahl ist nicht eindeutig zu ermitteln. Diese Gefangenengruppe wurde später nach Strafverbüßung oder Amnestierung meist mit Umsiedlertransporten repatriert.“ (S.109). Wloch berichtet, daß der letzte offizielle Transport am 21.12. 1949 in Frankfurt/Oder eintraf (Brief „An das Sekretariat des Polbüros“ vom 5. 1. 1950, Kopie im Privatarchiv M. G.), während Gebhardt von der Begegnung mit dem Zug einer hochrangigen Delegation in Frankfurt/Oder berichtet, die zu den Feierlichkeiten zum 70. Geburtstag Stalins (21.12.) nach Moskau unterwegs war, also vor dem 21.12. von Berlin abgereist sein muß. HC (Harri Czepuck) berichtete in einer kurzen ADN-Meldung, daß am 16.12. ein Heimkehrerzug aus polnischer Kriegsgefangenschaft in Frankfurt/Oder eintraf (ND, 17.12. 1949, S.2), während er in seinem ausführlichen Bericht vom 23.12. (Freitag) schreibt, „am Mittwoch“, demnach am 21.12., sei „der letzte Kriegefangene aus Polen zurückgekehrt“.

¹¹⁸ Harri Czepuck, Wir wurden Freunde des neuen Polen, in: Neues Deutschland, 23.12. 1949, S.4.

sten noch immer die Zone nannten, obwohl es doch seit einigen Monaten Deutsche Demokratische Republik hieß, ein Name, der bisher nur von wenigen zur Kenntnis genommen wurde.

Auf dem Bahnhof waren wir einem geschmückten Zug begegnet, in dem eine hochrangige Delegation nach Moskau fuhr, zum siebzigsten Geburtstag des großen Führers des Weltproletariats, Josef Wissarionowitsch Stalin. Doch das erfuhren wir erst am nächsten Tag aus der Zeitung. Die Männer langweilten sich im Lager, schwatzten ein bißchen mit den Frauen am Zaun und warteten auf ihre Entlassungspapiere. Abends fanden immer Versammlungen statt, in denen jeweils ein Vertreter einer der fünf Parteien in der DDR vor den Heimkehrern über seine Sicht auf die Entwicklung im Osten sprach. Die Diskussionen waren für die Referenten unerwartet lebhaft, was wir auf der Habenseite unserer politischen Arbeit in den Lagern verbuchten.

Endlich war auch diese Zeit vorüber. Am letzten Abend feierte ich im Kreise der ehemaligen Obleute, die alle in ihren Lagern ausgeharrt hatten, so feuchtfröhlich Abschied, daß mir der Kopf noch schmerzte, als ich am nächsten Morgen in den Zug nach Halle stieg. Hier mußte ich umsteigen, und es war schon früher Nachmittag, als ich in Eisleben ankam.

Ich ging vom Bahnhof zur Lindenstraße, die bei meiner Abreise noch Hermann-Göring-Straße geheißen hatte und von der früher die Busse nach meinem Dorf abgefahren waren. Sie fuhren noch immer von hier, doch nicht mehr so oft. Ich setzte mich in die Gaststätte und wartete. Wer hätte mich auch abholen sollen? Ich hatte im Wolfener Lager zwar die Zeit gefunden, einen Artikel für das „Neue Deutschland“ zu schreiben, in dem ich die Tatsache der Entlassung der letzten Kriegsgefangenen aus Polen als eine politische Tat für den Frieden und die Freundschaft unserer beiden Völker würdigte,¹¹⁹ doch ich hatte nicht daran gedacht, meine Eltern durch eine Postkarte auf meine Rückkehr vorzubereiten. Jetzt endlich erinnerte ich mich daran. Ich rief bei der Postfrau im Dorf an und sagte ihr, daß ich mit dem nächsten Bus ankommen würde.

Meine Eltern hatten in der Zeitung gelesen, daß der letzte Transport aus Polen angekommen sei. Und da sie von mir keine Nachricht erhalten hatten, glaubten sie nicht mehr, daß ich dabei sei. Mein Vater warf den Weihnachtsbaum, den sie schon aufgestellt hatten, in die hinterste Ecke des Hofes. Allein wollten sie nicht unterm Baum sitzen. Es wurde schon dunkel, als die Postfrau über die Brücke kam und schon von weitem rief: „Robert, Lieschen – Manfred kimmst heute.“ Da war ich schon im Nachbardorf, denn bis zu unserem Dorf fuhr an diesem Tage kein Bus mehr. Es war der Tag vor Weihnachten.

Ich nahm meinen Koffer und ging los. Aber nichts war so wie in meinen Träumen und in meinem Gedicht von der Heimkehr. Es läuteten keine Glocken, die Abendsonne war längst untergegangen, wenn sie an diesem Dezem-

¹¹⁹ „Unsere Erfahrungen sind von großer Bedeutung“. Bemerkungen eines der letzten Heimkehrer aus Polen, in: Neues Deutschland, 24. 12. 1949.

bertag überhaupt geschienen hatte. Es war kalt, die Straße war naß, und ich begegnete keinem Menschen. Das Hoftor war verschlossen, früher hatten wir es nie abgeschlossen. Ich klingelte und ein Mann mit dichtem weißem Haar öffnete mir. Es war mein Vater. Drinnen saß meine Mutter, unfähig aufzustehen. Es müssen Minuten vergangen sein, bis einer von uns ein Wort sprach und ich endlich zu Hause war.

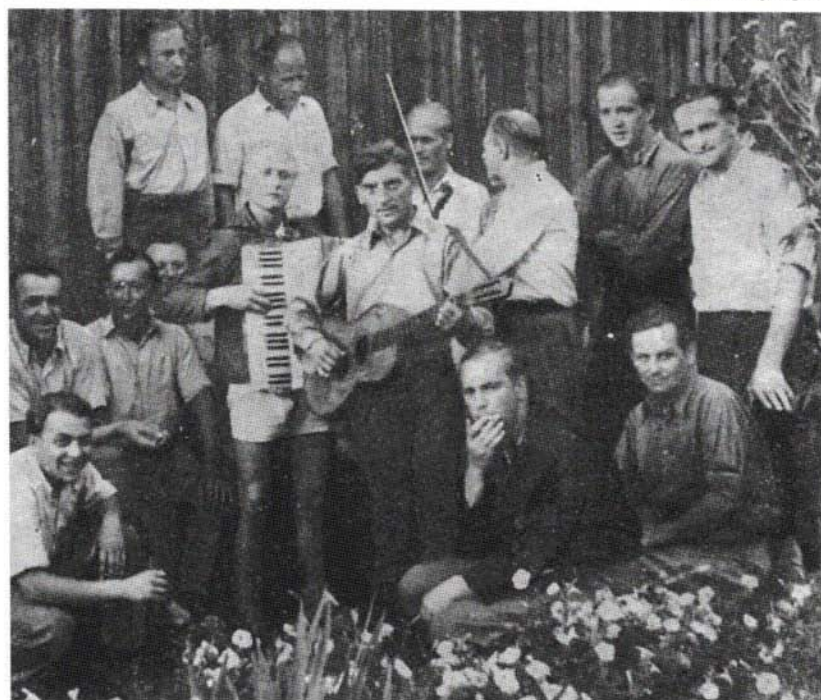


Titelbild einer Propagandaschrift der Gruppe Gebhardt für deutsche Kriegsgefangene in Polen



Kriegsgefangene auf dem Weg zum Bergwerk

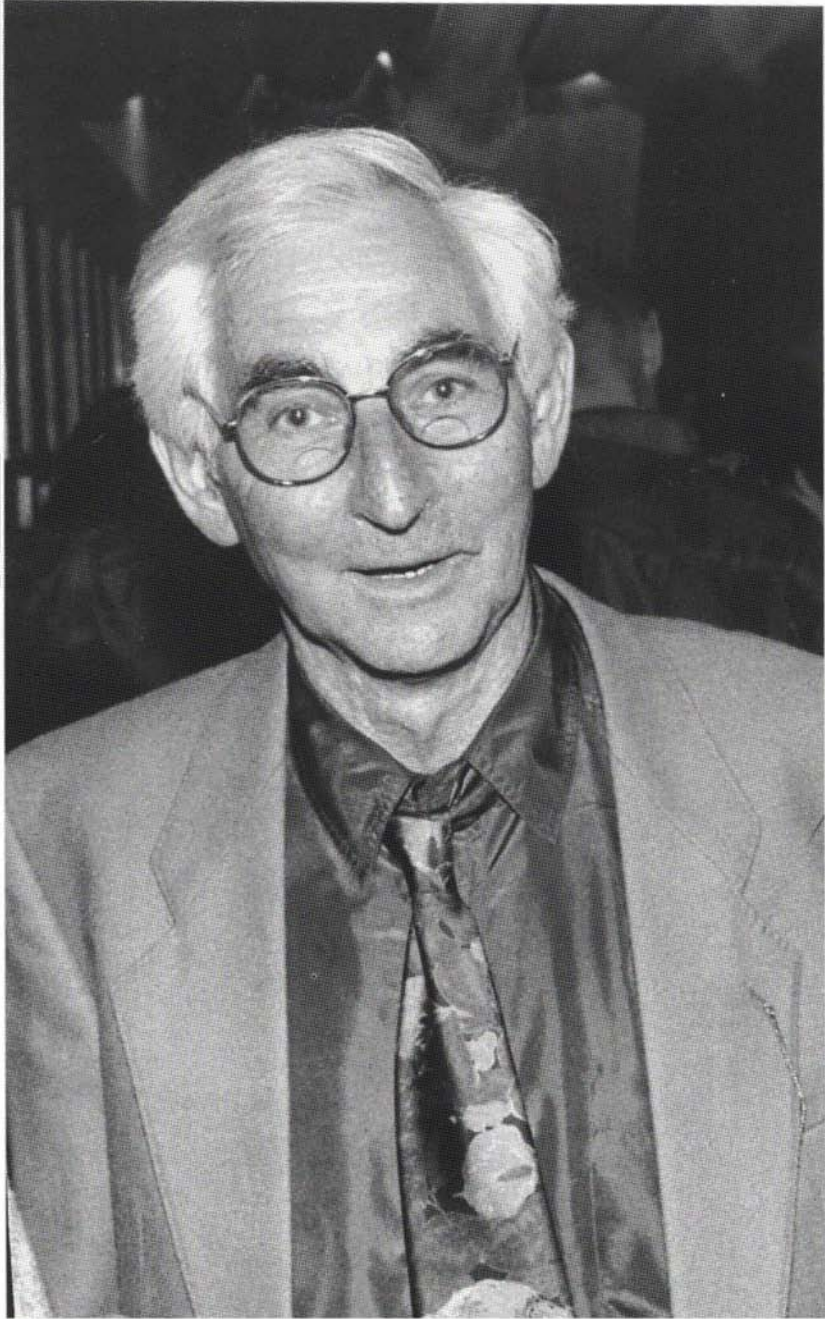
Freizeitvergnügen



Beide Abbildungen aus der Kriegsgefangenenzeitung „Die Brücke“, Nr. 25, August 1994



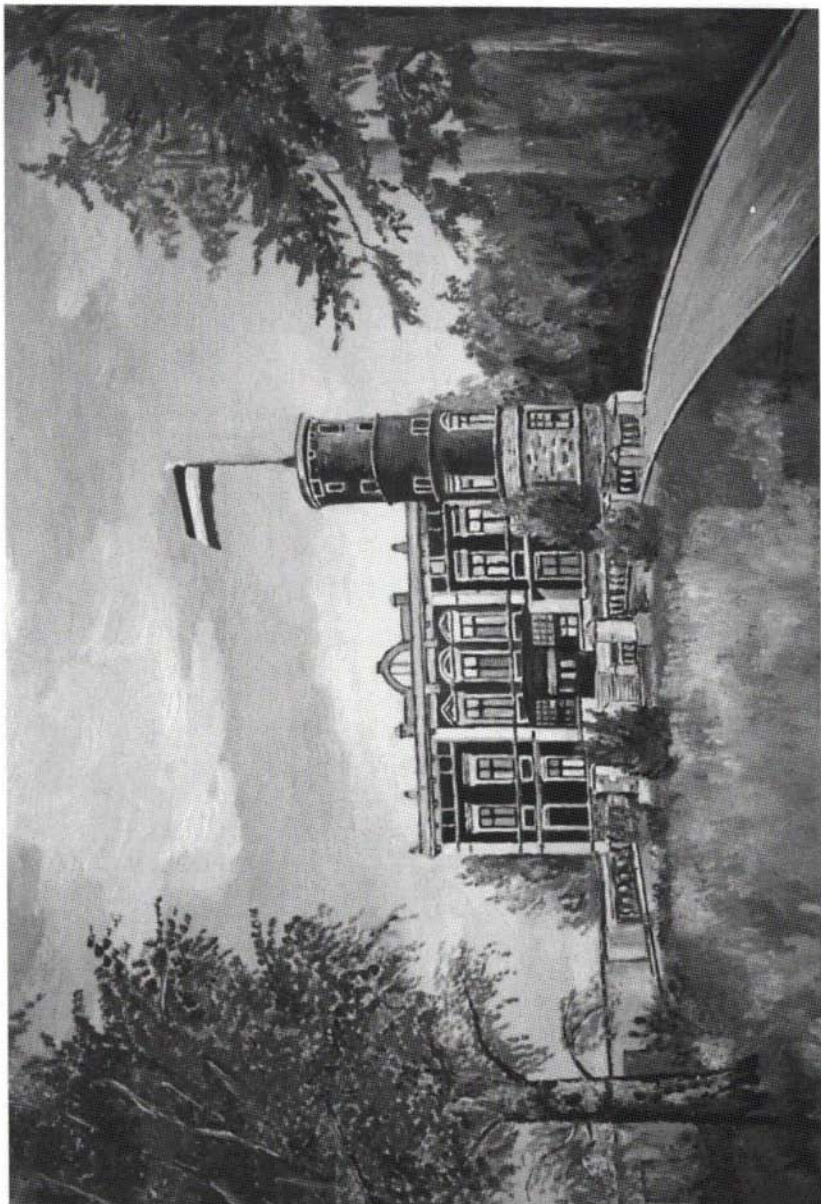
*Im Kriegsgefangenenlager
in Warschau kurz vor der
Entlassung*



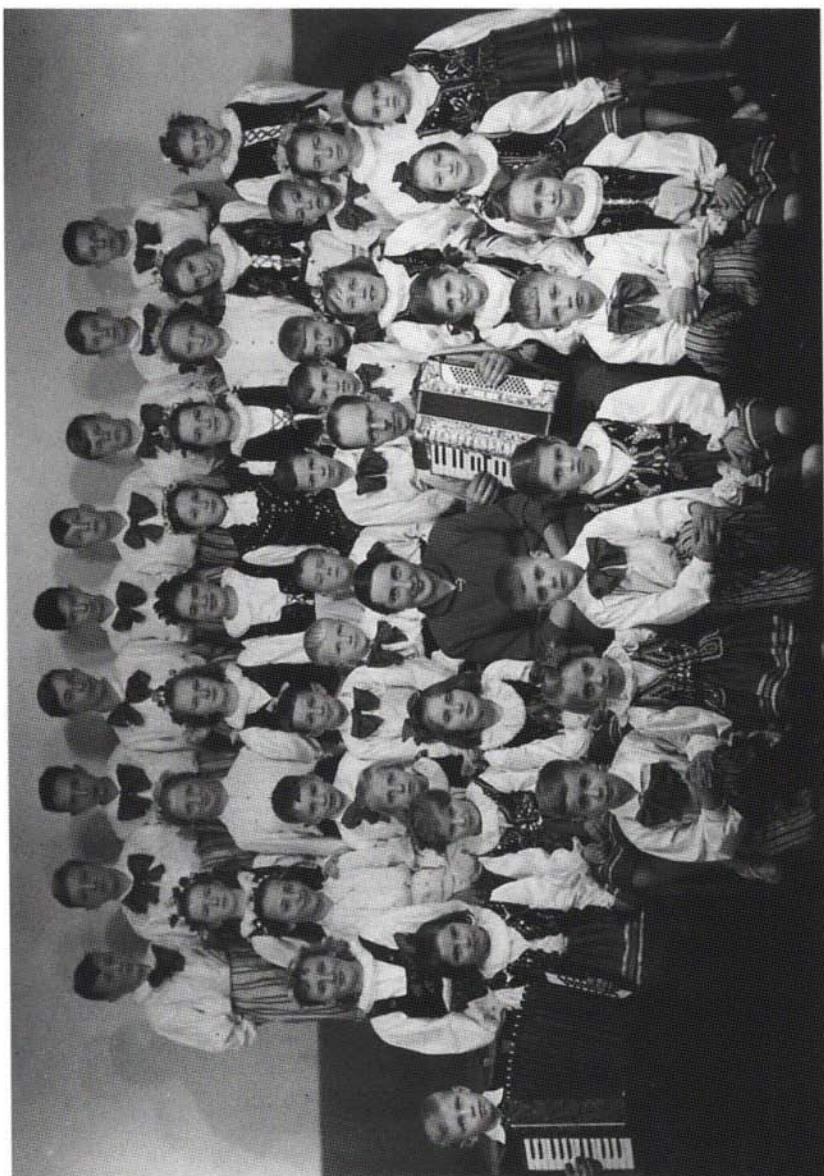
Manfred Gebhardt (Mitte der 90er Jahre)



Joachim Küttner als polnischer Forstrat (April 1958)



Haus Fabianow, Sitz der Familie Küttner bis 1945 (Ölgemälde)



Joachim Küttner als Akkordeonspieler in einer polnischen Tanzgruppe (1956)



Joachim Küttner (Mitte der 80er Jahre)

2

Joachim Küttner Das zweite Ich

Vorwort

Dieser Bericht wurde auf Wunsch meiner Verwandten und ostdeutschen Heimatbekannten erstellt.

Viele Jahre sind seit der Zeit, die diese Niederschrift umfaßt, dahingegangen. Aus verständlichen Gründen hatte ich mich bisher nicht dazu entschließen können, all das damals Erlebte zu Papier zu bringen. „Mei Rua wollt'i han.“ Dennoch haben sich diese Geschehnisse so fest und ungetrübt in meiner Erinnerung verankert, daß ich sie heute noch chronologisch genau wie aus einem Buch ablesen kann. Da es mir gelang, in langen, verschwiegenen Vorbereitungen meiner Flucht auf diversen heimlichen Wegen viele wichtige Personaldokumente, zwei Fotoalben und eine größere Zahl wertvoller Jagdtrophäen in den Westen zu schleusen, dienen auch diese Requisiten als sichere Erinnerungsstützen.

Wenn dem geneigten Leser die Schilderungen etwas unwirklich erscheinen sollten, so möchte ich für einen solchen Fall hiermit die feste Versicherung zum Ausdruck bringen, daß diesem Bericht nur die reinen Tatsachen zugrunde liegen und nichts zwecks etwa beabsichtigter Dramatisierung der Vorgänge hinzugedichtet wurde. Ich will mir doch meine Erinnerungen nicht durch Übertreibungen oder Fälschungen verwässern!

„Wenn Du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.“

Dieses Versehens aus einem sehr trostreichen Gedicht, das mir eine Schwester im Lazarett (1943) schenkte, war ich seither immer eingedenk. Die Gültigkeit dieses Sinnspruches hat sich in meinem Dasein mehrfach sehr hilfreich als richtig erwiesen.

Im Oktober 1983

Joachim Küttner

Flucht ohne Richtung

Nach halbjährigem Verweilen in Kriegslazaretten (Lungenverletzung) war ich im November 1943 als „wu“ (wehruntauglich) aus der Deutschen Wehrmacht entlassen worden. Nun konnte ich mich wieder voll der Bewirtschaftung meines Landwirtschaftsbetriebes (Rittergut Fabianów, Kr. Jarotschin, Provinz Posen,¹

¹ Seit Februar 1940 „Reichsgau Wartheland“, der aus den Regierungsbezirken Posen, Hohensalza und Litzmannstadt (Lodsch) bestand; hierzu Rogall, Die Deutschen im Posener Land, a. a. O., S. 162; Bohmann, a. a. O., S. 110 und S. 114.

mit Brennerei u. Ziegelei) widmen, den ich von meinem Vater Paul K. seit dem 1.7.41 gepachtet hatte. Während meiner Abwesenheit hatte meine Ehefrau Gisela, geb. Geisler, mit Fleiß und Umsicht den Betrieb geleitet.

Wie drohend und gefährvoll das Kriegsgeschehen auch für uns im „Warthegau“, die wir bis dahin noch recht ungestört von Feindeinwirkung gelebt hatten, werden sollte, wurde mir plötzlich bewußt, als ich im Juli 1944 eines Morgens das große Gutshaus betrat, darin meine Eltern wohnten und woselbst ich mein Büro hatte. (Meine kleine Familie wohnte außerhalb im Ziegeleihaus). Dort trat mir meine Mutter entgegen, umarmte mich und sagte: „Junge, Du mußt mir ein Versprechen geben.“ – „Gewiß, Muttchen, gern, aber was soll's denn sein?“ – „Jochen, Du mußt mir versprechen, daß Du mich erschießt, wenn uns die Russen überfallen. Du bist ein sicherer Schütze, Es beruhigt mich zu wissen, daß ich dann gleich tot bin und mich nicht zu quälen brauche“. Ich war konsterniert! In der festen Hoffnung, daß diese Alternative niemals an mich herantreten würde, gab ich meiner Mutter das gewünschte Versprechen, um sie zu beruhigen. Später hat mich diese Zusage angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Kriegslage seelisch sehr belastet.

Als ich am 10. Januar 1945 spätabends von einer Treibjagd heimkehrte (Jagen war wegen Wildbeschaffung Pflicht), erfuhr ich, daß meine Frau – ohne sich mit mir abgesprochen zu haben – mit unseren beiden Söhnen Hans-Joachim (4 Jahre) und Heinz (2 Jahre) zu ihren Eltern nach Gut Chorzemin/Weitwiesen, Kr. Wollstein² (140 km weiter westlich), abgefahren war. Das war für mich sehr unerfreulich! Hätte ich ihr doch bei vorheriger Absprache viele Dokumente und kleine Wertsachen mitgeben können. Für mich war vorzeitiges Verlassen meines Postens als Betriebsleiter nicht zulässig; darauf stand Todesstrafe, da ich sieben Ämter hatte.³

Am 20. Januar 1945 (Sonabend) wurde per Radio von Gauleiter Greiser für den Warthegau die Auflassung zum allgemeinen Treck gegeben.⁴ Ich hatte 4

² Poln. Wolsztyn; bis 1939 Kreisstadt in der Wojewodschaft Posen unweit der polnisch-deutschen Grenze an der Trasse Posen-Grünberg.

³ Hierzu aus dem Bericht des Generals a.D. Walter Petzel aus Posen (Original, 15. Juni 1949): „... Schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß die Front einmal bis in den Warthegau zurückverlegt werden könnte, war Landesverrat. ... Am 12. Januar war der Staatssekretär Naumann vom Reichspropagandaministerium in Posen und hielt vor einer tausendköpfigen Zuhörerschaft eine Ansprache, in der er die Lage in den rosigen Farben schilderte und den nahe bevorstehenden Endsieg prophezeite. Greiser betonte in seinem Schlußwort, daß kein Fußbreit Boden des Warthegaues preisgegeben würde. ...“; in: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I/1, S. 345–347, hier S. 345.

⁴ Siehe ebenda: „In den am weitesten westlich gelegenen Gebieten der ehemaligen Provinz Posen, die an Pommern, Brandenburg und Schlesien angrenzten, waren die Aussichten für eine erfolgreiche Flucht hinsichtlich der Zeit und der Entfernungen am günstigsten. Am 20. Januar lag die Räumungserlaubnis vor, und die Bahnverbindungen Wollstein-Guben, Bentschen-Frankfurt, Birnbaum-Schwerin-Soldin und Filehne-Landsberg-Küstrin stellten ein intaktes Eisenbahnnetz dar. Ein großer Teil der städtischen Bevölkerung konnte auf diesem Wege rechtzeitig in das innere Reichsgebiet und nach Pommern gelangen. Die Mehrzahl aber begab sich auf den Treck mit Pferden und Fuhrwerken.“ (S. 29 E).

Kastenwagen – mit Planen überspannt – herrichten lassen, 2 für meine Eltern (denen sich Frau Kirschstein/Skrzypno⁵ angeschlossen hatte), 2 für meine dringendsten Habseligkeiten, Waffen und Proviant. Ich selbst fuhr im kleinen Einspanner (der „kleine blaue Wagen“) hinter unserer Kolonne her. Gegen Mittag rollten wir ohne festes Ziel gen Westen ab. Da die Straße schon stark von Treckfahrzeugen belegt war, kamen wir nur 14 km weit bis zum Gut Orla (Fam. Heising) vor Koschmin.⁶ Frau Heising war schon mit ihren 3 Kindern abgefahren; das Gutshaus stand offen. So blieben wir dort zur Nacht. Der mir dort bekannte polnische Kutschersohn begrüßte mich mit den Worten: „Oh Herr, es wird eine große Not geben“.

Der nächste Tag führte uns weiter bis zur Stadt Borek.⁷ Durch die Überfüllung der Straßen, Eis und Schnee kamen wir nur schrittweise voran. Auf dem Wege dorthin trafen wir an der Straße durch seine Güter Ludwig Christian Graf Stolberg/Radenz. Er war ganz verzweifelt, rüstete auch zum Aufbruch. Der Arme fiel im April 45 noch im Kampf gegen die Invasoren. In Borek sah es schon trostlos aus. Die Häuser waren verlassen und zum Teil ausgeplündert, Haustüren offen, Scheiben eingeschlagen. Wir nahmen Quartier in einem Gutshaus am Stadtrand, das von überhastetem Aufbruch seiner Bewohner zeugte. Es sah grauenhaft aus!

Auf der Weiterfahrt am Montag früh beschlossen wir wegen der Überfüllung der Hauptstraßen, uns auf Nebenwegen durchzuschlagen. Doch auch das wurde durch die schlechten Wegeverhältnisse, Eis und Schnee eine Strapaze für die Pferde. So quartierten wir uns am Nachmittag in einem verlassenen, aber noch nicht ausgeplünderten Bauernhof ein in der vagen Hoffnung auf Besserung der Wegeverhältnisse und weniger drangvolle Fülle auf den Straßen. Wir waren ja in den drei Tagen erst ca. 35 km von Hause weggekommen. Doch am nächsten Morgen (Dienstag) hörten wir schon Kanonendonner in westlicher Richtung vor uns. Mein Vater äußerte die Besorgnis, daß wir beim Weiterfahren in der von uns eingeschlagenen Richtung mitten in eine Gefechtszone geraten könnten.⁸

Resignation befiel uns angesichts der bedrängten Lage. In apathischer Ratlosigkeit verbrachten wir diesen und auch den nächsten Tag in unserem Bauernhofquartier, wo wir noch unbehelligt waren. Es war jetzt alles so trostlos und hoffnungslos geworden. Eine vorbereitete Unterkunft oder auch nur ein festes Ziel in Mittel- oder Westdeutschland hatten wir mangels dortiger Verwandtschaften nicht. Wir hatten eine Fahrt ins Ungewisse angetreten.

⁵ Vermutlich Skrzypna, Ortschaft ca. 8 km nordwestlich Pleschen (Pleszew) zwischen Pleschen und Jarotschin.

⁶ Poln. Koźmin; Gut Fabianów und Gut Orla liegen an der Straße von Pleschen nach Koschmin.

⁷ Poln. Borek Wielkopolski, Ortschaft ca. 17 km nordwestlich von Koschmin.

⁸ Zu der Überrollung vieler Flüchtlingstrecks im „Warthegau“ infolge der Schnelligkeit des russischem Vormarsches siehe: Dokumentation der Vertreibung, Bd.I/1, S.18 E.

Während unsere vier polnischen Knechte brav und friedlich bei ihren Pferden saßen, reifte in uns vier deutschen Flüchtigen langsam die Erkenntnis, daß nun alles „aus“ sei und daß es das Ratsamste sei, aus dem Leben zu scheiden. Mit innerer Beklemmung wurde ich mir meines Versprechens bewußt, das ich meiner Mutter im Juli 44 gegeben hatte. Daraus ergab sich das schweigende Einvernehmen zwischen uns, daß ich meine Eltern und Frau Kirschstein und sodann mich selbst erschießen sollte. Heimlich ging ich mit einer einläufigen Hahn-Schrotflinte zu meinem kleinen Einspannerwagen, spannte den Hahn, legte den Abzugsbügel über die Spitze des Leinenhalters, nahm die Mündung der Flinte in den Mund und riß den Kopf zurück. Der Abzug schlug ab. Diesen Vorgang wiederholte ich ein paarmal, um sicher zu sein, daß „nacher alles klappte“.

Am Mittwoch, dem 24. Januar, schlug mir meine Mutter vor, daß wir beide noch einmal gemeinsam in den nahen Wald gehen sollten, um Abschied vom Leben zu nehmen. Um mir zu beweisen, wie nahe sie stets meiner Naturliebe und Jagdpassion gestanden hatte, kraxelte sie mit mir im Wald eine Hochsitzleiter empor, um Rehe zu beobachten. Mit hereinbrechender Dämmerung nahmen wir still Abschied von der Natur und strebten standhaft, zu allem entschlossen, unserem Quartier zu. Beim Heraustreten aus dem verschneiten Wald ging gerade die Sonne mit riesiger blutroter Scheibe vor uns unter. Ich trank diesen Anblick förmlich in mich hinein in dem beklemmenden Gedanken: „Nun siehst Du die Sonne zum letzten Mal!“ Sie versank. Bei geschlossenen Lidern hatte ich noch die rote Scheibe im Auge. Aus – vorbei für immer!

Im Bauernhof angekommen, trat uns mein Vater entgegen und sagte: „Ich habe es mir überlegt. Wir wollen nicht unchristlich sein und durch Selbstmord enden, sondern unser Schicksal in Gottes Hand legen. Wir sind unbescholtene Bürger und fahren nach Haus zurück. Vielleicht haben wir doch noch das Glück davonzukommen.“ Mir fiel eine riesige Last vom Herzen. Ich brauchte mein grausiges Versprechen nicht einzuhalten! Trotz der Zukunftssorgen schlief ich die folgende Nacht mit dem Gefühl großer Erleichterung. So hat es sich gefügt, daß meine Eltern mir durch ihre Aufopferung gewissermaßen ein zweites Mal das Leben schenkten, denn sie und mit ihnen Frau Kirschstein kamen am folgenden Abend um, während ich wie durch ein Wunder unverehrt am Leben blieb. Und das kam so:

Wir rollten am nächsten Morgen (25.1.) – mit Gleichmut erfüllt und auf alles gefaßt – über Jaraczewo⁹ in Richtung „nach Hause“ zurück. Bald schon begegneten wir einem Trupp russischer Soldaten, die uns aber unbehelligt ließen. Nun erschien es mir jedoch ratsam, mich meiner Waffen zu entledigen, da diese bei einer Durchsuchung unserer Wagen am ehesten zum „Stein des Anstoßes“ werden konnten. So entschloß ich mich hinter dem Gut Panienka (Besitzer Ernst Fischer v. Mollard), Kr. Jarotschin, meine 14 wertvollen, gepflegten,

⁹ Ortschaft zwischen Borek W. und Jarotschin.

mir so lieb gewordenen Gewehre in den Straßengraben zu werfen, was mich wahrlich große Überwindung kostete. Doch was half alles Greinen?! Es war alles „aus und verloren“. Während ich mit dem Herauskranken der so wohlverpackten Waffen beschäftigt war, kam meine Mutter von ihrem Wagen herunter, umarmte mich und sagte: „Jochen, Du bist uns immer ein guter Junge gewesen. Es geht nun wohl dem Ende zu. Wer von uns durchkommt, grüßt die anderen.“ Die Wagen meiner Eltern fuhren weiter. Durch meinen längeren Aufenthalt verlor ich den Anschluß an sie. Da ich nicht durch die Stadt Jarotschin fahren wollte, dirigierte ich meine Wagen durch das Gelände des Gutes Parczewo,¹⁰ das ich vom einstigen Jagen her kannte. Auf einem Feldweg lag ein toter deutscher Soldat. Mit bloßen Füßen – man hatte ihn schon seiner Fußbekleidung beraubt – lag er quer über die Wagengleise. Vorsichtig zog ich ihn an den kalten, starren Füßen zur Seite.

An der Waldecke „Teerofen“ ergriff mich die Verzweiflung so stark, daß ich beschloß, mir durch Öffnen der Pulsadern das Leben zu nehmen. Meine Knechte ahnten wohl, was in mir vorging, denn sie bestürmten mich, bei ihnen zu bleiben. Doch ich wies sie ab und ging, mit einer Rasierklinge versehen, in den Wald hinein. Es war inzwischen dunkel geworden. Nach einer kleinen Blöße zum Hinlegen suchend, hörte ich plötzlich vor mir Stimmen im Wald. „Hier wirst Du gestört“, dachte ich mir und ging zum Wege zurück. Siehe da, meine Wagen standen noch dort. Als meine Leute mich erblickten, zogen sie mich zu einem der Kastenwagen, hoben mich hinauf und deckten mich warm zu. Ich ließ willenlos alles mit mir geschehen und nickte ein, wachte erst wieder auf, als uns auf dem Gut Zakrzew¹¹ die Russen anhielten. Hier raunten mir meine treuen Leute zu, sie würden mich jetzt mit „Jan Kowalski“ anreden, und ich sollte mich als einer der ihren ausgeben. Keine Schwierigkeit, da ich ja die polnische Sprache voll beherrschte. Ein Russe betastete mich, fand in meiner Westentasche meine wertvolle „Alpina“-Taschenwecker-Uhr an langer Silberkette. Ein Ruck – Uhr und Kette waren weg. (Dabei hatte der Russe mich aber nicht als „bösen Deutschen“, sondern als „guten Polen“ angesehen.) Man ließ uns weiterfahren. Nach Passieren unseres Nachbargutes Lutynia stieg ich vom Wagen – nun wieder etwas belebter – und ging durch den Wassermühlenhof der Familie Gumpert/Kempe querfeldein zu meinem Ziegeleihaus. Es war gegen Mitternacht. Im hellen Mondenschein sah ich vor dem Haus den Karton meines Fotoapparates mit der Aufschrift „Ica“ liegen. Da wußte ich, was mich des weiteren dort erwarten würde! In den 2 Wohnzimmern stolperte ich über herumliegende Rehgehörne und zerschlagenes Geschirr. Ich wandte mich mit Grausen; jedoch ließ der Gedanke, daß nun ohnehin alles aus und verloren war, mich allmählich diese Schreckensbilder mit Gleichmut hinnehmen.

¹⁰ Vermutlich Parczew, zwischen Jaraczewo und Jarotschin gelegen.

¹¹ Südöstlich von Jarotschin auf dem Weg nach Fabianów gelegen.

Weiter zum Gutshof – still und verödet lag er im Mondschein da. Alle Ackerwagen waren verschwunden, alle Stall- und Scheunentore aufgerissen, beide Pferdeställe leer, nur aus dem Kuhstall erscholl ab und zu das Brüllen einer Kuh. Ein kurzer Blick ins Gutshaus (von unseren Leuten „Schloß“ genannt), auch dort das gleiche Bild wie im Ziegeleihaus.

Um nach dem Verbleib meiner Eltern zu fragen, ging ich zu meinem polnischen Hofvogt P., der in einem kleinen eigenen Häuschen an der Dorfstraße wohnte. Auf mein Klopfen erschien er am Fenster. Nachdem er mich erkannt hatte, winkte er mich zur Haustür hin. Dort fiel er vor mir in die Knie und umfaßte meine Beine mit seinen Armen (alter polnischer Gruß), dann zog er mich schnell ins Haus und bewirtete mich gemeinsam mit seiner Frau mit Milchkaffee und Kuchen. Über das Schicksal meiner Eltern behauptete er nichts zu wissen. Mit einer heißen Wärmflasche versehen, ging ich dann in seine Scheune und kuschelte mich zum Schlafen ins Stroh.

Als ich aufwachte, war es schon heller Tag, kurz vor Mittag. Was tun? Ich entschloß mich, ins Ziegeleihaus zu gehen. Auf dem Wege dorthin quer übers Feld hörte ich plötzlich lautes Rufen hinter mir; mehrere Schüsse fielen, die Kugeln pfften an mir vorbei. Ich wandte mich um und ging zur Straße zurück, wo ich zwei russische Soldaten erblickte. Sie fragten mich in gebrochenem Polnisch nach dem „Woher“ und „Wohin“. Nachdem ich ihnen erklärt hatte, ich sei ein polnischer Gutsarbeiter, ließen sie mich gehen. Doch kaum war ich hundert Meter weit gekommen, da ging das Brüllen und Geschiesse zum zweiten Mal los. Wieder wandte ich mich zurück, doch diesmal war der Empfang durch die Russen sehr unfreundlich und ruppig. Dorfkinder hatten ihnen gesagt, daß ich der „junge Herr“ sei. Mit Knüffen und Puffen stießen sie mich in die Arbeiterwohnung der Familie P. Dort wurde ich bis aufs Hemd ausgezogen und leibesvisitiert; Tauring, Jagdmesser und Brille (Kurzsichtigkeit) wurden mir abgenommen. Dann nahm der ältere der beiden Russen seinen links am langen Lederband angebundenen „nagan“ (Trommelrevolver) aus dem Halfter und machte ihn feuerbereit. Als das die beiden im Zimmer anwesenden polnischen Frauen – Mutter und Tochter P. – sahen, fingen sie laut an zu jammern und zu weinen. Fluchend stand der Russe vom Stuhl auf, steckte den Revolver weg, ergriff die beiden Frauen am Kragen und stieß sie ins Nachbarzimmer; mir gab er die Anweisung, mich wieder anzuziehen. Sodann stießen die beiden Russen mich aus der Wohnung hinaus.

Draußen auf dem Korridor riß mir einer von ihnen meine braune Biberpelzmütze vom Kopf, gab sie dem kleinen Mrz.-Jungen und stülpte mir dessen nicht mehr sehr ansehnliche Schiebermütze auf (was sich später für mich als sehr vorteilhaft erweisen sollte!). Den hinzutretenden Brennerei-Maschinisten M. Kr. fragte ein Russe: „Hat Euch der Herr geschlagen?“ – „Nein“, antwortete Kr., „er hat mir nichts getan.“ Nun schob mich der Russe die Dorfstraße an den Leutelhäusern entlang, mir dabei seine „pepecha“ (Maschinenpistole) ins Genick drückend; der zweite fragte die herzueilenden polnischen Leute, ob ich sie schlecht behandelt hätte. „Nein, nein, nein“, hieß es immer wieder.

„Er hat ja manchmal furchtbar geschimpft, aber er hat keinem etwas Böses getan“. Am vordersten Haus neben dem Gasthof sagte Frau N.: „Nein, nein, er hat uns geschützt.“ – „Ach, ihr lügt ja alle“, rief der Russe, wobei er der Frau N. die flache Hand ins Gesicht drückte. (Keiner meiner Leute hatte verraten, daß ich zur Reiter-SS gehört hatte). Nun stieß man mich weiter die Straße nach Doberschütz¹² entlang. Ich fühlte ständig die Maschinenpistole im Nacken. Immer, wenn wir an einem der kleinen Panzerfaustgräben vorbeikamen, ging ich ganz ruhig heran in der Hoffnung, der Russe würde nun schießen. Ich wollte ihm den sicheren Schuß erleichtern, doch er schoß nicht. Nach etwa 800m Weges schaute ich noch einmal nach links zurück und warf einen letzten Blick auf den hinter uns liegenden Gutskomplex. Dieses Bild – der letzte Blick auf mein „zu Hause“ – ist mir seither ungetrübt in optischer Erinnerung verblieben. Der Russe brüllte mich an und gab mir einen Stoß mit der Pistole. So trottete ich nun zwangsgeführt auf der schneebedeckten Straße dahin, der schon tief stehenden Wintersonne entgegen. Ein Jagdflugzeug kam im Tiefflug auf uns zu, sauste rechts ganz nahe an uns vorbei. Deutlich erkannte ich das Eiserne Kreuz am Rumpf. Nun würde der Russe mich umlegen, hoffte ich, doch nichts geschah. Ein kleiner Bauernwagen, mit mehreren Getreidesäcken beladen, überholte uns. Die Russen hielten ihn an, befahlen mir aufzusteigen, setzten sich dazu, und so rollten wir schweigend gen Stadt Doberschütz. Der Bauer verhielt sich ganz still.

Am Stadtrand ließen die Russen anhalten, stiegen ab und befahlen mir, nach Hause zu gehen. Ich war so verdattert, daß ich zunächst sitzen blieb. Darauf der polnische Bauer: „Nun, wenn sie es Dir befahlen, dann geh' doch!“ Ich sprang vom Wagen, der Bauer fuhr an, die beiden Russen rannten in das nächste Haus; ich stand allein auf der Straße. Was nun? Mechanisch begann ich heimwärts zu gehen.

Da sehe ich einen Mann keuchend auf mich zulaufen – mein Gärtner! „Herr, Sie leben noch! Ach, ich fürchtete schon, Sie lägen erschossen hier irgendwo im Graben.“ Während wir langsam die Straße zurückschritten, kamen uns zwei junge Männer entgegen, die beiden „Tunichtgute“ aus meiner Arbeiterbelegschaft, die ich oft hatte zur Ordnung rufen müssen, Fr. N. und Fr. P. Sie trotteten grußlos weiter in Richtung Doberschütz. Wie ich später erfuhr, petzten sie dort den Russen, daß ich bei der Reiter-SS gewesen sei. Darauf kamen die Russen noch einmal nach Fabianów zurück und durchsuchten alle Wohnungen und Winkel – vergeblich! – nach mir. Mir hatte der Gärtner gleich geraten, nicht mehr nach Haus zu gehen, da die Russen mich dort töten oder verschleppen würden. Er nannte mir eine Adresse in Jarotschin. Dort wohne ein altes Ehepaar, seine Verwandten. Ich sollte unter falschem, polnischem Namen zu ihnen gehen und in seinem Auftrage um Unterkunft bitten. Er werde in ein oder zwei Tagen hinkommen und mir Wäsche etc. bringen. (So wurde die Hilfe

¹² Poln. Dobrzyca, 4 km westlich von Fabianów gelegen.

des Gärtners der zweite Faktor, der zu meiner Rettung beitrug). Der Gärtner schenkte mir noch sein Gärtnermesser (krumme Schneide), das ich noch bis heute als Talisman besitze.

Erstes Ziel: Überleben

Nachdem ich mich bei dem braven Gefolgsmann herzlich für seinen treuen Beistand bedankt hatte, pilgerte ich sodann – nun wieder mit einem Ziel vor Augen! – über Lutynia und Kotlin in Richtung Jarotschin. Dabei versank die gedankliche Verbindung mit „zu Hause“ völlig in meiner Empfindung. Es galt nun nur noch, irgendwie einen Weg zum Überleben – wo und wie auch immer – zu finden, ohne in die Hände der Russen zu fallen. Meine gute Kenntnis der polnischen Sprache gab mir dabei einige Selbstsicherheit.

Mit dem Erwachen neuen Lebensmutes meldete sich auch der Magen zu seinem Recht. Ich hatte doch an diesem 26.1.45 bis zum späten Nachmittag noch nichts gegessen. So klopfte ich bescheiden bei einer Bauernkate an und bat um ein Stück Brot, das mir bereitwillig mit einer Tasse Milch gereicht wurde. Bei sinkender Dunkelheit kam ich noch bis Gut Hartfeld.¹³ Einen kleinen Jungen, der dort mit einem gefüllten Eimer aus einem Stall kam, bat ich um etwas Milch, doch er rannte wortlos mit seinem Eimer davon. Diese Abweisung bestürzte mich so sehr, daß mir der Mut verging, noch irgendwo anzuklopfen.

Von früheren Besuchen bei dem (ehemals baltischen) Gutsherrn Frhrn. v. Stackelberg kannte ich den Hof sehr gut. So kroch ich über eine Leiter auf den Heuboden über dem Kuhstall und grub mich dort tief ins Heu ein. Das war leichter gesagt als getan, denn das Heu war von dünnem Schnee bedeckt und oben fest gefroren, des weiteren kalt und feucht – es herrschten 12 Grad Frost. Da ich nur Gummistiefel und Fußlappen hatte – die Strümpfe darunter waren bei den Russen geblieben –, war es bannig kalt. Ich saß in der Hocke, drückte die Zehen in die Kniekehlen des anderen Beines und rieb und rieb Hände und Füße. Schließlich übermannte mich doch die Müdigkeit und schenkte mir einige Stunden Schlaf. Beim ersten Morgengrauen machte ich mich auf den weiteren Weg gen Jarotschin. Weiter hinten sah ich noch einen Mann aus dem Heu krabbeln, doch ich tat, als bemerkte ich ihn nicht, und suchte das Weite, anfangs etwas mühselig, denn die Beine waren mir von der langen, ungewohnten Hockstellung ganz steif geworden. Die Chaussee entlang achtete ich immer darauf, ob ich wohl die Wagen meiner Eltern irgendwo erblicken würde – vergeblich. Plötzlich bekam ich einen gewaltigen Stoß in den Rücken und flog über einen Steinhaufen in den schneegefüllten Straßengraben. Ein russischer Lastkraftwagen war auf der schneeeglatten Straße ins Schleudern gekommen und hatte mich umgehauen. Zum Glück wurde ich da-

¹³ Vermutlich das poln. Twardów.

bei nicht verletzt. Ein paar russische Soldaten sprangen herzu, zogen mich aus dem Schnee und entschuldigten sich. Wenn sie geahnt hätten . . .!

Ich kam nach Jarotschin hinein, fragte mich polnisch nach der Adresse durch und klopfte bei den alten Leutchen an, die mich unbekümmert und herzlich aufnahmen. Schon nach kurzem Gespräch, bei dem ich schilderte, ich sei ein polnischer Arbeiter und wolle weiter gen Westen, gab mir der alte Mann seine Brotkarten und Geld und bat mich, etwas Brot zu holen. Ich staunte im stillen über das Vertrauen der beiden Alten und zog los, einen Bäckerladen zu suchen.

Kaum um die erste Ecke gebogen, begegnete mir auf der Straße ein Trupp von ca. 40 Männern, bewacht von einigen mit Maschinenpistolen bewehrten Soldaten der schon aufgestellten polnischen Miliz. Als ich mich an ihnen vorbeidrücken wollte, hielt mich einer der Bewacher an und befahl: „Ausweise!“ Ich erklärte ihm, ich sei polnischer Arbeiter, die Deutschen hätten mir meine Ausweise weggenommen, ich hätte z. Z. nur die Brotkarten meiner „guten Bekannten“. Diese ließ er nicht gelten und stieß mich in den inzwischen stehengebliebenen Gefangenentrupp hinein. „Das ist das Ende“, dachte ich. In meiner Verzweiflung fluchte ich laut auf polnisch und schwenkte meine Brotkarten. Ein Mann aus dem Trupp stieß mich an und raunte mir polnisch zu: „Mensch, halt die Schnauze, sonst legen die Dich gleich um!“ Doch ich gab nicht nach und schimpfte lauthals weiter. Da kamen zwei junge Männer auf dem Bürgersteig daher, blieben stehen, horchten und fragten mich nach dem Namen auf den Brotkarten. Als ich ihnen die Karten zeigte, zog der eine Mann schweigend seinen polnischen Personalausweis heraus, ging zu dem Bewacher und sagte: „Lassen Sie den Mann heraus, der ist in Ordnung. Ich kenne die Leute“. Darauf winkte mir der Bewacher: „Komm wieder raus!“ Betont selbstsicher trat ich vor, bedankte mich bei dem jungen Mann, wechselte noch ein paar schelmische Worte mit den Wachmännern und zog dann „geruhsam“ davon, um mein Brot zu suchen. (Das war der bis dahin verzweifeltste Augenblick meines Lebens gewesen und der dritte – völlig unerwartete – Faktor zu meiner Rettung.) Ein Schreckensgedanke durchzuckte mich dabei, der mich auch heute noch bewegt: Wie wäre es mir ergangen, wenn ich diesem Gefangenentrupp mit den bewaffneten polnischen Milizsoldaten schon vorher begegnet wäre, als ich in die Stadt hereinkam, nach dem Wohnort der alten Leute suchte und noch nicht die Brotkarten als Rettungsanker in der Hand hatte. Torturen und mein baldiges Ende wären mir sicher gewesen.¹⁴

Um die nächste Ecke gekommen, wurde mein Schritt schon etwas flinker, denn ich wollte doch möglichst schnell von der Straße weg! Aber was half es – Brot mußte ich doch bringen, sonst wären meine alten „Gastgeber“ mißtrauisch geworden. Kaum hundert Schritte weiter – mir wurden die Knie weich – kam mir mein „Hofmaurer“ G. entgegen. Der kleine Mann blinzelte mich

¹⁴ Zu dem Schicksal der deutschen Bevölkerung auf polnischem Staatsgebiet unmittelbar nach der Befreiung der polnischen Gebiete siehe u. v. a. die einleitenden Bemerkungen in: Dokumentation, Bd. I/1, S. 123–135.

von der Seite an und ging wortlos vorbei. Mein Gedanke war: „Junge, Junge, wenn der jetzt den polnischen Milizen Bescheid sagt!“ Dennoch – Brot mußte her! Schließlich fand ich einen Laden, kaufte das Brot und gelangte unbeheligt wieder zu den alten Leutchen zurück. Das war der Sonnabend.

In rührender Fürsorge stellten mir die Alten eines ihrer Betten zur Verfügung, schiefen gemeinsam in dem zweiten Bett und beköstigten mich in ihrem kleinen Einzelzimmerchen, als ob ich ihr Angehöriger wäre. Der Sonntag ging vorüber, ich traute mich nicht mehr aus dem Zimmer heraus.

Der Montag kam – der Gärtner kam nicht! Ich empfand, daß ich nicht länger bei den lieben Alten bleiben dürfte, und beschloß, unseren ehemaligen polnischen Dorflehrer B. in Kotlin aufzusuchen, der dort in einem Häuschen außerhalb des Ortes wohnte. Ihm hatte ich – aus Tradition nach meinem Vater – immer noch einen Morgen Land für Kartoffelanbau zur Verfügung gestellt. Recht angstvoll vor einer erneuten Ausweiskontrolle marschierte ich eilig nach Kotlin. Als B. mich vor seinem Haus erkannte, wurde er kreidebleich und steckte mich sofort unters Bett. (Auf Beherbergung von Deutschen stand Todesstrafe!) Nach Dunkelwerden, nachdem er Türen und Fenster abgedichtet hatte, holte er mich unter dem Bett hervor. Nachdem ich ihm und seiner Frau meinen Werdegang geschildert hatte, waren seine ersten Worte: „Herr K., wie bin ich glücklich, daß ich noch meine Familie habe und frei bin!“ Ich schlief seitlich mit im Familienbett und fühlte mich glücklich, erst einmal geborgen zu sein. Am nächsten Morgen berieten wir, was weiter werden sollte. Es war klar, daß ich dort auch nur wenige Tage bleiben konnte. Mein Gott, wie war alles so hoffnungslos! Plötzlich fragte Herr B.: „Herr K., wollen Sie mit falschen, polnischen Ausweisen weiterleben? Ich besorge Ihnen welche!“¹⁵

. . . als Pole ohne Familie

Er ging fort, kam erst nach mehreren Stunden zurück und berichtete sehr froh gestimmt: „Ihr Schlosser W. wird Ihnen alles besorgen und kommt her.“ Tatsächlich: Am nächsten Tag, dem 31.1.45, erschien mein Schlosser W., seit Jahren der tüchtigste und wertvollste Mann meines Betriebes. Er fiel mir gerührt um den Hals und legte mir den deutschsprachigen Personalausweis (ohne Bild, nur mit Fingerabdruck) eines Mannes vor, der – wie mir W. nun berichtete – 10 Monate in W.'s Zimmer in der Fabianower Brennerei versteckt gelebt hatte und heimlich von der Gutsküche mitverpflegt worden war. Ich war sprachlos! Besagter Mann war polnischer Angestellter im Kotliner Ortsamt gewesen, hatte dort die Lebensmittelkarten verwaltet. Im März 44 war er verschwunden, weil ihn die Gestapo verhaften wollte.

¹⁵ „Mitunter wurde das Los einzelner Deutscher ein wenig erleichtert, weil manches freundschaftliche Verhältnis zu polnischen Familien Schutz vor Nachstellungen russischer Soldaten, vor Plünderungen und Gewalttaten gewährte . . . (ebenda, S. 125 E).

Auf dem Ausweis waren Geburtsdatum (1 1/4 Jahr jünger als ich), Geburtsort (Westfalen), Größe (10 cm kleiner als ich), Nationalität (poln.), Militärang (Unteroffizier – paßte für mich) angegeben. Ich prägte mir die Daten genau ein; das vorsichtige Ändern der 10er-Zahl bei der Größenangabe (Maschinenschrift) dauerte mehrere Stunden! Die Daktylen des Fingerabdruckes machte ich mit dem Radiergummi ziemlich unkenntlich. Nun mußte es gehen!

Am nächsten Morgen, dem 1.2., kam W. – mit rotweißer Armbinde der polnischen Miliz versehen –, brachte mir etwas Wäsche und ein Foto von mir als polnischem Unteroffizier der 15. Ulanen, das er heimlich unter allem Schutt im Zimmer meiner Mutter gesucht hatte. (Das Bild sollte mir später noch viel helfen). Auch schenkte er mir noch 500 RM. Dann pilgerten wir gemeinsam auf Feldwegen, um nicht im Bereich des Ortsamtes Kotlin kontrolliert zu werden, gen Westen.

Über das Schicksal meiner Eltern und von Frau Kirschstein konnte ich damals nichts in Erfahrung bringen. Meine Betreuer versicherten immer wieder, sie wüßten nichts. Später wurde mir klar, daß sie wohl über das traurige Ende dieser drei Menschen unterrichtet waren, daß sie mir aber diese schmerzliche Nachricht hatten ersparen wollen.

Erst im Februar 1959, als ich bei der Waffenfirma Jung in Stuttgart tätig war, erfuhr ich von Herrn Pusch, unserem früheren Pleschener Ofensetzer, den ich zufällig in Stuttgart traf, die Einzelheiten über das schreckliche Geschehen. Herr Pusch war beim Fronteinbruch 1945 in Pleschen verblieben, von den Polen interniert und jahrelang zu Zwangsarbeiten auf den umliegenden Gütern eingesetzt worden. Dabei hatte er gesprächsweise Kenntnis über das Schicksal meiner Eltern und Frau Kirschsteins erhalten. Herr P. war dann nach langen Jahren endlich von den Polen freigelassen worden und nach Westdeutschland übersiedelt. Er berichtete: Im Dorf Wilcza,¹⁶ Kr. Jarotschin, wurden die Wagen meiner Eltern von russischen Soldaten angehalten. Die Russen wollten den beiden Frauen Gewalt antun. Beim Versuch, die Frauen zu beschützen, wurde mein Vater erschossen. Danach schnitt sich meine Mutter die Pulsadern auf, wurde jedoch zusammen mit Frau Kirschstein dabei auch erschossen. Über ihre Grabstätten ist nichts bekannt.

Mein Ziel war es, nachdem ich durch die falschen Ausweise nun wieder die Möglichkeit gefunden hatte, mich frei zu bewegen, den Verbleib meiner kleinen Familie (Frau und zwei Söhne), die am 10.1.45 nach Weitwiesen gereist war, zu erkunden. Öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht; so mußte das per pedes erfolgen (ca. 140 km). Mein treuer Schlosser W. begleitete mich 17 km bis Gut Zakrzew, wo wir kurzen, aber bewegten Abschied – für immer – nahmen. Schon bald dahinter wurde ich von einer Personenkontrolle angehalten. Man nahm mir den Ausweis ab und ließ mich die dort verzeichneten Angaben auswendig hersagen. Ich hatte alles gut im Gedächtnis und durfte – unverdächtig – passieren.

¹⁶ Ca. 4 km von Fabianów entfernt.

Kurz danach auf einer Waldstraße piffen mir plötzlich Geschosßkugeln entgegen. Schnell sprang ich in den Graben. Was war der Grund? Russische Soldaten schossen aus weiter Entfernung auf Fasanen, die vor mir über die Straße liefen. Daß da ein Mensch in ihrer Schußrichtung ging, störte die Russen nicht. In gesicherter Deckung des Waldrandes schob ich mich weiter voran; ich mußte ja danach trachten, noch vor Dunkelheit ein Dorf zu erreichen, um ein Unterkommen erbitten zu können.

So kam ich bis Gut Rusko.¹⁷ Dort lagen auf den Feldern verstreut gefallene deutsche Soldaten umher. Die polnischen Ortseinwohner saßen verängstigt in ihren Häusern. In einem Arbeiterhaus gab man mir zu essen. Ich schlief die Nacht auf dem Steinfußboden im Flur, nur in den weiten, dicken Automantel meines Vaters, den ich seit Beginn des Trecks trug, eingerollt. Am nächsten Morgen war mein Körper so steif, daß ich mich anfangs kaum bewegen konnte; doch es mußte ja weitergehen. Ein erhebliches Stück Weges von einem russischen Lastauto mitgenommen, kam ich am zweiten Tag meiner Wanderung bis in ein Dorf vor der Stadt Kosten.¹⁸ Um und in der Stadt sah es grauenerregend aus. Berge von Leichen deutscher Soldaten lagen am Wege, z. T. bis 2 m hoch aufgeschichtet. Hunde hatten sich an die Leichen herangemacht. Die Eingeweide der Toten lagen weit auseinandergezerrt umher. Russische Gefallene sah man nicht, die hatten die Russen gleich weggeschafft.

Am Abend fand ich in dem Dorf eine relativ gute Aufnahme, doch mußte ich wieder auf der Erde schlafen. Als ich am nächsten Morgen in einen Spiegel schaute, erschrak ich. Waschen, Rasieren, Kämmen waren ja seit Marschbeginn nicht mehr möglich gewesen. Ich wirkte wie ein Stromer, doch andere Menschen, denen ich begegnete, sahen auch nicht besser aus. So fiel ich als Wandersmann gar nicht auf. Arg wurde allmählich der Zustand meiner Füße. Meine wadenlangen Gummistiefel hatten seitliche Löcher bekommen, durch die Schnee und Wasser eindringen. Strümpfe hatte ich nicht, nur Barchent-Fußlappen, die schon stark verschlissen waren. So stellten sich Frostbeulen und aufgeschauerte Stellen ein. Was half's, es mußte weitergehen. Am dritten Abend kam ich bis Rakwitz.¹⁹ Auch dort fand ich freundliche Aufnahme. Die polnischen Menschen waren verständnisvoll und hilfsbereit. Schließlich, am Nachmittag des vierten Marschtages (4. Febr.), langte ich bei dem polnischen Revierförster Ch., dem Forstverwalter meiner Schwiegereltern, an. Auch er wurde kreidebleich, als er mich erkannte, und steckte mich gleich in seinem Schlafzimmer, das sich im ersten Stock des einzeln weit im Walde liegenden Forsthauses befand, unters Bett.

Auch hier hatte ich wieder Glück gehabt, indem nämlich die beiden kleinen Töchter des Försterehepaares gerade nicht im Hause waren und somit mein

¹⁷ Ca. 14 km westlich von Zakrzew gelegen.

¹⁸ Poln. Kościan, ca. 46 km südwestlich von Posen zwischen Jarotschin und Wollstein gelegen.

¹⁹ Poln. Rakoniewice, ca. 9 km östlich von Wollstein.

Kommen nicht bemerkt hatten. Vor ihnen mußten die Förstersleute mich verbergen, denn die Kinder hätten sonst bestimmt im Dorf darüber geplappert – und auf Beherbergung eines Deutschen stand bekanntlich Todesstrafe. Ich blieb dort, im Zimmer versteckt und seitlich mit im Doppelbett schlafend, bis zum 7. Februar. Ich erfuhr, daß meine Frau Gisela am 20. Januar mit unseren beiden kleinen Söhnen, ihrer Mutter und dem Inhaber einer Wollsteiner Zigarrenfabrik, Herrn P., mit dem Auto meines Schwiegervaters in Richtung Bremen abgefahren waren. Über ihren weiteren Verbleib war natürlich nichts bekannt. Mit dem Försterehepaar beriet ich nun, wie ich mich weiter durchschlagen sollte. An ein längeres heimliches Verweilen im Försterhaus war nicht zu denken. Das wollte ich den mich rührend betreuenden Menschen auch gar nicht zumuten. Es ergab sich nur eine brauchbare Möglichkeit, nämlich daß ich, getarnt durch meinen polnischen falschen Ausweis, eine größere Stadt aufsuchte und mich dort um eine Bürotätigkeit bewarb. Alles Weitere mußte sich dann finden.

Erste Anstellung in unsicheren Verhältnissen

An ein Weiterpilgern in westlicher Richtung, um deutsch verwaltetes Gebiet zu erreichen, war nicht zu denken. Ein Durchschlüpfen durch die russische Front, ohne aufgegriffen und – bestenfalls – gefangengesetzt zu werden, war unmöglich. Tröstlich war für mich die Bemerkung der Förstersfrau, ich solle mir hinsichtlich meines falschen Ausweises keine so großen Sorgen machen. Wenn ich es nur verstünde, mich natürlich und unbekümmert zu geben, würde ich damit schon durchkommen; die Polen nähmen das nicht so genau. Diese Ermunterung hat mir später in „brenzlichen“ Situationen – und deren gab es viele – immer leise im Ohr geklungen und mir dazu verholfen, unerkannt „über die Runden“ zu kommen. Um mich etwas auszustaffieren, schlich sich der Förster heimlich ins Gutshaus und brachte mir etwas Wäsche und 1 Paar guter Lederstiefel meines Schwiegervaters mit, die mir genau paßten.

So schnürte ich mir nun mit einem Karton ein Ränzeltuch, das ich, an einen kurzen Stock gebunden, über der Schulter tragen konnte, und begab mich am Morgen des 7. Februar auf die Wanderung ins Ungewisse, nachdem ich mich herzlich von den lieben Betreuern – auf Nimmerwiedersehen – verabschiedet hatte. (Vorsorglich waren vorher die Kinder aus dem Haus geschickt worden.) Heimatlos und ungebunden wie ein Vogel in der Luft zog ich langsam und ziemlich planlos auf der Straße dahin, bedrückt von der Sorge, was die Zukunft bringen würde und wie es wohl meinen Angehörigen ergehe. Hatte ich auf dem Marsch nach Gut Weitwiesen bei Wollstein noch ein Ziel vor mir gehabt, das es zu erreichen galt, so lag jetzt ein stummes „Nichts“ vor mir. Dumpfe Hoffnungslosigkeit ergriff mich, der Gedanke, „Schluß“ zu machen, wurde immer überzeugender. Familie, Heimatscholle, alles, was mir lieb und wert gewesen war, war verloren. Sicherlich waren meine Eltern umgekommen. Auch die Sorge, ob ich überhaupt mit meinem falschen Ausweis durchkommen würde,

drückte mich sehr. Absolut überzeugend war seine „Echtheit“ nicht, und wer sich die Mühe machte, die Daktylen des Fingerabdrucks auf dem Ausweis mit meinem entsprechenden Finger zu vergleichen, konnte unschwer feststellen, daß da Unterschiede waren. Auch wurden die polnischen Verwaltungsstellen von Russen kontrolliert, und die waren weitaus genauer und mißtrauischer als die Polen. Ein Entlarvtwerden aber war unweigerlich das Ende!

Ich stand an einer einsamen Gutsfeldscheune und sah wieder die Sonne blutrot untergehen. Doch dabei kamen mir die Worte meines Vaters in den Sinn, und ich dachte an Ehefrau und Söhne, die – so hoffte ich – noch heil in den rettenden Westen gekommen sein konnten. Da raffte ich mich auf. Nein, um ihr retwillen wollte ich weiterleben und versuchen, mich durchzuschlagen. Vielleicht, wenn der Krieg zu Ende gegangen sei, würde ein gütiges Schicksal uns wieder zusammenführen. Ich war ja noch gesund und arbeitsfähig. Nein, fort von allen trüben Gedanken!

So raffte ich mich denn wieder auf und bat nach noch längerer Strecke Weges im nächsten Dorf an einem Bauernhaus um Aufnahme, die freundlich gewährt wurde, sah ich doch nun auch wieder zivilisierter aus.

Der polnische Bauer riet mir, in die ca. 10 km entfernte Stadt Grätz²⁰ zu gehen. Dort gebe es zwei Stadtkommandanten, einen russischen und einen polnischen. Der Pole sei ein ehemaliger Offizier der 17. Ulanen. Bei ihm sollte ich mich melden und um Einstellung als Büroangestellter bitten. Das klang mir sehr verlockend, war ich doch – ehemaliger 15. Ulanen-Unteroffizier in Posen – 1938 zu einer Übung nach Lissa²¹ eingezogen worden.

So machte ich mich am nächsten Morgen auf den Weg nach Grätz. Dort fragte ich mich gleich nach dem polnischen Stadtkommandanten durch und durfte ihn sprechen. Ich baute mich „zackig“ vor ihm auf, berichtete, daß ich auch in Lissa 1938 Rekruten ausgebildet hätte (was wirklich stimmte) und bat um eine Anstellung als Büroangestellter. Er klopfte mir auf die Schulter. „Gut, mein Lieber! Aber erst besorgen Sie sich ein Quartier und melden sich im Einwohnermeldeamt an. Mit der Bescheinigung kommen Sie noch einmal her. Dann können Sie morgen früh hier Ihren Dienst antreten.“ Zackige Kehrtwendung. Ich ging ermuntert in die Stadt, um ein Quartier zu suchen. Geld (500 RM von meinem Schlosser) hatte ich ja.

Vor einer Haustür stand ein freundlich blickendes junges Mädchen. Ich trat heran und fragte höflich nach einer Quartiermöglichkeit. „Warten Sie ein wenig“, sagte die Maid und ging die Treppe zum ersten Stock hoch. Nach wenigen Augenblicken erschien oben am Fenster der Kopf eines älteren Mannes. Sein Blick musterte mich scharf, dann verschwand er wieder. Ein wenig später kam das Fräulein herunter und forderte mich auf einzutreten. Nachdem ich mich oben vorgestellt hatte, schrieb mir der Vater einen Zettel aus, darin er bescheinigte, daß ich bei ihm Logis hätte.

²⁰ Poln. Grodzisk Wielkopolski, an der Trasse Wollstein-Posen gelegen.

²¹ Poln. Leszno.

Mit diesem Zettel ging ich nun klopfenden Herzens zum Meldeamt. Würde man meinen Ausweis streng prüfen? Doch nein, es ging alles glatt und reibungslos ab. Man nahm meine Anmeldung an, füllte einen mit Schreibmaschine geschriebenen neuen Ausweis mit den von mir angegebenen (falschen) Personalien aus, wobei ich den angeordneten Fingerabdruck des rechten Zeigefingers recht deutlich auf das Papier drückte (Lichtbilder gab es ja nicht).

Nun hatte ich also wenigstens einen Ausweis, der auch bei genauer Kontrolle als „richtig“ erkannt werden mußte. Eine große Erleichterung für mich!

Ich meldete mich beim polnischen Stadtkommandanten zurück und bekam die Zusicherung, daß ich am nächsten Morgen im dortigen Büro antreten könne. Dann quartierte ich mich wie ein Familienmitglied bei meinem neuen „Gastgeber“ ein. Rasiert, sauber gekämmt, mit Oberhemd, Krawatte und den Lederstiefeln meines Schwiegervaters recht manierlich ausgestattet, trat ich am nächsten Morgen meinen neuen Dienst an, der in normaler Bürotätigkeit für das dortige Amt bestand.

Schneller, als ich es mir hätte erträumen können, durfte ich nun wieder ein friedliches, berufsgebundenes Alltagsleben führen. Aber die schwere Sorge, gelegentlich doch schärfer überprüft zu werden, wie es täglich an anderen Menschen geschah, schwelte weiter in meinem Innern.

Nach zwei Tagen wurde mir bei einer älteren alleinstehenden Frau ein Einzelzimmer sehr preiswert zur Miete angeboten, das ich nun bezog. Schwierig wurde für mich jedoch die nunmehr erforderliche Selbstverpflegung. Am Abend nach Dienstschluß und am Sonntag stromerte ich in der Gegend umher und besorgte mir bei polnischen Bauern einige Lebensmittel. Auch fand ich in den vielen verlassenen Häusern manchen brauchbaren Gegenstand für meinen kleinen Hausstand. Zu kaufen gab es außer kärglichen Rationen Brot kaum etwas. Nach Verlauf einer Woche wurden plötzlich alle arbeitsfähigen, beruflich nicht dringlich gebundenen Menschen von der russischen Verwaltung zum Ausheben von Schützengräben zusammengetrommelt. Auch ich mußte mit antreten. Nachdem ich mich durch Vorauszahlung bei meiner Vermieterin des weiteren Mietverhältnisses vergewissert hatte, hinterließ ich dort meine inzwischen angesammelte kleine Habe und marschierte mit der mehrere hundert Personen zählenden Horde, nur mit einem Blechnapf ausgerüstet, gen Westen. Am Abend des ersten Marschtages wurde uns von den russischen Begleitposten etwas Proviant ausgegeben, dann suchte sich jeder in einem großen Dorf ein Nachtlager bei dortigen polnischen Einwohnern oder auch trotz Schnee und Kälte in verlassenen Häusern. Am nächsten Tag das gleiche Bild. Am Abend langten wir am Bestimmungsort an, in der Nähe der Stadt Tirschtiegel.²²

²² Poln. Trzciel, bei Meseritz/Międzyrzecz, Wojewodschaft Grünberg/Zielona Góra (in den Wojewodschaftsgrenzen nach 1945), in der Neumark unmittelbar an der deutsch-polnischen Grenze vor 1939 gelegen.

Der darauffolgende Morgen sah uns in langer Reihe, Männer und Frauen, zur Schaufelarbeit antreten. Die Russen zählten ab und teilten uns zu Rotten ein, kamen aber mit ihrer Zählerei nie richtig zurecht. Pro Person gab's einen Spaten, dann ging's hinaus aufs Feld, wo auf einer vorgezeichneten Zickzacklinie jeder der Reihe nach pro Tag einen Graben von 4m Länge, 1,50m Tiefe und 60 cm Breite ausheben mußte. Da der Boden oben fest gefroren war, mußte er aufgehackt werden. Das Ganze war eine harte Arbeit. Ehe die Rotte ihr Teilstück nicht fertig ausgehoben hatte, durfte keiner abtreten. So half man sich gegenseitig aus, wodurch vor allem die Frauen etwas entlastet wurden.

Zwei Wochen wurden wir so zur Grabarbeit festgehalten, schoben uns in nord-südlicher Richtung durch das Gelände und bezogen alle zwei Tage neue Unterkünfte. Die Dörfer waren fast völlig verlassen, nur wenige deutsche einfache Häuslerfamilien waren zurückgeblieben und hockten verängstigt in ihren Heimen. Die Russen benahmen sich ihnen gegenüber rücksichtslos und rüpelhaft. Ich habe aber nicht beobachtet, daß die Polen, zu deren großer Schar ich gehörte, sich den Deutschen gegenüber böse oder feindlich benommen hätten. Im Gegenteil: Immer wieder habe ich die Äußerung gehört: „Wir Polen wollen uns christlich benehmen und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten für das, was die Deutschen uns angetan haben.“

In dieser Zeit wurde mir ein seltsames Ansinnen gestellt: Da die Russen auch den polnischen Frauen sehr nachstellten, wurde ich von einer Gruppe polnischer Männer gebeten, mich einer jüngeren, nett aussehenden, alleinstehenden Frau anzunehmen und mich den Russen gegenüber als ihr Ehemann auszugeben. In solchen Fällen ließen die Russen die betreffenden Frauen unbehelligt. Ich bin dem Wunsch nachgekommen und habe mich tagsüber der netten Frau zwecks Beschirmung zugesellt, doch zur Nacht, wenn in den bewohnbaren Unterkünften eine drangvolle, stickige Fülle herrschte, suchte ich mir lieber in einem abgelegenen Haus ein ruhiges Nachtlager, auch wenn dort Scheiben und Türen fehlten – wir hatten nachts oft bis minus 12 Grad Celsius. Ich tat das vor allem aus Sorge, daß ich in einem Sammelquartier nachts im Schlaf deutsch sprechen könnte und man mir dadurch auf die Schliche käme.

Bettzeug lag in den verlassenen Häusern noch genügend herum. Es war zwar kalt, aber wenn man sich in voller Kleidung schlafen legte, konnte man schließlich doch darunter warm bleiben und einschlafen. Erkältet habe ich mich nicht dabei. Nach einigen Tagen hatte ich das Glück, einer Gruppe zugeordnet zu werden, die das Auszeichnen der Zickzack-Front zur Aufgabe hatte. Das war leichter als das Graben, wiesen doch meine Hände schon Schwielen auf.

Wenn nach Erfüllung des täglichen Solls noch etwas Tageslicht herrschte, ging ich in den verlassenen Gehöften auf die Suche nach brauchbarem Gerät. So fand ich einen kleinen, guten Handwagen, mehrere Fahrräder, Wäsche, den „Kulturbeutel“ eines deutschen Soldaten mit Rasierzeug, Kamm und Bürste etc. (was alles ich als Requisit bis heute aufbewahrt habe) und allerlei weitere nützliche Kleinigkeiten. Als ich mich einmal bückte, um ein Fahrrad aus einem Gestrüpp hervorzuziehen, starrte ich plötzlich ganz nah in das fahle,

mir zugewandte Totenantlitz eines gefallenen deutschen Soldaten. Ein schauriger Anblick! – Von der westlich in weiter Ferne vor uns verlaufenden Front sah und hörte man nichts.

Nach zwei Arbeitswochen (ohne Sonntagsruhe) wurden wir aus unserer Fron entlassen und durften uns nach Hause trollen. Ich hatte mir zwei brauchbare Fahrräder zusammengebastelt, brauchte also eigentlich nicht mehr zu Fuß zu laufen, doch ich traute den Russen nicht. Dort im Fronthinterland hätten sie ein brauchbares Fahrrad bald annektiert. So packte ich Räder und Rahmen einzeln auf meinen mit allerlei wertvollen Fundsachen schon reichlich beladenen Handwagen, schnürte alles gut fest und zog per pedes „heim“ in Richtung meines neu erkorenen Wohnsitzes. Als dann nach zwei Wegstunden die Luft schon ziemlich „russenrein“ schien, schraubte ich das eine Fahrrad zusammen, band den Handwagen hinten an, und nun ging's per Rad dreimal so schnell weiter.

Auf dem Wege durch die Stadt Bentschen²³ las ich dort einen Aufruf an alle polnischen Männer im wehrpflichtigen Alter, sich zur Stammrolle zu melden. Diesem Aufruf zu folgen, hielt ich zur Festigung meiner Position unter dem falschen Namen für ratsam. So füllte ich dort ein entsprechendes Formular unter falscher Namensangabe mit den tatsächlichen Daten meiner polnischen Militärzeit aus, bekam eine Bestätigung und hatte nun ein zweites Dokument für meinen neuen Namen zur Hand.

Reichlich ermüdet – der Handwagen hintendran war doch eine erhebliche Erschwernis beim Radfahren, es lag auch Schnee auf den Straßen – kam ich endlich am späten Abend „zu Hause“ in Grätz an.

Der nächste Morgen brachte mir eine bittere Neuigkeit. Infolge meiner Vakanz war mein Posten in der Stadtkommandatur anderweitig besetzt worden. Es gab ja in diesem Übergangsstadium noch keine festen Arbeitskontrakte. So mußte ich mich nach einer anderen Anstellung umtun. Ich war nun wieder schwer bedrückt, vor allem wegen der Sorge, daß man mich hinsichtlich meines Vorlebens strenger überprüfen könnte. Es wurde mir geraten, mich um eine Anstellung bei der Bahn oder um einen Posten als Gefängniswärter zu bewerben. So zog ich mich in meine Klausur zurück und verfaßte bei langem Sinnieren einen polnischen Lebenslauf, der möglichst allgemeingültig und unverfänglich lauten mußte, damit man mich bei gezielten Rückfragen nicht gleich auf bestimmte Einzelheiten „festnageln“ konnte. Ich gab mittlere Schulbildung in Posen, Militärzeit wie gehabt, Verkäufer in einer Posener Drogerie (die ich kannte) und schließlich Landarbeit bei einem deutschen Bauern in der Mark Brandenburg an. Vater: Eisenbahner in Posen, Geburtsdaten gemäß den Angaben in meinem gefälschten Ausweis, die mich 1 1/4 Jahre jünger machten. Alle diese Einzelpositionen mußte ich nun genau im Gedächtnis be-

²³ Poln. Zbąszyn, ca. 17 km südlich von Tirschtiegel; zwischen Bentschen und dem 6 km westlich gelegenen Neu-Bentschen (Zbąszynek) verlief zwischen 1919 und 1939 die Reichsgrenze.

halten, um bei Nachfragen prompt und mit gespielter Selbstsicherheit antworten zu können.

Fein säuberlich in Schönschrift auf je einem großen Briefbogen geschrieben, reichte ich meinen Lebenslauf nebst Anstellungsbewerbung bei den beiden o. a. Dienststellen, die sich gerade im Aufbau befanden, ein und harnte nun einige Tage ziemlich beklommen der Dinge, die da kommen sollten. Doch sie kamen nicht!

So faßte ich mir nach Verlauf einer Woche ein Herz und wurde noch einmal bei dem polnischen Stadtkommandanten vorstellig, der mich anfangs eingestellt hatte. Siehe da, er war sehr zugänglich und ließ mich gleich am folgenden Tag wieder zum Dienst antreten. (Anscheinend hatte mein dortiger Nachfolger sich nicht sonderlich bewährt.) Ich war froh und zog meine beiden anderweitigen Bewerbungen flugs wieder zurück.

Alles ging nun schön friedlich seinen Gang, doch mit der Verpflegung stand es kläglich, und ich lebte ständig in der Furcht, durch irgendeinen dummen Zufall entlarvt zu werden oder vielleicht zufällig auf einen Menschen zu stoßen, der mich von früher her kannte. Weit weg zu kommen von der Heimatgegend war meiner Weisheit letzter Schluß. Doch das wollte gut „eingefädelt“ sein.

Zunächst einmal hieß es ausharren und brav seinen Dienst tun. Nach zwei Wochen wurde ein neues Arbeitsamt eingerichtet und – siehe da! – ich wurde zum Leiter des Arbeitsamtes ernannt. Nun war ich schon „wer“, aber die Sorge um meine Identität blieb.

Anfang April bekam ich plötzlich einen Einberufungsbefehl zum polnischen Militär nach Samter.²⁴ Ein neuer Schrecken! Wenn ich dort einen Bekannten von früher traf! Doch was half's?! Ich fuhr hin.

Während wir daselbst in langer Reihe vor der Kommandostelle angetreten stehen, kommt ein „Schreibstubenhengst“ mit einem Zettel zum Aufsicht führenden Offizier. Mein neuer Name wird aufgerufen. Ein Schreck erfaßt mich! „Melden Sie sich in der Schreibstube!“ Das klang weniger verdächtig. Dort eingetreten, wendete sich der Schreiberling mir zu: „Herr Unteroffizier, Sie haben Glück! Die Stadt Grätz hat einen UK-Antrag für Sie eingereicht. Sie können wieder heimfahren.“ Ein Stein fiel mir vom Herzen. Auf meinem Amtssitz fühlte ich mich doch sicherer als beim Militär.

Da erst am nächsten Tag ein Zug „nach Hause“ ging, machte ich noch einen Spaziergang in die Gegend und fragte dabei nach einem Gut, das einem deutschen Bekannten gehört hatte, einem namhaften Herdbuch-Rinder-Züchter. Oh Schreck, gleich verlangte ein Uniformierter nach meinen Ausweisen. Doch ich hatte ja jetzt unverfängliche Papiere vorzuweisen und redete mich damit heraus, daß ich nach Leuten suchte, die angeblich dort wohnten. So ging alles glatt, aber der erlittene neueste Schreck wurde mir zur Mahnung, noch vorsichtiger zu sein.

²⁴ Poln. Szamotuły, Stadt ca. 30 km nordwestlich von Posen.

Um Sicherheit zu dokumentieren, schritt ich unbeirrt weiter und kam nach einigen Kilometern auf das Gut. Das Herrenhaus im Park lag verlassen, ausgeraubt und devastiert vor mir, ein Sinnbild für die Erinnerung an den eigenen verlorenen Besitz. Der Gutshof öde und leer, alles so trostlos! Ich ging dann noch weiter durch die Felder. Auf einer Wiese an einer Fichtenschonung sah ich plötzlich auf eine Distanz von etwa 60m ein schwaches weibliches Reh sitzen. Es äugte mich traurig an, wurde aber nicht flüchtig. Ob es wohl krank geschossen war? Um es nicht aufzujagen, zog ich mich vorsichtig wieder zurück. Der traurige Blick dieses Rehleins war so sinnbildlich für die damalige Gesamtsituation, daß ich ihn nie vergessen werde.

In die Stadt zurückgekehrt, fand ich bei netten polnischen Leuten ein Nachtquartier und fuhr am nächsten Tage wieder nach Grätz zurück, wo man mich in der Verwaltung mit offenen Armen begrüßte.

Zu den Osterfeiertagen bekam ich von dem polnischen Bauern, der mich am 7. Februar beherbergt hatte, eine Einladung. Voll Freude und in der Hoffnung, mich einmal richtig satt essen zu können, fuhr ich per Rad am Ostersonnabend hin. In der Tat, nie hat mir das Essen vorher oder später so gemundet wie dort in dem gut versorgten Bauernhaus. Ich weiß es noch genau, daß ich am Ostersonntag an einem Rührei-Gericht, das man mir bereitet hatte, ganz langsam zwei Stunden lang gegessen habe, weil es so herrlich schmeckte. Der Bauer fragte mich, ob ich das wohl nicht möge, weil ich so langsam äße. Doch ich beteuerte ihm mit herzlichem Dank, daß das Gegenteil der Fall sei.

In diesen Tagen erfuhr ich aus einer Zeitung, die inzwischen wieder herausgegeben wurde, daß Christian von Jouanne, Inhaber des Gutes Hammelsfelde, Kreis Jarotschin, der im Januar nicht mit auf den Treck gegangen, sondern zurückgeblieben war, weil seine Leute ihm versprochen hatten, ihn zu schützen, auf dem Marktplatz in Jarotschin öffentlich gehängt worden sei. Damit hätte auch ich – wenn nicht gleich zu Anfang erschossen – rechnen müssen, wenn meine Leute mir nicht mit den falschen Ausweisen die weitere, getarnte Existenz ermöglicht hätten.

Schrecklich war es für mich auch in dieser Zeit, mit ansehen zu müssen, wie die Russen rücksichtslos alles Wild auf den Feldern abknallten. Mit ihren Maschinenpistolen, deutschen Karabinern und Maschinengewehren mit Leuchtspurmunitie schossen sie auf die unglaublichsten Entfernungen – oft über 2 km weit – auf alles Wildgatter, was zu erblicken war. Vor allem die bis dahin zahlreichen Feldrehe rotteten sie damit völlig aus, schossen wahllos auch alle hochbeschlagenen Ricken tot. Ich sah einmal einen großen Kastenwagen voll beladen mit frischgeschossenen Rehen daherfahren. Um krank geschossenes Wild, das sich noch in eine Deckung hatte retten können, kümmerten sich die Russen nicht; sie nahmen nur das auf, was tot in ihrem Blickfeld liegen blieb. So lag in den Waldungen noch viel verludertes Wild umher. Es war ein grausiges Geschehen! Ich machte darüber Meldung in der polnischen Kommandantur, doch dort hatte man dafür nur ein bedauerndes Achselzucken (zu der russischen Besatzungseinheit wagte ich mich verständlicherweise nicht).

Ausweg aus der Enge der Heimat: Ostpreußen

Durch meine Amtstätigkeit erfuhr ich, daß in Posen ein Konsortium von Forstleuten für die „zurückeroberten“²⁵ Gebiete Ost- und Westpreußen, Pomerellen und Hinterpommern zusammengestellt werde. Hier schien sich mir eine günstige Gelegenheit zu bieten, legal aus der für mich so besonders gefährvollen engen Posener Heimat herauszukommen. So fuhr ich „dienstlich“ nach Posen und stellte dort einen Antrag auf Aufnahme in den Forstdienst in Ostpreußen, da „ich schon immer einen Hang für den Försterberuf gehabt hätte und ich mir ehemals bei einem befreundeten Förster schon einige Kenntnisse im Forstwesen angeeignet hätte.“ Man nahm meinen Antrag an, zunächst als Kanzlei-Angestellter mit späterer Aussicht auf Eintritt in den Revierdienst. Am 2. Mai sollte ich mich zur Teilnahme an einem Sammeltransport nach Ostpreußen in Posen einfinden. Nun ergab sich aber eine neue Schwierigkeit: Meine Vorgesetzten im Stadtrat Grätz wollten mich nicht von meinem Posten freigeben. Eine für mich sehr lästige Situation! Doch wenn ich für meinen mir durch den Zusammenbruch des Deutschen Reiches aufgezwungenen neuen Lebensweg mehr Sicherheit gewinnen wollte, durfte ich hier nicht nachgeben.

So warf ich mich in die Brust, redete von „Pioniereinsatz für das zugewonnene Territorium“ und daß ich als „Junggeselle“ doch besonders dazu berufen sei. Nach einigem Hin und Her gab man schließlich meiner Bitte um Entlassung aus meiner (an sich recht guten) Anstellung als Arbeitsamtsleiter nach und verabschiedete mich mit allen guten Wünschen.

Als recht beschwerlich erwies sich nun noch meine Abreise. Ich wollte doch nicht alles, was ich an Kleidung und Ausrüstung inzwischen „erobert“ hatte, wieder verlieren und „blank“ in die Ferne gehen. Koffer hatte ich nicht. So schnürte ich mir zwei Bündel zurecht, die aber so schwer wurden, daß ich nicht beide zusammen tragen konnte. Folglich trug ich sie immer abwechselnd einzeln in Etappen zum Bahnhof. Meine Fahrräder und mancherlei Küchengerät hinterließ ich bei der alten Vermieterin, die selbst eine sagenhafte Unordnung in ihrer Wohnung hatte, mit der Versicherung, daß ich mir das später noch abholen würde. (Ich bin nie mehr hingekommen, vielleicht liegt alles heute noch dort!!)

In Posen deponierte ich mein Gepäck in der Gepäck-Aufbewahrung. Es gab noch einige Tage Aufenthalt, bis der Transport zusammengestellt war. Wieder durfte ich unentgeltlich in einem freundlichen Privatquartier kampieren. Bei einem Optiker bestellte ich mir eine neue Fernsicht-Brille (meine Dioptrie-Zahlen kannte ich noch), ohne die ich später nicht hätte schießen können.

Am 7. Mai rollten wir als Sammeltransport (ca. 40 Mann) in einem Personen-Waggon 3. Klasse (Holz) Richtung Deutsch-Eylau²⁶ ab, kamen in Etappen am 8. Mai nachmittags dort an. Gerade verbreitete sich die Kunde über die deutsche Kapitulation. Ein allgemeines Freudengeschrei und wildes Salut-

²⁵ Offiziell „wiedergewonnene“ (odzyskane) Gebiete.

²⁶ Poln. Iława, Wojewodschaft Allenstein/Olsztyn.

Schießen der Russen hub an. (Mir war innerlich recht traurig zumute.) Am 9. Mai kamen wir – ziemlich gerädert von der langen Hockerei auf den Holzpritschen, liegen konnten wir aus Platzmangel nicht – in Allenstein an und bezogen dort Quartier in einem großen Hotel. Jeder bekam ein Zimmer für sich, was mir eine große Beruhigung war.

Da die Wälder noch voll von Partisanen „aller Schattierungen“ (deutsche Soldaten, SS-Leute, polnische Armia Krajowa,²⁷ russische Deserteure) waren, die sich gegenseitig bekämpften und alle „Fremden“ im Walde niederschossen, ließ man uns noch nicht in die Reviere hinaus. Jeden Tag war um 9 Uhr vormittags kurze Versammlung, dann konnte jeder seiner Wege gehen. Für die Verpflegung sorgte eine Mensa im Hotel. Ich durchstöberte ganz Allenstein, das vor allem in den Außenbezirken sehr stark durch Brände zerstört war. Wie ich hörte, war das nicht die Folge von Kriegshandlungen. Nein, Allenstein war ohne großen Widerstand geräumt worden.²⁸ Die Russen hatten später die Häuser in Brand gesetzt, nachdem sie sie durchsucht und ausgeplündert hatten.

Da mein Großvater mütterlicherseits 1908 in Allenstein begraben wurde und ich dort 1937 sein Grab besucht hatte, ohne mir jedoch die genauen Örtlichkeiten gemerkt zu haben, ging ich nun vorsichtig, um nicht aufzufallen, alle Friedhöfe durch. Am vierten Tage fand ich endlich das Grab, unberührt und noch in gutem Zustand. Mehrfach bin ich auch noch in späteren Jahren heimlich hingeschlichen, um das Grab zu pflegen.

Bei einem meiner „Beutezüge“ durch die verlassenen Häuser Allensteins beobachtete ich vor mir einen Russen, der gerade eine sehr gute Nagelschere gefunden hatte. Da diese – wie üblich – gebogen war, warf er sie mit einem verächtlichen „Nitschewo“ beiseite. Ich wartete, bis er außer Sichtweite war, dann griff ich eilig zu. Die Schere hat mir bis heute treulich gedient.

Am 1. Juni erfolgte endlich der langerwartete Aufbruch ins Gelände. Wir waren in mehrere Arbeitsgruppen eingeteilt worden. Die meinige hatte als Be-

²⁷ Nachfolgeorganisationen der Heimatarmee und andere Widerstandsgruppen sehr verschiedener politischer Richtung agierten nach der Machtübernahme der von Moskau eingesetzten Provisorischen Regierung noch nach 1945 aus dem Untergrund gegen die als neue Fremdherrschaft betrachtete Macht, bis die letzten vereinzelter Widerstandsgruppen Anfang der fünfziger Jahre ausgeschaltet wurden; siehe Markert, Osteuropa-Handbuch Polen, S. 235 f.; vgl. auch: Józef Modrzejewski, *Od Armii Krajowej do wojny domowej* (Von der Heimatarmee zum Bürgerkrieg), New York 1985; Marek Latyński, *Nie paść na kolana. Szkice o opozycji lat czterdziestych* (Nicht auf die Knie fallen. Skizzen von der Opposition der vierziger Jahre), London 1985; Krystyna Kersten, *Narodziny systemu władzy. Polska 1943–1948* (Die Geburt des Machtsystems. Polen 1943–1948, Paris 1986; John Coutouvidis, Jaime Reynolds, *Poland 1939–1947*, Leicester University Press 1986.

²⁸ Allenstein war am 20. Januar 1945 „völlig überraschend“ von sowjetischen Truppen angegriffen worden, als sich noch die Hälfte der Bevölkerung in der Stadt befand. Offensichtlich wurden durch Zerstörungen und Brandstiftungen in den Tagen des Einmarsches der Roten Armee in Ostdeutschland größerer Schaden verursacht als durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen; siehe: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I/1, S. 34/35 E und S. 67 E.

stimmungsort Johannsburg,²⁹ 80 km östlich von Allenstein am Rande des größten Waldgebietes Ostpreußens gelegen. Das war mir sehr lieb; je weiter nach Osten, desto weiter weg von hochnotpeinlichen Kontrollen!

Mit einem Lastauto, auf das wir alle unsere Habe gepackt hatten, rollte unsere Gruppe (8 Mann, geführt von Forstmeister G.) gen Osten. Da Johannsburg sehr stark zerstört war und einen trostlosen Anblick bot, fuhren wir weiter bis Gehlenburg (13 km),³⁰ wo wir uns ein gutes Haus als Quartier suchten. Ich konnte mir wieder ein Einzelzimmer sichern.

Sofort nach der Ankunft wurden wir vom russischen Geheimdienst gefilzt. Unter Beaufsichtigung mußten wir frei weg unseren Lebenslauf schreiben (ich hatte meine falschen Angaben gut im Gedächtnis), dann wurden wir noch einzeln ausgefragt.³¹

Da ich ja angab, bisher nicht im Forstdienst tätig gewesen zu sein, sahen die GPU-Leute³² in mir einen willfährigen Spitzel gegenüber meinen Forstkameraden und spannten mich für ihre Dienste ein. Man diktierte mir ein Pseudonym zu und beauftragte mich, meine Kameraden auszuhorchen und über ihre Äußerungen zu berichten. Ich bekam innerhalb der Zeit meines Aufenthalts in Gehlenburg kurzfristige Termine, während derer ich mich „unauffällig“ bei der GPU-Dienststelle unter meinem Pseudonym zur Berichterstattung einzufinden hatte. Das war für mich eine sehr peinliche Situation! Ich wollte doch meine Kameraden nicht verpfeifen. Mit der Ausrede, meine Kollegen hätten mich wohl als Spitzel erkannt, erklärte ich jedesmal „mit Bedauern“, nichts Verdächtiges vernommen zu haben. Der Kommissar wurde immer unfreundlicher; schließlich warf er mich mit harten Schimpfworten hinaus. Ich war froh, so glimpflich dabei weggekommen zu sein. Sieben Jahre später aber sollte mir der Umstand, daß ich in den Geheimakten, die von der polnischen Geheimpolizei³³ übernommen worden waren, registriert war, noch zu einem Vorteil erwachsen.

²⁹ Poln. Pisz, Wojewodschaft Allenstein/Olsztyn.

³⁰ Poln. Biała Piska.

³¹ In den Teilen der deutschen Ostprovinzen, die an Polen übergeben wurden (südliches Ostpreußen, Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg, Schlesien), gab es nach der Besetzung durch die Rote Armee mehrere Monate (bis spätestens Herbst 1945) oder zumindest einige Wochen ein Neben- und Nacheinander von russischer Besatzung und polnischer Verwaltung, hierzu: Dokumentation der Vertreibung, S. 88 E ff.

³² GPU (Gosudarstwennoje polititscheskoje uprawlenije) = Staatliche Politische Verwaltung; Bezeichnung für den sowjetischen Geheimdienst in den Jahren 1922–23. Der sowjetische Geheimdienst ist unter verschiedenen Namen bekannt: Tscheka (1917–22), GPU (1922/23), OGPU (1923–34), NKWD ab 1934; NKGB im Zweiten Weltkrieg, MGB ab 1946; MWD 1953, KGB 1954–91; hierzu: Astrid von Borcke, Unsichtbare Weltmacht KGB, Neuaufl., Neuhausen-Stuttgart 1989, S. 26.

³³ Offizielle Bezeichnung: Amt für Sicherheit = Urząd Bezpieczeństwa (UB); hierzu: ZZZ (Pseudonym), Syndykat zbrodni (Syndikat des Verbrechens), in: 40 lat władzy komunistycznej w Polsce (40 Jahre kommunistischer Herrschaft in Polen), hrsg. von Irena Lasota, London 1986, S. 209–240; Zbigniew Błazyński, Mówi Józef Światło. Za kulisami bezpieki i partii 1940–1955 (Es spricht Józef Światło. Hinter den Kulissen der Sicherheit und der Partei 1940–1955), 2. Aufl., London 1985.

Unsere Dienstaufgabe bestand zunächst darin, das Waldgebiet zu sichten, polnische Amtstafeln (Pappe) an die Forstgehöfte zu heften und Berichte über Waldbestand, Holzvorräte und Zustand der Gebäude zu schreiben. Die Gruppe wurde noch einmal in vier kleine Trupps à zwei Mann unterteilt; 3 Trupps zogen die Woche über verteilt durch die Wälder, kampierten in verlassenen Forstgehöften und kehrten zum Wochenende ins Quartier Gehlenburg zurück, die 4. Gruppe „hütete Haus“.

Ich war Forstmeister M. zugeteilt, einem jüngeren studierten, netten Forstmann aus der Posener Gegend. Wir verstanden uns sehr gut, hatten uns das entlegenste Forstamt Kurwien³⁴ (früher Forstmeister Wallmann) als Arbeitsgebiet auserkoren und walteten dort unseres Amtes, alles per Fußmarsch – versteht sich.

Am 22. Juni (ich weiß es noch genau, es war ein Freitag, der Jahrestag des Beginns des Rußlandfeldzuges) beordnete mich unser Leiter, Forstmeister G., als seinen Begleiter für einen weiten Marsch über die Forstämter Kulik, Turoscheln³⁵ und Kurwien. Das wurde für uns eine Strecke von über 70 km. Erschöpft, mit brennenden Füßen kamen wir am Abend nur noch bis Johannisburg. Doch für mich hatte dieser Marsch eine besondere Bedeutung!

Erste Station: Forstamt „Wolfsbruch“

Am folgenden Wochenbeginn sagte unser Leiter, Forstmeister G., meinem bisherigen Truppführer, Forstmeister M., dieser müsse mich freigeben und bekomme dafür den Hilfsförster U. als Begleiter. Ich hätte bewiesen, daß ich selbständig arbeiten könne und bekäme daher das Forstamt Wolfsbruch³⁶ zur Einzelbegehung. Befehl ist Befehl! Ich wäre gern wieder mit Forstmeister M. losmarschiert, da wir uns doch so gut verstanden und im Forstamt Kurwien so schöne, noch nicht ausgeplünderte Forstgehöfte vorgefunden hatten.

So zog ich denn allein Richtung „Wolfsbruch“ los. Der Aufenthalt im Wald war damals immer noch eine sehr gefährliche Sache. Bei zufälligem Zusammenstoßen mit Partisanen stand einem der Weg „gen Himmel“ offen. Doch „Dienst ist Dienst“ und „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“ hieß es für uns. Man vertraute auf sein Glück.

Tief drinnen im Waldgebiet „Wolfsbruch“ fand ich auf einem befahrenen Waldweg die Leiche eines Mannes. Er lag quer über den Weg, das eine Wagenleis verlief über seinen Knien. Er mußte dort schon wochenlang gelegen haben, denn Beine und Kopf waren nur noch blanke graue Knochen. Am Hinterkopf hing noch ein Stück pergamentartiger Haut mit blonden Haaren. Der Körper, noch mit Kleidungsresten bedeckt, lag auf einer offenen, braunen Le-

³⁴ Poln. Karwica.

³⁵ Dtsch. Grünheide Försterei (Kullik), poln. Turośl.

³⁶ Poln. Wilcze Bagno.

derjacke. Augenscheinlich hatte sich kein Fuhrmann der vorbeifahrenden Gespanne gescheut, dem Toten über die Beine zu fahren. Ich meldete den Fund sodann dem polnischen Milizposten in Johannisburg. Er nahm kaum Notiz davon, doch wurde der Leichnam später weggeholt.

Diese Exkursionen durch die weiten Wälder waren keine Erholungsspaziergänge. Abgesehen davon, daß man alle Wege „per pedes“ zurücklegen mußte, hatte man auch nur sehr karge Kost – trocken Brot und Salz von Gehlenburg her – zur Verfügung und schlief die Woche über irgendwo in einem leeren Forsthaus auf der Erde, bestenfalls auf etwas Stroh. Aus Stecknadeln bogen wir uns Angelhaken für den Fang kleiner Fische, die wir dann in einem mitgeführten Topf kochten.

„Schlank und rank“ waren wir alle, aber seltsamerweise fühlte man sich bei dieser kargen Lebensweise gesundheitlich äußerst wohl. Nur vor Verletzungen mußte man sich hüten; sie wollten gar nicht recht heilen.

Da das Forstamt „Wolfsbruch“ mit seinen Waldungen von Süden her bis direkt an die Stadt Johannisburg reichte, richtete ich mir in einem leeren Haus am Stadtrand eine „Zweitwohnung“ ein, wo ich während der Wochentage übernachtete. Eines Tages machte wieder einmal ein von russischen Soldaten geführter Viehtransport in der Nähe meines Hauses Station. Flugs rannte ich am Abend mit Eimer und Schemel hin und melkte einige Kühe. Schon war der Eimer ziemlich voll, und ich freute mich auf diese Labung, da stieß mir eine Kuh mit dem Hinterfuß hart gegen den Eimer, und die ganze Milch ergoß sich auf die Erde. Da habe ich geflucht „wie ein Kümmeltürke“. Die erneut aufgenommene Melkaktion brachte dann nur noch wenig Erfolg. Die Kühe waren „leer“, da auch andere „Interessenten“ sich an der Melkerei beteiligt hatten. Am nächsten Morgen war die Viehherde weiter gen Osten gezogen. So amtierte ich nun in „Wolfsbruch“ und ging immer zum Wochenende nach Gehlenburg, um meine Meldungen zu erstatten und mich mit Proviant zu versorgen.

Als ich zum dritten Mal nach Gehlenburg kam, wurde dort Besorgnis um den Verbleib der beiden Kollegen M. und U. laut, die nun schon seit drei Wochen nicht mehr aus dem Forstamt Kurwien zurückgekehrt waren. Forstmeister G. beauftragte mich, zu einem alten deutschen Waldarbeiter Sokol im Dorfe Wiartel³⁷ zu gehen, ihm ein Stück Speck zu übergeben und ihn zu bitten, in Kurwien nach den beiden Vermißten zu forschen.

Eine Woche verging, Sokol – ein zuverlässiger Mann – kam nicht. So marschierte ich ein zweites Mal zu Sokol. Er saß verängstigt zu Hause, erzählte, er habe das Forstamt Kurwien völlig ausgeraubt und verwahrlost aufgefunden und keine Spur von den Vermißten gefunden. Auf dem Rückweg sei er von einer russischen Viehtransport-Eskorte fürchterlich geschlagen und zur Beihilfe als Viehtreiber über viele Kilometer gen Osten gezwungen worden. Schließlich durch Flucht in den Wald entkommen, habe er sich nicht mehr aus dem Hause getraut.

³⁷ Poln. Wiartel; Wiartel-Försterei = poln. Uścianki.

Gemeinsam mit mir war er bereit, noch einmal nach Kurwien zwecks Suche nach den Vermißten zu gehen. Im Dorf Kurwien, nahe dem Forstamt K. gelegen, wurde uns von Deutschen, die dort noch angstvoll hausten, bestätigt, daß 2 polnische Forstleute, ein mittelgroßer (M.) und ein ganz langer (U.), dort gewesen seien; doch habe danach ein russischer Pferdetransport im Forstamt kampiert, und von den beiden Förstern habe man nichts mehr gesehen.

Als ich ins Forstamt kam, standen mir die Haare zu Berge, so fürchterlich devastiert waren inzwischen Haus und Stallungen. Ich machte noch einen Rundgang um das Gehöft, von unseren beiden Kollegen keine Spur.

Nach 2 Jahren fanden Pilzsammler in der Nähe des Forstamtes die schon völlig zusammengefallenen Skelette zweier Menschen, eines mittelgroßen und eines sehr großen. Den Schädel des mittelgroßen erkannte ich an dem schmalen Unterkiefer deutlich als den Kopf des Forstmeisters M. Wer hatte sie wohl umgebracht, Partisanen oder die Russen? Die Forstdirektion ließ ihnen an der Todesstätte einen Gedenkstein mit Inschrift errichten und benannte das Forstamt mit dem Namen des dort verschollenen Forstmeisters M. Hätte mich unser Gruppenleiter, Forstmeister G., nicht zur selbständigen Tätigkeit in „Wolfsbruch“ umdisponiert, hätte wohl mein – falscher – Name mit auf dem Gedenkstein gestanden!

Nachdem ich Anfang August das Begehen von „Wolfsbruch“ beendet hatte, übertrug mir Forstmeister G. die Bearbeitung des Forstamtes Johannisburg, nördlich der Stadt und westlich des großen Spirding-Sees gelegen.³⁸

Als Revierförster unterwegs: Begegnungen mit Deutschen und Russen

Als ich mich auf dem Wege in die nördlichere Waldregion einige Stunden im Dorfe Karwik (am südlichen Ufer des Sexter-Sees,³⁹ des südlichen Teils des Spirding-Sees gelegen) aufhielt – es war der 4. August 1945 – und eine hohe Holzkanzel bestieg, von der man einen weiten Blick über den riesigen See hatte, wurde ich plötzlich von russischen Soldaten festgenommen, als „Spion“ beschimpft, auf einen Pferdewagen gesetzt und unter den Läufen mehrerer Maschinenpistolen nach Johannisburg gefahren. Alle meine Beteuerungen, ich sei ein polnischer, dorthin beordeter Forstbeamter, und mein in Polnisch und Russisch gehaltener Ausweis, den die Russen anscheinend nicht entziffern konnten, nutzten nichts. Als wir vor der russischen Kommandantur in Johannisburg ankamen, ließ mich der Kommandant, den ich ja persönlich kannte, lachend wieder laufen.⁴⁰

³⁸ Poln. Śniardwy.

³⁹ Poln. Seksty.

⁴⁰ In 1994 erstmals veröffentlichten amtlichen Dokumenten der neuen polnischen Verwaltung in Ermland und Masuren werden dramatische Lagebeschreibungen abgegeben,

Es stellte sich heraus, daß der von den Russen neuernannte deutsche Dorfschulze von Karwik namens Krispin, ein alter Kommunist, mich bei den Russen als „Spion“ denunziert hatte. Wohl ist mir bei dieser Eskapade nicht gewesen. Die Russen waren doch unberechenbar. Krispin war sodann, als ich mich als Förster in Karwik ansiedelte, ganz klein „mit Hut“. Er wanderte später nach Westdeutschland aus.

Als ich das hinter Karwik gelegene Forstrevier „Haselheide“⁴¹ durchwanderte, gingen mir die Augen auf: Das war ein herrliches Waldgebiet, alte Kiefernbestände mit Haselnuß-Unterbuch, dabei viel Laubholz-Beimischung. Durch die Mitte des Reviers zog sich in langem Bogen über mehrere Jagen eine saftige Wiesen-Schlenke. Das mußte bei guter Pflege ein ideales Hochwild-Revier sein (und wurde es auch!). Die lange Strecke des Seeufers als Reviergrenze nach Nordosten war landschaftlich wunderschön, versprach auch eine gute Jagd auf Wasserwild.

Die weiteren zum Forstamt Johannsburg gehörenden Reviere waren zwar auch wertvoller Waldbestand, aber mehr Nadelwald und nicht so idyllisch von Wiesen durchzogen. So bat ich Forstmeister G., mir dieses Forstrevier, dem ich nun einen entsprechenden polnischen Namen geben mußte, als meinen zukünftigen festen Dienstbereich als Revierförster zuzuerkennen, was er mir andstandslos bewilligte.

Das dortige Förstergehöft, abseits am Waldrand gelegen, war niedergebrannt. So requirierte ich ein kleines Bauerngehöft mit guten Gebäuden, etwas abseits dicht am Seeufer gelegen, als polnisch-staatliches Forstanwesen (der deutsche Besitzer Bauer Skierka war nach Westdeutschland geflüchtet), mietete mir ein Fuhrwerk, holte alles an Besitztümern, was ich in Gehlenburg und Johannsburg zusammengetragen hatte (auch einige Möbel), ab und quartierte mich in Karwik ein. Auch ein Fahrrad hatte ich mir inzwischen aus vielen Fundteilen zusammengesetzt.

Das Dorf Karwik,⁴² nur von wenigen seiner deutschen Einwohner beim Fronteinbruch verlassen, war auch noch zu einem Refugium für Familien aus weiter östlich gelegenen Dörfern geworden und dadurch fast voll bewohnt (ca. 30 Familien). Als bekannt wurde, daß ich der dortige neue Förster sei,

darunter auch die Konflikte zwischen den polnischen Behörden und Angehörigen der Roten Armee. So schrieb der Johannsburger Staroste in einem Situationsbericht (für Dezember 1945) über „sich wiederholende Exzesse von Marodeuren der Roten Armee“, über „eine ganze Reihe von Mißbräuchen und gewöhnlichen Vergehen, hauptsächlich gegen das Eigentum“, von seiten sowjetischer Abteilungen, an anderer Stelle über die sowjetischen Abteilungen, „die sich mit notorischer Plünderung (szabrownictwem) des ehemaligen deutschen Eigentums beschäftigen“; Situationsbericht für Dezember 1945 des Johannsburger Starosten Edmund Rutkowski für die Organisationsabteilung des Amtes des Bevollmächtigten der Regierung der RP in Allenstein, in: *Warmiacy i Mazury w PRL*, Dok. 88, S. 143–150, hier S. 144.

⁴¹ Dtsch. auch Kerschek; poln. Kierzek.

⁴² Poln. Karwik.

schaute mir nur noch freundliche Gesichter entgegen. Ich gab zu, etwas deutsch sprechen zu können, und verständigte mich in sehr gebrochenem Deutsch mit den Menschen. Aber auch mit Polnisch, dem das dort vielfach noch gesprochene Masurisch sehr ähnlich ist, konnte man gut ankommen.

Da ich ja anfangs noch keinen rechten Hausstand führte, ordnete Herr Krispin an, daß ich umschichtig jeden Tag in einem anderen Haus zu Mittag bewirtet werden sollte. Das klappte sehr schön, man war äußerst gastlich und bemüht, mir alles recht zu machen. Ich zahlte jeweils einen kleinen Obolus, habe mich später auch noch durch Verteilung von Wildbret revanchiert.

Bei einem Dienstgang in das nordwestliche Nachbarrevier (ca. 13 km) lernte ich den alten deutschen Revierförster dieses Reviers, Max Klinge, ca. 58 Jahre alt, kennen. Seine Frau und Tochter waren nach dem Westen geflüchtet, er war – partilos – dageblieben, hatte sich sicherheitshalber von seinem einzeln gelegenen Forstgehöft weg im nahen Fischerdorf einquartiert. Zunächst blieb ich ihm gegenüber inkognito, um ihn kennenzulernen. Erst Weihnachten 45 habe ich mich ihm als Deutscher mit meinem richtigen Namen zu erkennen gegeben. Da hat er Augen gemacht! Auf meine offizielle Vermittlung hin wurde er in den polnischen Forstdienst übernommen.

Kurz nachdem ich mich in Karwik niedergelassen hatte, quartierte sich dort – vom Standort Arys⁴³ her – ein kleiner Trupp russischer Soldaten ein, um Gemüse und Kartoffeln zu requirieren. Ich ahnte Böses (daß sie im Walde wildern würden), freundete mich mit ihnen an und bot ihnen die Lieferung von Wildbret, wenn sie mir eine Waffe beschafften. Da die Russen aus Angst vor Partisanen sich nicht einzeln, sondern nur in größeren Horden in den Wald wagten, war der kleinen Gruppe mein Vorschlag willkommen. (Ich konnte durch waidmännisch und hegerisch sorgsam geführten Abschluß den Wildbestand vor wüsten Schießereien mit großen Wildverlusten bewahren; das war mein Hintergedanke dabei.) Die Russen brachten mir zunächst einen alten russischen Karabiner. Bei Probeschüssen stellte ich fest, daß er schon sehr ungenau schoß. Also durfte man nur Schüsse auf ganz nahe Distanz wagen. Ein schwaches, einzelnes Schmalreh war mit Blattschuß meine erste Beute, von der ich nun auch schon etwas abbekam. Die Russen waren begeistert und brachten mir auf meine Klage über die schlechte Waffe einen ganz neuen deutschen Karabiner, der hervorragend traf. Nun war ich in meinem Element und der Wald vor den Russen sicher. Denkste!

Meine nächste Beute war ein einzelnes Rottier, das auf relativ weite Distanz im Feuer verendete.

Der Führer der Russen-Gruppe hatte mir mit Rotstift und Riesenbuchstaben auf einem großen Bogen Papier einen Waffen- und Jagdberechtigungsschein ausgestellt. So fühlte ich mich leidlich abgesichert. Als ich nach einigen Tagen wieder am frühen Nachmittag durch den Wald pirschte, gerade den Ka-

⁴³ Poln. Orzysz.

rabiner abgelegt hatte, weil ich „aus der Hose“ mußte, traten plötzlich – wie aus dem Boden gewachsen – einige fremde russische Soldaten mit Maschinenpistolen auf mich zu. Sie richteten ihre Waffen auf mich. Da wurde mir heiß und kalt zugleich. Was würden sie tun, wenn sie meinen Karabiner erblickten? Doch ich gab mich ganz ruhig, ging auf sie zu, überreichte ihnen meine „przepustka“ (Ausweis) und wies auf den Karabiner. Lange rätselten sie an dem Papier mit den russischen Hieroglyphen herum, während die Pistolen immer noch auf mich gerichtet blieben. Halb polnisch, halb russisch redete ich ruhig auf sie ein, erklärte ihnen die Sachlage, meinte dann, ich müsse nun weiter meinem Dienst nachgehen. Sie sollten weiter geradeaus gehen, ich würde die Schneise nach links nehmen. Mit ruhiger Bewegung nahm ich ihnen das Schreiben aus der Hand, legte es zusammen, steckte es ein, dann ging ich zu meinem Karabiner, nahm ihn auf und hängte ihn am Riemen über die Schulter – alles ganz ruhig und gelassen (aber im stillen dachte ich immer: Na, schießen sie nun?) Dann wandte ich mich meiner Schneise zu und zog ganz ruhig, ohne mich umzuschauen, von dannen. Ich hatte aber das Gefühl, als ob mir alle meine Haare senkrecht in die Höhe stünden. Ich ging und ging und ging, aber es passierte nichts. Als ich an die nächste Querschneise kam (ca. 400 m), bog ich nach links ab und warf dabei einen schnellen Blick in Richtung der Russen. Sie standen noch immer da und schauten mir nach. Mich aber überkam jetzt, da ich um die Ecke war und mich „gerettet“ fühlte, ein Zittern. Schnell eilte ich ins Dorf zurück, erzählte den Russen mein „Erlebnis“ und bat sie, doch in Arys dafür zu sorgen, daß mein Forstgebiet nicht von Jagdstreifen durchkämmt würde. Es hat genutzt. In meinem Revier hatte ich fortan Ruhe. < . . . >⁴⁴

Der „Lebenshirsch“ in Görings ehemaligem Revier⁴⁵

Im Nachbarrevier Jegocin⁴⁶ hatte Göring an einem stillen, ganz klaren See tief im Walde ein Bunkerquartier, Baracken und ein Sommerhäuschen am steilen Uferabhang errichten lassen. Getarnte Gleise zweigten von der Bahnlinie Johannsburg – Ruciane⁴⁷ dorthin ab. Jetzt war da alles still und verödet, viel Rotwild zog dort umher.

So nahm ich mir Proviant für mehrere Tage mit und quartierte mich in Görings Sommerhäuschen ein. Zu trinken brauchte ich nichts mitzubringen. Das Wasser im See war so rein und wohlschmeckend, daß ich damit bestens versorgt war. Am Abend des 23. September 1945 erlegte ich einige Jagen hinter

⁴⁴ S. 35 im Originalmanuskript

⁴⁵ Die hier ausnahmsweise vollständig wiedergegebene ausführliche Jagdbeschreibung soll einen Eindruck von dem waidmännischen Selbstverständnis und zugleich von der Gemütsverfassung des Autors vermitteln.

⁴⁶ Dtsch. Großer Tiefen-See (Großer Jegodschin-See).

⁴⁷ Dtsch. Niedersee bei Sensburg/Mrągowo.

Görings Quartier meinen ersten Hirsch mit Geweih im ostpreußischen Forst, einen Achtender-Abschußhirsch. Ich zog ihn von der Waldblöße ins Stangenholz, brach ihn auf und verblendete ihn.

Auf dem Rückweg zur Göring-Baracke überraschte mich ein Platzregen. Völlig durchnäßt, ohne die Möglichkeit, meine Kleider zu wechseln, legte ich mich auf den Holzfußboden zur Nachtruhe, schlief schließlich – trotz Nässe und Nachtkälte – vor Erschöpfung doch ein. Gegen 3 Uhr früh wachte ich durch dröhnendes Hirschgeschrei in meiner Nähe auf. Donnerwetter, das mußte ein starker „älterer Herr“ sein. Das Jagdfieber packte mich. Schnell ergriff ich meinen Karabiner, Zielstock und Sitzbänkchen und tappte mich in der Dunkelheit über die meterhohen Bahnrampen hinweg der Stimme entgegen. Der Hirsch zog meldend im Bestand vor mir fort, also schnell zur nächsten Parallel-Schneise und dann hinter ihm her. Allmählich stellten sich die Augen mehr auf die tiefe Dunkelheit ein, ich konnte alles besser erkennen und schneller voranpirschen. Zum Glück hatte ich ja seit Posen wieder eine Brille. Nach drei durchquerten Jagen näherte sich der Hirsch meiner Schneise. Es fing inzwischen leicht an zu dämmern. Schnell hockte ich mich am Bestandsrand auf mein Sitzbänkchen und wartete ab. Da erschien der Hirsch auf ca. 150 m wie ein Schemen auf der Schneise und tat sich knörend⁴⁸ in einer Senke nieder, so daß ich nur Kopf und undeutlich ein starkes Geweih erkennen konnte. Da der Hirsch den Kopf mir abwandte, pirschte ich mich noch ganz vorsichtig bis auf 100 m heran, dann hockte ich mich wieder hin und baute leise, leise meinen Zielstock vor mir auf. Wohl eine halbe Stunde saß ich so abwartend da, das Jagdfieber schüttelte mich immer mehr. Plötzlich stand der Hirsch auf und stieß breitstehend einen lauten Schrei aus. Nun aber fix! Karabiner hoch, das Korn erfaßt das Blatt, rumm, ist der Schuß heraus. Ich höre lauten Kugelschlag, der Hirsch sinkt zu mir hin zur Seite und rührt kein Glied mehr. Reptiert und in schnellen Sprüngen hin. Das Geweih wird immer größer, je näher ich komme. Ich stehe vor einem alten ungeraden Vierzehnder mit riesig langen (111 cm), dicken Stangen und Rosen. „Dein Lebenshirsch“ durchzuckte es mich. Er ist es geblieben, obwohl ich in späteren Jahren noch viele alte und starke Hirsche erlegt habe.

Eine kurze Weile saß ich neben ihm und hielt ihm nach altem Brauch andächtig die Totenwacht. Dann wurde ich mir plötzlich der Gefahr bewußt, von Partisanen überrascht zu werden. Schnell einen vom Einschuß schweißgetränkten Kiefern-Bruch an die Mütze, je einen Bruch in Einschuß und Äser und dann mit aller Kraftanstrengung den Hirsch von der Schneise weg ins Kiefernstangenholz gezogen. Dort brach ich ihn auf, trennte mit dem Jagdmesser den ganzen Kopf vom Rumpf und trug sodann die schwere Trophäe über die Schneise hinweg tief in den gegenüberliegenden Bestand, wo ich sie gut verblendete. Alle Nässe, alles Frieren waren vergessen. Beglückt zwar über den

⁴⁸ Jägersprache: Lautäußerung bei Rotwild.

Jagderfolg, aber doch traurig, daß mir dieses tiefe Erleben unter falschem Namen, fern der Familie und der Heimat vergönnt war, zog ich nach Haus. Eines aber wünschte ich mir: Ich möchte einst auch ein so schnelles, schmerzloses Ende finden wie dieser Hirsch.

Als wir später mit einem Russenwagen die beiden Hirsche holten, staunte der Fahrer nicht wenig über meine reiche Beute, vor allem aber über das mächtige Geweih. Auf dem Rückweg holte ich mir dann noch aus Görings Baracken einen Schreibtisch und einen Schrank, welche beiden Möbelstücke mir sodann während meiner ganzen Zeit in Polen gute Dienste geleistet haben.

Gefährlicher Alltag mit Russen, Polen, Deutschen

Zwei Tage später zog ich am Nachmittag wieder zur Pirsch hinaus, marschierte gleich viele Kilometer weit tief in den Wald hinein bis ins übernächste Forstrevier, um mein Gebiet zu schonen. Hier in dem riesigen Waldkomplex gab es ja außer mir noch keinen Forstbeamten. Während ich dort vorsichtig am Schneisenrand entlangschleiche, höre ich plötzlich im Bestand rechts von mir eine Streife russischer Soldaten, breit ausgeschwärmt, auf mich zukommen. Gleich schlug mir das Herz bis in den Hals! Wenn die mich erblickten, schossen sie mich sofort nieder. Was tun? Ich rannte schnell nach links in das enge Kiefernstangenholz hinein, schob das Gewehr unter eine kleine Fichte und kuschelte mich etwas weiter in eine kleine Bodensenke. Eiligst weiter zu türmen, wagte ich nicht, da ich ja nicht wußte, ob vielleicht auf der nächsten Schneise eine Schützenkette wartete. Ganz klein und flach machte ich mich, wagte nicht mehr den Kopf zu heben und hörte nur hart mein Herz klopfen. Nur wenn ich das Glück hatte, ziemlich in der Lücke zwischen zwei Männern zu liegen, die mit seitlichem Abstand von ca. 50m voneinander daherschlurften, konnte ich hoffen, nicht entdeckt zu werden. Ich hörte das Reden und Tapsen auf mich zukommen, dann seitlich von mir, dann entfernte es sich. Gerettet! Schnell griff ich meinen Karabiner und rannte leise im Bestand schräg nach hinten davon. Hier war aus einem Jäger ein Gejagter geworden. Nachdem ich mich vorsichtig überzeugt hatte, daß die Schneise leer war, türmte ich klopfenden Herzens weiter in Richtung auf Görings Baracken, wo ich wieder im versteckten, stillen Uferhäuschen übernachtete. <...>⁴⁹

Die Russen zogen ab und mit ihnen auch mein Karabiner. Doch nach einer Woche kamen sie noch einmal mit dem Gewehr zu mir und baten mich, ihnen etwas zu erlegen. Da ich mich eilen mußte, beschoß ich einen starken Hirsch auf 175m, knieend, im starken Regen. Der Hirsch zeichnete, doch die Nachsuche im strömenden Regen war ergebnislos. Betrübt zogen die Russen endgültig davon.

⁴⁹ S. 38–39 im Originalmanuskript.

Mir ließ jedoch dieses negative Ergebnis keine Ruhe; ich war doch gut abgekommen, und der Hirsch hatte gezeichnet. So zog ich am nächsten Nachmittag mit einem Jungen aus dem Dorf erneut zur Nachsuche los und siehe da, wir fanden den Hirsch kalt und steif und längst verendet ca. 500m vom Anschuß in ganz anderer Richtung, als wir vermutet hatten. Mit gutem Blattschuß, bei dem auch das Herz von Splittern getroffen war, war der starke Vierzehnder (mit 8 kg Geweihgewicht) noch so weit geflüchtet, bis er dann gewiß plötzlich verendete. Nun war die Freude groß. Die Russen waren ja weg, und so konnte ich den Hirsch an alle Einwohner des Dorfes Karwik verteilen. Ein sehr beehrter Sonntagsbraten!

Nun trat allmählich der ruhige Alltag an mich heran. Ich ging meinen forstlichen Aufgaben nach, die neben Verwaltungsangelegenheiten hauptsächlich in Reviergängen zwecks Bekämpfung des sich stark entwickelnden Schlingenstellerunwesens bestanden. Alle Wildwechsel mußten abgesucht werden. Oft kam ich behangen mit mehr als 100 riesigen Drahtschlingen (3 mm starker, geglühter, glatter Draht, den die Wilderer sich von den Viehkoppeln geholt hatten) nach Hause. < . . . >⁵⁰

Als der erste Schnee fiel und damit die Wildwechsel noch deutlicher erkennbar wurden, flammte die Schlingenstellerei wieder auf. Eines Tages sah ich im Revier von ferne einen Rehbock hin- und hertoben, der sich anscheinend frisch gefangen hatte. Leise murmelnd ging ich langsam auf ihn zu. Da blieb er ruhig stehen und äugte mich mit gesenktem Kopf an. Ohne sich noch zu rühren, ließ er mich ganz nah an sich herankommen. Ich streichelte ihm zart die Decke, dann griff ich ganz langsam nach meiner immer mitgeführten Zange und knipste an seinem Halse den Draht durch. Darauf gab ich ihm einen leichten Klaps auf die Keule. Mit einem hohen Satz und lautem „Bö, bö, bö“ suchte er das Weite. (Das ist kein Jägerlatein!) Bei seinem Absprung hatte der Bock meiner Zange einen solchen Stoß versetzt, daß sie im hohen Bogen davonflog und tief unter den verharschten Schnee rutschte, so daß ich sie eine Stunde lang suchen mußte. Ich habe das ohne Murren getan, denn ich war tief beglückt von diesem einzigartigen Erlebnis.

Dabei kam ich auf einen Dreh: Mit dieser Spezial-Kneifzange, die ich mir besorgt hatte (ich besitze sie noch heute), kniff ich fortan die Schlingen am Baum und in der Öse so weit an, daß sie wohl noch fängisch stehenblieben, aber beim Zusammenziehen zerbrachen. Zu erkennen war das nicht, denn ich trat vorsichtig in die Fußstapfen der Wilderer. Fing sich ein Tier in der Schlinge, so brach diese auseinander, und das Tier war frei. Durch diese Maßnahme habe ich den Ströppern ihr Handwerk so „versalzen“, daß sie es dann endlich aufgaben.

Gegen Mitte Oktober 1945 kam mir der Gedanke, daß es doch wohl ratsam wäre, sich in der Forstdirektion in Allenstein einen Ausweis mit Bild zu besor-

⁵⁰ S. 40 im Originalmanuskript.

gen, um besser gegen die Verdächtigung, ein „Falscher“ zu sein, gewappnet sein zu können. Da die Bahngleise der Strecke Lyck⁵¹ – Johannisburg bis Ortelburg⁵² von den Russen abgebaut worden waren, konnte ich nur auf dem Umweg über Lötzen⁵³ nach Allenstein gelangen. So tippelte und fuhr ich per Anhalter die 40 km bis Lötzen, von dort per Bahn nach Allenstein, ließ mich fotografieren und mir von der Forstdirektion einen feinen Ausweis mit Bild ausstellen. Diese Maßnahme sollte sich später als sehr vorteilhaft erweisen. Auf gleichem Wege kehrte ich wieder zu meiner Dienststelle zurück. Drei Tage nahm diese Exkursion damals in Anspruch. Ein russisches, recht gutes Prismen-Fernglas (6fach) hatte ich in Allenstein kaufen können. Das brachte mir große Freude.

Eines Abends, vom Reviergang zurückgekehrt, stellte ich fest, daß mich Diebe heimgesucht hatten. Viel war ja bei mir nicht zu holen, aber das schöne Paar Lederstiefel meines Schwiegervaters und einige Lebensmittel waren verschwunden. Das war eine traurige Feststellung! Ich erfuhr, daß russische Soldaten im Dorf aufgetaucht waren. Bei mir waren sie durch's schmale Kellerfenster ein- und ausgegangen. Auf meine Diebstahlsmeldung hin entschädigte mich die Forstdirektion geldlich für den Verlust. Nach langer Suche gelang es mir, in Lomza⁵⁴ ein Paar hoher brauner Schnürstiefel zu ergattern, so daß ich wieder etwas Vernünftiges an die Füße bekam.

In Johannisburg hatte ich ein deutsches, älteres, nettes, vertrauenswürdiges, kinderloses (sehr wichtig wegen der Geheimhaltung) Ehepaar kennengelernt. Der langen Einsamkeit überdrüssig, gab ich mich ihnen als Deutscher zu erkennen. Sie haben mir viel geholfen. Eines Novembertages überreichte Herr R. mir heimlich in seiner Wohnung einen alten deutschen Karabiner, den er auf meine Bitte irgendwo „besorgt“ hatte. Vorsicht war geboten, denn auf unerlaubten Waffenbesitz stand Todesstrafe.

Bei Nacht und Nebel überführte ich das Gewehr von Johannisburg gleich bis tief in mein Revier und versteckte es, gut in einer Plane eingehüllt, in einer Schonung. Munition hatte ich reichlich in Görings Lager gefunden. Die versteckte ich, gut verpackt in einem wasserdichten Karton, in einem Moor mehrere Kilometer tief im Wald unter einem Baumstumpf. (Da liegt sie gewiß noch heute). An anderer Stelle weit drinnen im Wald, von wo man die Schüsse im Dorf nicht hören konnte, prüfte ich den Karabiner auf die Scheibe. Er streute schon etwas, aber auf nahe Distanz konnte man noch sicher treffen. So konnte ich mir nun Wildbret besorgen und brauchte nicht mehr – wie bisher – ins Dorf zum Mittagessen gehen. Ein Hegeabschuß schwachen und kümmernden Schalenwildes war ja ohnehin erforderlich und dienstlich vorgesehen.

⁵¹ Poln. Elk.

⁵² Poln. Szczytno.

⁵³ Poln. Giżycko.

⁵⁴ Poln. Łomża; Stadt jenseits der deutsch-polnischen Grenze von 1939 in der Woiwodschaft Białystok.

Ich konnte nun auch die bisher für das Angeln aufgewendete Zeit besser für die Betreuung von Wald und Wild nutzen. Mit der Angelei früh und abends an dem Kanal, der Sexter-See und Rosch-See⁵⁵ verbindet, hatte ich bis dato einen großen Teil meines Lebensunterhaltes bestritten. Damals war noch ein reicher Fischbestand vorhanden; das Angeln mit langer Kiefern-Rute machte wahrlich Spaß. Kaum eingeworfen, fing der Schwimmer schon wieder an zu springen, und man hob einen handlangen Fisch aus dem Wasser. – Später wurden durch die kommunistische Planwirtschaft (Normen!) die Fischbestände stark geschädigt. Die erbeuteten Fische (spannenlange Plötzen) kochte ich oder ließ sie – stark gesalzen – im Dorf im Backofen trocknen. So hatte ich immer haltbaren Proviant.

Eine ältere Frau mit halbwüchsiger Tochter, Frau B., als Flüchtling nach Karwik zugezogen, nahm mein Angebot als Wirtschafterin an; so kam mein Hausstand endlich in Gang. Leider war aber Frau B. in der Herrichtung von Wildgerichten nicht sehr erfahren, so daß ich ihr oft mit Rat beistehen mußte.

Weihnachten kam heran. Durch Vermittlung von Förster Klinge bekam ich im 17 km entfernten Fischereidorf Glodowen⁵⁶ schönen Fisch, den ich mir am 24. Dezember 45 mit Hilfe im Dorf geborgter Schlittschuhe über das Eis des Spirding-Sees holte.

Mitte Januar 46 gab es Gezeter im Dorf. Zwei junge Polen, recht zwielichtige Gestalten, waren als Betreuer des Kanalwehrs zwischen Spirding- und Rosch-See eingesetzt worden; sie hatten einfach den Hofhund eines meiner Waldarbeiter requiriert. Laut klagend kamen die Leute zu mir. Darauf ging ich kurzerhand in das Gehöft des Wehrs, band dort den Hund ab und gab ihn meinem Waldarbeiter zurück. Nun hatte ich die Burschen vom Wehr zu Feinden. Sie denunzierten mich beim Milizposten in Johannsburg, daß ich zu freundlich zu den Deutschen sei. Als bald erschienen am 8.2.46 (genau 1 Jahr, nachdem mein falscher Name registriert worden war) zwei „Geheime“ in meinem Forsthaus, forderten mich in barschem Ton auf, mich auszuweisen und unterwarfen mich einem hochnotpeinlichen Verhör über meine Vergangenheit. Wieder einmal schlug mir das Herz bis in den Hals! Doch ich gab mich äußerlich ganz ruhig und legte meinen Ausweis mit Bild vor, den ich mir glücklicherweise im Oktober in Allenstein besorgt hatte. Der klare Ausweis verfehlte seine Wirkung nicht; auch betete ich schön genau meinen falschen Lebenslauf herunter, wie ich ihn in Gehlenburg niedergeschrieben hatte. Darauf mäßigten sich die ziemlich verwegenen dreinschauenden „Herren“ und zogen ab, erklärten aber, sie kämen am nächsten Tag noch einmal wieder. Ich war so aufgeschreckt von diesem Verhör, daß ich die folgende Nacht kaum schlafen konnte. Würde man mich entlarven? Sollte ich türmen? Doch wo sollte ich hin? Auch würde ein Ausreißen den Verdacht nur bestärken. Nein, ruhiges Verhalten war die beste Tarnung.

⁵⁵ Poln. Roś.

⁵⁶ Poln. Głódowo.

So ging ich am nächsten Tage – offiziell seelenruhig – weiter meinen Dienstobliegenheiten nach. Die „Herren“ kamen nicht wieder!⁵⁷

Später erfuhr ich, daß der polnische Amtskommissar schon mit Pferdegespann am Dorfrand gewartet hatte – wohl, um mich abzutransportieren. Als die „Herren“ zu ihm zurückkamen, fragte er: „Na, was ist mit ihm?“ Die „Herren“ antworteten: „Nein, er ist in Ordnung.“ Der Amtskommissar war hernach immer besonders freundlich zu mir. Da er es über vielem Wodkatrinken (aus großen Wassergläsern, versteht sich!) versäumt hatte, sich rechtzeitig mit Brennholz zu versorgen, sägte er im nächsten Winter so viele Balken aus dem Dachgerüst seines Hauses als Heizmaterial heraus, daß schließlich das ganze Dach zusammenbrach. Die beiden Burschen vom Wehr wurden von einer ordentlichen polnischen Familie abgelöst. Ich atmete auf.

Eine Erschütterung aber hatte der „Besuch“ der beiden „Herren“ doch bewirkt: Als ich am nächsten Abend beklommen aus dem Revier heimkehrte, war mein Haus leer. Frau B. war mit Sack und Pack wieder in ihre alte Wohnung zurückgezogen. Der Auftritt der beiden „Herren“ hatte sie so erschreckt, daß sie lieber wieder mit ihrer Tochter allein für sich in ihrem Holzhäuschen bleiben wollte.

So mußte ich mich nun nach einer anderen „Hausmacht“ umsehen. Ich fand sie bald in der Person einer jungen Kriegerwitwe, die mit ihrem 4jährigen Sohn im Dorf bei ihrer verwitweten Tante wohnte. 4 Wochen lang kam Frau G.B. tagsüber ins Haus, dann zog sie im zweiten Flügel des Hauses ein.

Nachdem ich mich von ihrer Vertrauenswürdigkeit überzeugt hatte, gab ich mich ihr als verheirateter Deutscher unter falschem Namen zu erkennen. Ich wollte doch in meiner seelischen Einsamkeit wenigstens einen Menschen als Vertrauten haben. Sie hat mich als Deutschen nicht verpiffen, hat aber die 12 1/4 Jahre gemeinsamen Lebens hindurch nie recht glauben wollen, was ich ihr da offenbart hatte, bis sie sich schließlich erst nach gelungener Flucht doch überzeugen konnte, daß ich ihr die Wahrheit gesagt hatte. Sie war ein braver, als Wirtschaftlerin sparsamer und pflichtbewußter Mensch, aber streitsüchtig und bisweilen gar hysterisch, so daß es manchen harten Strauß mit ihr gegeben hat. Wenn sie „in Fahrt“ kam, schrie sie manchmal laut: „Und das will ein Deutscher sein!“ Zum Glück hat das – da wir ja einzeln und ca. 300m abseits der nächsten Behausung wohnten – nie jemand gehört, auch ihr Sohn nicht, der sich meistens im Dorf herumtrieb. Ich habe aber viel Angst ausgestanden, daß ihr lautes Geschrei einmal einem Unberufenen zu Ohren kommen könnte. Daher sah ich mich nach etwa 3 Jahren gezwungen, mich noch zwei weiteren vertrauenswürdigen Menschen im Dorf zu erkennen zu geben, um diese gegen Frau G.B. ausspielen zu können.

⁵⁷ Den „Amtsmißbrauch, den vor allem die Organe für Sicherheit und öffentliche Ordnung verüben, was mit dem niedrigen moralischen Niveau der Funktionäre dieser Organe verbunden ist“, beklagte auch der Johannsburg Staroste in seinem Situationsbericht (Warmiacy i Mazurzy w PRL, Dok. 88, S.146).

Um sie in ihrer Streitsucht zu mäßigen und zur Beherrschung zu mahnen, habe ich ihr gesagt, daß noch zwei weitere Menschen im Dorf wüßten, wer ich wirklich sei, habe ihr aber nicht gesagt, wer das war. Diese Menschen würden sie überwachen. Wenn sie dann etwa durch ihre Unbesonnenheit mich der Entlarvung preisgäbe und ich zu Tode käme (womit dann allemal zu rechnen war), würden diese Menschen später als Zeugen gegen sie auftreten, wenn sie in Westdeutschland, wohin sie auszureisen begehrte, von meinen Verwandten als schuldig an meinem Tode angeklagt würde. Dadurch habe ich Frau G.B. dann etwas im Zaume halten können, aber kritisch und beängstigend für mich blieb meine Situation mit ihr die ganzen Jahre hindurch. Ich konnte mich nicht mehr von ihr trennen. Obwohl ich es ihr mehrfach mit Erstattung einer Entschädigung angeboten habe, wollte sie nicht von mir weggehen. Dennoch hat sie mich zu guter Letzt als Ausgleich für all die Sorgen und Ängste, die sie mir bereitet hat, dadurch entschädigt, daß dank ihrer Mitwirkung und Beteiligung uns gemeinsam schließlich die Flucht in den Westen gelang.

Der Forstdienst begann nun strengere Formen anzunehmen. Eine besondere Belastung und auch Gefahr war für uns in diesem Frühjahr 1946 die große Zahl der immer wieder neu entstehenden verheerenden Waldbrände in dem großen Waldgebiet, die vor allem durch die russischen Begleitmannschaften der großen, gen Osten ziehenden Vieh- und Pferdetransporte verursacht wurden. Diese Leute zündeten sich im Walde Lagerfeuer an, löschten diese aber nicht, wenn sie weiterzogen. So fraß sich das Feuer bei der Frühjahrstrockenheit schnell weiter. Es geschah auch mehrfach, daß russische Trupps auf den Waldschneisen Feuerstreifen legten, um dann auf den nächsten Schneisen das vom Feuer getriebene Wild abzuknallen. Was kümmerten sich diese Leute um den unermesslichen Schaden, den sie damit anrichteten! Wir Forstleute und die Miliz mußten dauernd in Alarmbereitschaft stehen, wurden mit Lastautos zusammengeholt und an den Brandflächen zum Löschen eingesetzt. Die Gefahr, unentrinnbar von einem Flächenbrand eingekesselt zu werden, war dabei sehr groß. Wir waren am Abend stets schwarz wie die Mohren. Zwei von uns Männern kamen dabei ums Leben.

Um die Russen zum Löschen ihrer Lagerfeuer anzuhalten, suchten wir stets gütlichen Kontakt mit ihnen. Sie merkten bald, daß wir Forstleute keine „Politruks“ und überhaupt nicht kommunistisch gesonnen waren. So schütteten sie uns oft ihr Herz aus. Zweierlei hörte man immer wieder von ihnen:

1. Die Deutschen hätten schon 1941 bei ihrem schwungvollen Angriff den Krieg gewonnen, wenn sie die russischen Gefangenen besser behandelt hätten. Die russische Soldateska war drauf und dran, die Waffen zu strecken. Doch als sich herausstellte, daß die russischen Gefangenen im Deutschen Reich Hunger leiden mußten, sagten sich die Muschiks: „So kaputt und so kaputt! Dann können wir auch weiterkämpfen.“

2. Immer wieder wurde Bedauern darüber laut, daß die Amerikaner nicht die Russen zurücktrieben. „Wir warten doch nur darauf, daß der Amerikaner

angreift. Das ist doch unser Befreier. Wir werfen sofort die Waffen hin.“ Es sähe heute anders in der Welt aus, wäre die westliche Streitmacht damals diesem heimlichen Wunsch gefolgt!

Obwohl ich zunächst mit amtlichem Bescheid vom 12.7.45 als Kanzleihilfe des Forstamtes Johannesburg bestätigt worden war, ist mir das Forstrevier Haselheide (ca. 1.000 ha) als Revierförsterstelle zugeteilt worden. Auch die übrigen Reviere unseres Forstamtes waren inzwischen mit meist forstlich geschulten Angestellten besetzt worden. Förster Klinge übernahm wieder sein früheres Revier Lipnik.⁵⁸

Unser Aufgabengebiet bestand aus: Holzeinschlag, Durchforstung, Holzabfuhr, Aufforstung, Schädlingsbekämpfung, Harzgewinnung, Wiesenpflege, Wegepflege, Jagdbetreuung. Zusätzlich wurde mir auch noch die alljährliche Berichterstattung über die Blaubeerenernte $3 \times$ = Blütenstand, Fruchtstand, Ernteergebnis) für das ganze Forstamt übertragen. Da war allerlei zu tun.

Besonders belastend war die viele Schreibarbeit, die hauptsächlich in den späten Abend- und Nachtstunden bewältigt werden mußte, denn am Tage war ja die Beaufsichtigung des Reviers unumgänglich. Das Ärgste waren die komplizierten Lohnabrechnungen durch diverse Sozial- und Spendenabgaben (u. a. für den Aufbau von Warschau) und die Normenberechnungen. Am Monatsende saß der Förster fast regelmäßig eine Nacht am Schreibtisch. Für alle Pannen im Forstbetrieb und beim Arbeitsablauf war der Revierförster verantwortlich. Mit dem Vorwurf der bewußten Sabotage war die kommunistische Partei, die ja überall die Nase hineinsteckte, sehr schnell bei der Hand. Die Arbeiter wurden mit Samthandschuhen angefaßt und bekamen bei Unzuträglichkeiten immer recht, auch wenn ihr Verschulden ganz offensichtlich war. Man wollte sie für die Partei gewinnen. Da war Vorsicht geboten!

Doch schon bald bekamen die Arbeiter ein klareres Bild über die wahre „Betreuung“ im neu entstehenden „Arbeiter- und Bauernstaat“. Für die tägliche Arbeitsleistung waren Normen aufgestellt worden. Je nach Menge der Überschreitung dieser Tagesnorm lockten sich steigende Prämien. Die Arbeiter faßten kräftig zu und freuten sich auf die erworbenen Prämien. Doch die gab es nur einmal.

Dann wurden die Normen erheblich höher geschraubt. Da merkten die Arbeiter, wie sie hintergangen worden waren. Um meine Leute in ihrem Arbeits-eifer nicht zu bremsen, habe ich später bei den Lohnabrechnungen die Leistungsmengen so verschoben und verteilt, daß die Normen immer gerade erfüllt waren. Dadurch konnten die Arbeiter bisweilen ohne Nachteil einen erwünschten Fehltag einlegen, denn für Nichterfüllung der Tagesnorm drohten Lohnabzüge. Das haben mir meine Arbeiter sehr anerkannt.

Es wurde eine Amnestie für unerlaubten Waffenbesitz zugesagt, wenn man seine Waffen anmeldete. Das war mir sehr lieb. Ich gab meinen Karabiner an

⁵⁸ Poln. Lipnik.

und auch eine einläufige alte Schrotflinte, die mir der deutsche Förster Klinge heimlich überlassen hatte. Nun war ich als Jäger wieder leidlich ausgerüstet, doch der Karabiner war für weitere Entfernungen nicht treffsicher genug. So suchte ich bei gelegentlichen Trinkgelagen in Johannisburg, an denen ich mich nolens volens beteiligte, um nicht als krasser Außenseiter aufzufallen, Kontakt mit polnischen Milizsoldaten des Johannisburger Postens. Es gelang mir, die Erlaubnis zu erhalten, meinen alten Karabiner in einen besseren aus der Waffenkammer umzutauschen. Dort suchte ich mir ein sehr gut erhaltenes Kugelgewehr heraus, und es gelang mir auch noch in einem unbeobachteten Augenblick, zusätzlich einen fast neuen Lauf mit Schloß durch die linke innere Brusttasche meines langen Uniformmantels zwischen Mantelstoff und Futter zu stoßen (wo er gut versteckt blieb) und mitzunehmen. Dieser Lauf hat mir nach Jahren – eingebaut – noch gute Dienste geleistet, wurde aber zuletzt fast mein Schicksal! Doch davon später. Der eingetauschte neuere Karabiner schoß „wie Gift“ und hat mir manchen schönen Jagderfolg beschert.

Die Trinkerei damals in Johannisburg war schrecklich – wie überall in Polen. Bier und Wein gab es nicht, dafür wurde Wodka – auch heimlich selbstgebrannter – in rauen Mengen aus großen Wassergläsern getrunken. Reichlich fette Nahrung oder ein gutes Stück Speck dabei genossen, konnte einem für eine kurze Weile noch zu klarem Kopf verhelfen, aber dann brachte einen dieser konzentrierte Alkohol doch ins Wanken. Oft sind wir auf allen vieren im Lokal herumgekrochen. Es war grauenhaft! Aber ich habe, wenn es nicht mit plausiblen Grund zu umgehen war, mitgemacht, denn ein „Kneifen“ hätte sofort Mißtrauen erweckt. In so betrunkenem Zustand habe ich mir aber heimlich immer ganz energisch vor Augen gehalten: „Du bist jetzt der M.D.“, um mich nicht durch Worte oder Gesten (z. B. militärischen Gruß) selbst zu verraten. Schlimm war hinterher, wenn man wieder nüchtern geworden war, immer von neuem die Sorge: Hast Du Dich nicht doch irgendwie verraten? Nun, es ist gut gegangen!

Genau ist mir noch in Erinnerung, daß ich eines Abends im Januar 47 gegen 20 Uhr „ziemlich voll“ von Johannisburg nach Hause (7 km) aufbrach. Anfangs ging es noch mit dem Rade. Es lag zwar Schnee, aber die Straße war gut. Doch bald wurde an der frischen Luft die Wirkung des Alkohols so stark, daß es per Rad nicht mehr gehen wollte. Also weiter das Rad geschoben. Nach etwa 1 km am Beginn des Waldes wurden die Beine schon so wacklig, daß ich nur schnell noch das Rad durch den Straßengraben ins Stangenholz schob und mich dann irgendwo in der Nähe in den Schnee warf. Mir schwanden die Sinne. Gegen 5 Uhr früh wachte ich ernüchtert auf – es herrschten ca. 6 Grad minus – und sah die Sterne über mir funkeln. Ich brauchte erst einige Zeit, um mich zu besinnen, was eigentlich vorgefallen war, suchte mir dann mein Rad und schob bibbernd nach Haus. Für die forstdienstliche Tätigkeit hatte diese „späte“ Heimkehr keine Bedeutung. Ein Förster hat keine abgegrenzten Dienststunden; die Dienstbereitschaft gilt pausenlos Tag und Nacht – je nach den Umständen. Gesundheitlich hat mir diese Tour nicht geschadet.

Ich habe mich nicht dabei erkältet. Das war wohl die immunisierende Wirkung des Alkohols.

Am Fronleichnamstage 1947 hatte ich wieder einmal nicht verhindern können, in eine „Saufgesellschaft“ hineingezogen zu werden. Nachdem wir schon einiges verdrückt hatten, erklärte plötzlich einer der Teilnehmer, er fühle sich gemüßigt, ob der bösen Trinkerei als braver Christenmensch etwas Gutes zu tun. Er wolle somit bei der Fronleichnamsprozession – diese durfte nur einmal um die Kirche herum stattfinden – dem Pfarrer durch seitliche Stützung eines Armes beim Tragen der Monstranz behilflich sein. Da aber ein Pfarrer die schwere Monstranz mit beiden Armen tragen muß, brauchte man für den zweiten Arm auch noch einen Helfer. So forderte der Brave mich auf mitzumachen. Ich erschrak innerlich, hatte ich doch von dem katholischen Ritus keine Ahnung. Doch eine Weigerung wäre sehr verdächtig gewesen. Also sagte ich ohne Zögern zu und machte nun recht aufmerksam alles mit, was mein Kompagnon tat. Wir bekreuzigten uns, gingen barhäuptig stramm durch den langen Kirchenmittelgang zum Altar, bekreuzigten uns wieder und knieten rechts und links des Altars nieder. Als der Pfarrer mit erhobener Monstranz die Stufen vom Altar herunterkam, traten wir seitlich an ihn heran (ich von rechts) und faßten ihn mit beiden Händen an Ellenbogen und Unterarm, um ihn zu stützen. Der genossene Wodka hatte mich aber inzwischen schon so überwältigt, daß ich nicht mehr gerade gehen konnte. Statt selbst zu stützen, hielt ich mich nur noch am Arm des Geistlichen fest, um nicht zu torkeln. Zum Glück war der Herr Pfarrer ein großer und starker, wohlbeleibter Mann, der die Kraft zur Verfügung hatte, die Monstranz selbst zu halten und mich als Anhängsel auch noch mitzuziehen. So zogen wir in gemessenem Schritt einmal um die Kirche herum; mir erschien es eine Ewigkeit. Ich wagte nicht aufzublicken. Als wir endlich wieder am Altar gelandet waren, gekniet und uns bekreuzigt hatten, nahm ich alle Kraft zusammen, um noch einigermaßen normal den Kirchengang in Richtung Portal zu passieren. Möglichst unauffällig drückte ich mich dann aus der Kirche und suchte schnell das Weite, damit der Herr Pfarrer mich nicht später noch wiedererkannte. Noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an diese Episode denke.

Inzwischen war auch die Tante meiner Wirtschafterin ins Försterhaus übersiedelt. Mir war es recht, denn auch sie war eine brave, arbeitsame Frau, die uns viel in Haus und Hof geholfen hat. Platz war im Haus ja genug vorhanden. Viel Heiterkeit brachte es uns, daß sie an Geister glaubte. Da das Haus längere Zeit unbewohnt gewesen war, hatten sich die Mäuse auf dem Dachboden sehr vermehrt. Wenn nun nachts die Mäuse mit lautem „Rututu“ über den Dachboden sausten, glaubte sie fest, daß da Geister zugange seien, und fürchtete sich sehr. Als ich dann Mäusefallen besorgte und im Verlauf einiger Monate 93 Mäuse fing, hörte das „Rututu“ auf dem Boden auf, doch den Glauben an Geister ließ Frau Cz. dennoch nicht fallen.

Erhebliche Aufregung brachte mir im Frühjahr 47 ein Brand in meinem eigenen Revier. Plötzlich stand eine kleine Ecke eines Fichtenstangenholzes,

die an ein Moor grenzte, lichterloh in Flammen. Eiligst und unter Aufbietung aller Kräfte fielen wir am Rande des brennenden Geländes die hohen Fichten so, daß sie in die Flammen fielen. Durch die frischen Nadelzweige wurden die Flammen eingedämmt, und es gelang uns, den Brandherd zu lokalisieren und zu ersticken. Nach getaner Arbeit waren wir geschafft! Nun kam mir im Geiste die Erleuchtung, woher die blauen Nebelschwaden gekommen waren, die ich schon seit Wochen über dem Moor beobachtet hatte. Dort hatte vorher im Torfuntergrund ein Schwelbrand geherrscht, der bei der Frühjahrstrockenheit dann ausgebrochen war.

Der Brand mußte gemeldet werden. Prompt war am nächsten Tage ein „Geheimer“ da, der mich einem harten Verhör unterzog. Man wollte mir mangelnde Dienstaufsicht vorwerfen. Das wäre sehr peinlich für mich geworden! Nur mit Mühe und unter Hinzuziehung meiner Waldarbeiter, die mich in ihren Aussagen entlasteten, gelang es mir, mich von diesem Vorwurf zu befreien. Im Protokoll wurde vermerkt: Brandursache nicht feststellbar. Von den blauen Nebelschwaden habe ich wohlweislich nichts verlauten lassen. Das war noch einmal gutgegangen, hatte mich aber wieder viel Aufregung und Nerven gekostet.

Kurz danach öffentliche Bekanntmachung: Alle Waffen ohne Ausnahme müssen in Allenstein abgeliefert werden. Auf unerlaubten Waffenbesitz stand Todesstrafe! So mußte ich nun meinen guten Karabiner nebst Schrotflinte hingeben und saß zunächst „auf dem Trockenen“. Doch Klinge wußte Rat. Irgendwie zauberte er heimlich noch einen alten Karabiner hervor, der aber auch schon keine rechte Treffgenauigkeit mehr aufwies. Der Zufall wollte es, daß der Lauf, den ich mir in der Waffenkammer „organisiert“ hatte, genau das gleiche System war wie Klings Bûchse. So bauten wir bei ihm heimlich den neuen Lauf ein, was keine leichte Angelegenheit war; doch wir schafften es.

Nun aber kam die Frage des genauen Einschießens des Gewehres. Da ja offiziell alle Waffen eingezogen waren, mußte jeder Schuß auffallen. Also mußten wir einen Ausweg finden. In Klings Revier stand tief im Walde ein verlassenes Waldarbeiterhaus, das noch heile Fenster hatte. Vor dem Haus stellten wir eine Scheibe so auf, daß man aus einem hinteren Zimmer durch zwei enge Türspalte noch darauf schießen konnte. Dabei war dann der Schußknall erheblich gedämpft und nicht weit zu hören. Klinge stand draußen „Schmiere“. Nach einer kleinen Zielkorrektur hatte ich mit Militärpatronen, die ich mir in Handarbeit für jagdliche Verwendung umgearbeitet hatte (H-Mantel-Geschosse), bald eine ausgezeichnete Treffgenauigkeit erreicht. Darauf haben wir dann „einen gehoben“.

Da wir in unserem weiteren Reviernachbarn Förster St.K., der inzwischen eingesetzt worden war, einen netten, sehr waidgerechten Kameraden gefunden hatten, weihten wir auch ihn in unser Komplott ein und tauschten nun je nach Bedarf den Karabiner untereinander aus; doch verblieb er immer wohlversteckt im Walde. Allerdings gab ich mich Förster St.K. nicht als Deutscher un-

ter falschem Namen zu erkennen, wodurch, wenn wir zu dritt zusammen waren, sich die kuriose Situation ergab, daß ich mit Klinge in gebrochenem Deutsch reden mußte. War ich dann wieder mit Klinge allein, so scherzte er gern über mein schlechtes Deutsch.

Erfahrungen mit Dienstpferden und Geheimpolizei

Da es mit der Holzabfuhr haperte, stellte die Direktion den Förstern, die einen entsprechenden Wunsch äußerten, Pferde zur Verfügung, die die Förster dann in kleinen Raten abbezahlten. Auch ich bekam wunschgemäß ein Pferd, eine 4jährige mittelgroße Schimmelstute. Frau G.B. übernahm die Betreuung des Pferdes. Ein alter eisenbereifter Kastenwagen fand sich im Dorf. Zur Personenbeförderung reichte er, aber zum „Holzrücken“ taugte er nicht. Unser netter neuer Forstmeister K. G. lieh mir daraufhin in selbstloser Weise zinslos einen größeren Geldbetrag, wodurch ich nacheinander 2 gummbereifte ältere Abfuhrwagen (zwecks Austausches) anschaffen konnte. In Gemeinsamkeit mit einem polnischen Bauern, der seinerseits Pferd und Fuhrmann stellte, brachte mir die Holzabfuhr gutes Geld ein, so daß ich innerhalb einiger Monate Pferd und Schulden abzahlen konnte.

Ein leidiges Thema war dabei aber die Altersschwäche der Pneus. Dauern platzten die Reifen und Schläuche, und ich habe viele lange Nächte mit Vulkanisieren der Schläuche sowie Flickern und Montieren der Reifen zugebracht.

Man spricht immer davon, daß Pferde sehr klug seien und allein den Weg in ihren Stall fänden. Meine Schimmelstute war dagegen recht doof. Wenn ich mit Pferd und Wagen, von Johannsburg zurückkommend, an die Stelle kam, wo der Weg nach Karwik von der Hauptstraße abzweigte, trottete das Pferd stur auf der Hauptstraße weiter, solange ich die Zügel locker ließ. Das habe ich mehrfach erprobt. Meine beiden späteren Pferde dagegen fanden den Heimweg immer selbst.

Leider ging die hübsche Stute schon nach einigen Monaten an Kolik ein – tierärztlich beglaubigt. Da ich versichert war, kaufte ich mir umgehend auf dem Markt der Stadt Lomza (ca. 30 km) ein weiteres Pferd, einen älteren kleinen Rapp-Wallach, der auf dem rechten Auge blind war. Er war aber fleißig und zugkräftig, so daß ich sehr mit ihm zufrieden war. Leider fand er ein tragisches Ende.

In den Sommermonaten ließ ich ihn nachts frei auf den Wiesen hinter der Försterei grasen. Eines Morgens war „Murzynek“ – so nannten wir ihn – verschwunden. Nichts Gutes ahnend, suchte ich die Wiesen ab und fand das Pferd, eng zusammengekrümmt, aber noch lebend, in einem Brunnentrichter liegend. Behindert durch sein blindes Auge, war es da nachts hineingefallen. Wir zogen das arme Tier heraus und trugen es in den Stall, wo es nach einigen Stunden, wohl infolge innerer Verletzungen, verendete. Traurig stand ich vor meinem treuen Helfer, der ein so qualvolles Ende gefunden hatte. Doch der Alltag kam und das Leben ging weiter.

Wieder kaufte ich in Lomza ein Pferd, diesmal einen stattlichen Fuchswallach, der früher einmal Reitpferd gewesen war. Er hatte einen wunderschön geschwungenen Hals, weshalb ich ihn „Łabędź“ (Schwan) nannte. Dieses Pferd hat mir bis zu meinem Abgang von der Försterei Karwik (Mai 1953) beste Dienste geleistet. Ich verkaufte es dann an einen Nachbarförster.

In den ersten Jahren baute ich auf den zum Försterhof gehörenden Feldern noch Roggen, Hafer und Kartoffeln an. Einmal habe ich mit der Sense und mit Frau Cz. als Abrafferin in einem Tage ein Roggenstück von 1 1/2 Morgen gemäht. Da hatte ich am Abend „die Nase gründlich voll“. Da ich jedoch beruflich sehr angespannt war und des weiteren kaum Zeit fand, selbst landwirtschaftlich mitzuhelfen, erwies sich durch die geringen Erträge, andererseits relativ hohen Lohnkosten die Bewirtschaftung des sehr leichten Bodens als nicht lohnend. So ließ ich die Äcker später brachliegen. Man sah ja Brachland allenthalben.

Die Holzrückeerei aber hatte mir so gute Einnahmen gebracht, daß ich mir in Lomza ein gut erhaltenes, 120-bässiges Akkordeon kaufte, mit dem – gut auf dem Gepäckträger des Fahrrades verstaut – ich in der Folgezeit in der Gegend herumfuhr und an Feiertagen als Alleinunterhalter zum Tanz aufspielte. Das brachte gutes Geld! Mehrfach verdiente ich mir in einer Nacht ein halbes Förstermonatsgehalt – steuerfrei!

Anstrengend war das Dudeln wohl, wenn man in einem großen Saal bei 100 und mehr Tanzpaaren gehört sein wollte. Ich mußte die Bälge kräftig ziehen (elektronische Verstärker gab es dort damals noch nicht). Oft kam um die Mitternacht ein „toter Punkt“, wo ich um Schonung bitten mußte. Aber dann ging es doch wieder weiter, und es hat mir auch selbst Spaß gemacht.

Mein Kamerad St.K. spielte auch Akkordeon und das ganz vorzüglich, hatte auch selbst ein sehr schönes Instrument. So haben wir auch oft gemeinsam gespielt. Den Leuten hat es Freude gemacht, und wir haben gut verdient dabei.

Ein sehr eindrucksvolles Erlebnis hatten St.K. und ich, beide passionierte Jäger, an einem Herbstabend, als wir gemeinsam gelegentlich eines Tanzfestes in Waissuhnen⁵⁹ aufspielten. Während einer Pause traten wir vor die Tür und lauschten dem orgelnden Brunftgeschrei mehrerer Hirsche im nahen Waldgelände. Das war sehr stimmungsvoll.

Meinen Waldarbeitern habe ich auch des öfteren am Sonntagnachmittag in einem großen Privatraum zum Tanze aufgespielt, dann aber unentgeltlich. Prompt kamen „Geheime“ aus Johannesburg, um zu kontrollieren, was sich da zutrug, denn es waren ja fast nur Deutsche, die dort teilnahmen. Aber es ging immer sehr gesittet und harmonisch und ohne Alkohol zu, so daß die „Ubowcy“ nichts zu beanstanden finden konnten. Um brave polnische Gesinnung zu demonstrieren, wurde immer ein Schild mit dem polnischen weißen Adler im Innenraum über die Eingangstür gehängt. Angesichts des Staatswap-

⁵⁹ Poln. Wejsuny.

pens durfte keiner im Raum die Kopfbedeckung aufbehalten. Eines Abends kam auch der Bruder eines in Karwik neu angesiedelten polnischen Bauern, ein „Ubowiec“, in Uniform herein. Vierkant-Mütze auf dem Kopf, Haare seitlich heraushängend, stolzierte er breitbeinig durch den Raum. Ich wies auf das Staatswappen hin und forderte ihn auf, seine Mütze abzunehmen. Er tat es nicht. Darauf ergriff ich, mit der Linken das Akkordeon haltend, mit der rechten Hand seine Mütze, riß sie ihm vom Kopf, ging zum offenen Fenster und warf die Mütze hinaus. Wutschnaubend und drohend verließ der Mann den Raum, suchte draußen seine Mütze und verschwand. Wir tanzten ruhig weiter.

Später erfuhr ich, daß er gedroht hatte, mich verhaften zu lassen. Doch nichts erfolgte; alles blieb still. Mir war nicht wohl ob dieser Affäre; es war meinerseits eine Affekthandlung gewesen. Der Anblick dieses wichtigtuersichen, ungeschliffenen Mannes hatte mich so gereizt, daß ich in dem Moment alle Hemmungen verlor. – Bei meinen Leuten aber hatte ich an Ansehen erheblich gewonnen.

Mir war zu Ohren gekommen, daß in Allenstein neue Jagdgewehre – nur Schrotflinten – aus deutschen Reparationsleistungen zum Kauf angeboten würden. Nachdem ich mir bei der Geheimpolizei (Urząd Bezpieczeństwa) einen Waffenerwerbsschein besorgt hatte – ich war sehr stolz darüber, denn nur den wenigsten Forstleuten wurde überhaupt das Halten einer Flinte erlaubt –, fuhr ich, gestützt auf mein gutes Finanzpolster, nach Allenstein und kaufte eine schöne (sehr teure!) „Sauer & Sohn“-Querflinte Kal. 12/70. Da das Führen von Kugelwaffen mit gezogenem Lauf völlig verboten war, erstand ich auch eine größere Menge „Brenneke“-Flintenlaufgeschosse in der Hoffnung, mit der neuen Flinte auf nahe Distanz auch Schalenwild erlegen zu können. Der Schrotschuß auf Reh, Hirsch und Sau war zwar damals für uns nicht verboten, aber vom waidmännischen Standpunkt aus völlig unzulässig und verpönt.

Neben der Flinte leistete ich mir in einem An- und Verkaufsladen auch noch einen goldenen Siegelring, eine Pinzette und eine sehr gute „Voigtländer“-Spiegelreflexkamera 6x6 cm, mit der ich später nebenbei noch ein Foto-Atelier betrieb und gutes Geld verdiente. < . . . >⁶⁰

Förster Klinge – Kamerad und Mittler zur Familie

Im Herbst 1946 hatte sich die politische Lage so weit geklärt, daß man Post nach Westdeutschland schicken konnte. Da bekannt war, daß Frau und Tochter von Förster Klinge nach dem Westen geflüchtet waren, war es unverdächtig, wenn er nach Westdeutschland schrieb. So bat ich ihn, an eine Familie in Lüneburg, die ich von meiner dortigen Wehrdienstzeit her kannte, zu schreiben und

⁶⁰ S.56–57 im Originalmanuskript.

nach meiner Frau Gisela zu fragen, die er als seine Nichte ausgab. Dabei gab er die Geburtsdaten meiner Frau und unserer beiden Söhne Hans-Joachim und Heinz an, die ich genau in Erinnerung hatte. Monatelang keine Antwort. Ende Juni 47 schickte Klinge mir plötzlich einen radelnden Boten, ich solle unverzüglich zu ihm kommen (13 km durch den Wald). Diese dringende Botschaft machte mich sehr besorgt in dem Gedanken, daß nun dritte Menschen darauf aufmerksam werden könnten, daß Klinge und ich Heimlichkeiten hätten. Was der Grund für diesen seinen Aufruf sein konnte, ahnte ich wohl. So brummte ich vor dem Boten unwirsch, was der Alte denn wohl wolle und fuhr erst am späten Abend nach einem Reviergang hin.

Klinge, dem ich zuvörderst eine Warnung wegen seiner unvorsichtigen Benachrichtigung aussprach, überreichte mir einen Brief meiner Frau, den sie nach Vermittlung durch die Familie in Lüneburg am 3. Juni 47 aus Bremen an „ihren Onkel Max Klinge“ geschrieben hatte. Daraus erfuhr ich, daß sie auf ihrer Flucht heil nach Bremen durchgekommen war und es ihr sowie den Söhnen relativ gut gehe. Nun wußte ich wenigstens etwas über den Verbleib meiner kleinen Familie und hatte die Gewißheit, daß auch meine Frau folgern konnte, daß ich noch lebte und wo ich in etwa zu finden sei. Einen weiteren Brief zu schreiben, haben wir uns nicht mehr getraut; es war für mich zu gefährlich, da die Post sehr scharf kontrolliert wurde.

Eine neue Sorge keimte auch in mir auf: Ich mußte mit Schrecken feststellen, daß Klinge dem Alkohol sehr ergeben war. Seit es nun wieder Schnaps in reichlichem Maße gab, begoß er sich bisweilen tüchtig die Nase und plapperte dann unbekümmert über Dinge, die absolut des Stillschweigens bedurften. Einer meiner deutschen Waldarbeiter, selbst ein belächeltes Plappermaul, der einmal aushilfsweise bei Klinge gearbeitet hatte, schwätzte herum, Klinge hätte sich so sonderbar über Förster D., also mich, geäußert. Da aber, wie gesagt, dieser Arbeiter als Quasseltante bekannt war, nahm man – zum Glück – seine „Sabbeleien“ nicht ernst. In mir aber nagte die Sorge, ob Klinge wohl weiterhin dicht halten werde. Ich habe ihm oft ins Gewissen geredet, sowohl hinsichtlich meiner Identität als auch des Karabiners. Im April 1951 verstarb Klinge, etwa 65jährig, ganz plötzlich. Ich habe ihm als Kameraden nachgetrauert, war aber doch erleichtert, daß es nun für mich eine Gefahr weniger gab.

Das Damoklesschwert der „Enttarnung“

Im Sommer 1948 traf mich ein neuer Schreckschuß. Die Forstbehörde verlangte von jedem Angestellten die Erstellung folgender Personal-Papiere: Geburtsurkunde, Schulzeugnis, Nationalitätsnachweis, Bescheinigung über Berufsausbildung oder frühere Tätigkeit.

Dreimal schon hatte ich die beklemmende Prüfung, vor den Augen zweier „Geheimer“ den eigenen Lebenslauf frei aufs Blatt niederschreiben zu müssen, überstanden: einmal zu Anfang in Gehlenburg, zweimal innerhalb der

zwei nachfolgenden Jahre in Johannsburg, wo während der Dienstbesprechungsversammlung im Forstamt plötzlich UB-Beamte eintraten, vor jeden Forstamtsangestellten ein Blatt Papier legten, zum sofortigen Niederschreiben des jeweiligen Lebenslaufes aufforderten – der Forstmeister durfte gegen die Unterbrechung seiner Dienstsitzung keinen Einspruch erheben – und die beschriebenen Blätter mitnahmen.

Dank meines guten Gedächtnisses für alle meine falschen Angaben hatte ich diese Klippen, wo man ja frei mit jeweils anderem Satzbau schreiben mußte und nicht wie auswendig gelernt den gleichen Text wiederholen durfte – und möglichst fehlerlos sollte es auch noch sein –, bisher gut überstanden.

Jetzt aber mußten glaubwürdig erscheinende Dokumente beschafft werden – und das für mich geplagten Menschen auch noch auf möglichst unverdächtige Weise! Ich habe mir den Kopf zermartert, wie das zu bewerkstelligen sei, und manche schlafarme Nacht, vor Aufregung naßgeschwitzt, verbracht.

Hinsichtlich des Schulzeugnisses und des Beschäftigungsnachweises entschloß ich mich, stur zu erklären, diese Papiere könne ich in Anbetracht der Kriegsgeschehnisse nicht mehr beibringen. Da davon viele Menschen betroffen waren, bestand die Aussicht, hierbei mit dieser Erklärung unbehelligt durchzukommen.

Eine Bescheinigung über die polnische Nationalitätszugehörigkeit war zu erhoffen, wenn der zuständige Beamte nicht so pingelig war und den Vermerk „polnisch“ in dem deutschen, mir von meinen Leuten zugesteckten Ausweis des Mannes, dessen Namen ich angenommen hatte, vertrauensvoll übernahm. Das gelang und nahm mir schon einen Stein vom Herzen! Ich war aber naßgeschwitzt vor innerer Aufregung, als ich mit dieser neuen Bescheinigung das „Starostwo“⁶¹ verließ.

Nun aber die ärgste Sorge: die Geburtsurkunde! Um die kam keiner herum. Wer keine solche aus früherer Zeit beschaffen konnte, mußte am Geburtsort oder am Wohnort durch einen Gerichtsakt unter Hinzuziehung von zwei volljährigen polnischen Zeugen, die die Identität des Antragstellers von früher her kannten, eine neue Urkunde erstellen lassen. Wen konnte ich zu dieser Hilfeleistung heranziehen? Noch jetzt, wo ich dies niederschreibe, stockt mir der Atem, wenn ich an die prekäre Situation denke, in der ich mich damals befand.

Zum Glück für mich (wie es sich im Moment erwies – später wurde es zur Gefahrenquelle!) lag der Geburtsort meines Namensgebers in Westfalen, also im unerreichbaren Westen. Laut Ausweis waren die Eltern meines Namensgebers 1920 nach Polen zurückgekehrt. So war es offiziell verständlich, daß ich die Erstellung einer Geburtsurkunde an meinem Wohnort, also Johannsburg, beantragte, wo ich mich noch am sichersten fühlte. Doch wen nun als Zeugen nennen? Deutsche Menschen, die wußten, wer ich in Wirklichkeit war und mir hätten bei meinem polnischen Namen helfen wollen, konnten es in keinem

⁶¹ Gemeindeamt.

Falle sein, denn sie waren ja nicht kompetent und hätten auch nicht den Nachweis erbringen können, mich in früherer Zeit gekannt zu haben. Also mußten es namhafte Polen sein, deren Aussage Gewicht hatte.

Doch wen konnte ich dazu heranziehen, der auch wirklich vertrauensvoll vor Gericht für mich eintrat? Und gar zwei Personen mußten es sein! Wie habe ich monatelang – es war für das Einreichen der Dokumente ein halbes Jahr Frist gegeben worden – hin und her überlegt!

Schließlich erschien mir ein polnischer ehemaliger Ulanen-Rittmeister, mit dem ich als Jäger bekannt und vertraut geworden war, geeignet. Ihm hatte ich schon viel von meiner früheren Ulanen-Zeit erzählt, auch, daß ich mich in der Stadt Gr. durch die Meldung über das Rehe-Abknallen mißliebig gemacht hätte. Auf meine ganz naiv angetragene Frage, ob er mir helfen wolle, erklärte er sich in rührend kameradschaftlicher Weise dazu bereit.

Auch einen zweiten Helfer fand ich danach in der Person eines Milizsoldaten, der aus dem Posenschen stammte und für den ich als Förster ein bißchen als Autorität galt. Ihn wiegte ich bei gelegentlichen Trinkereien, nachdem ich ihm das Gleiche erzählt hatte wie dem Rittmeister, dadurch in Sicherheit, daß ich ihm den Rittmeister als zweiten Zeugen nannte.

So hatte ich nun endlich zwei Personen als Zeugen zur Hand und konnte im Amtsgericht Johannisburg den Termin für die Gerichtsverhandlung bestellen. Daß der Herr Gerichtssekretär eines späten Abends vor seiner Wohnungstür eine Wildschweinkeule fand, sei nebenher erwähnt. Für Mitte November war der Termin angesetzt. Es war die letzte Amtssache an einem Sonnabend.

Ausgerechnet einen Tag vorher war auf einer Wildschweinjagd ein schreckliches Unglück passiert. Unserem sehr ehrenwerten und charakterlich sehr wertvollen neuen Forstmeister B., dem ich später noch viel Wohlwollen zu danken haben sollte, war versehentlich ein Schuß aus seiner – geliehenen – Hahnflinte losgegangen; die Sauposten waren auf 2 m Entfernung dem Forstamtssekretär in den Rücken gedrungen, der Mann lag im Sterben.

Ganz Johannisburg war erschüttert durch diesen Vorfall, und so wurde meiner Gerichtsverhandlung von seiten der Bevölkerung keine Beachtung geschenkt. Der Herr Rittmeister erschien und sagte – schon ein bißchen „angesäuselt“ – sehr zackig für mich aus. Der Milizmann war nicht gekommen, hatte sich als dienstlich verhindert entschuldigt. Was nun? Der Herr Gerichtssekretär stieß den alten Amtsrichter an: „Ach, ein Zeuge genügt auch. Wir haben ja seine anderen Ausweise. Es ist auch Zeit, Schluß zu machen.“ Der Herr Amtsgerichtsrat nickte und unterschrieb. Mir fiel ein Riesenmeteor vom Herzen. Als ich mit dem Gefühl, Watte in den Knien zu haben, das Gerichtsgebäude verließ, war der Herr Rittmeister schon verschwunden. Noch völlig benebelt von der überstandenen Spannung, aber nach außen hin selbstverständlichen Gleichmut vortäuschend, fuhr ich per Rad langsam nach Hause. Ein Gefühl überkam mich, als ob ein neues Leben auf mich zukäme! Noch waren bis zum Termin für das Einreichen der Dokumente über zwei Monate Zeit. Ich konnte diesem Termin nun gelassen entgegensehen.

Die Wochen vergingen, doch die beantragte Geburtsurkunde kam nicht. Kurz vor Weihnachten, von neuer Sorge befallen, faßte ich mir ein Herz und fragte – recht selbstsicher tuend – den Herrn Gerichtssekretär im Amtsgebäude, warum es denn so lange mit der Herausgabe meiner Geburtsurkunde dauere. „Ja“, meinte er, „das ist eine schwierige Geschichte!“ (Das Herz fiel mir wieder in die Hose!) Da für alle Polen, die im Ausland geboren seien, für die Geburtsurkunden eine Sammelstelle in Lodsch⁶² eingerichtet worden sei, sei auch meine Akte dorthin gegangen und bekäme ich von dort das Dokument zugeschickt. (Ich atmete wieder auf!) Also dennoch alles o.k.! Anfang Januar kam endlich das Papier. Diese Sorge war überstanden!

Doch neue Bedenken schlichen sich für mich ein. Wie nun, wenn der richtige Namensträger, der ja auch noch lebte, auch eine neue Geburtsurkunde beantragte, die nach Lodsch kam? Dann hatte man dort zweimal denselben Mann. Nur einer konnte der Richtige sein, und so hätte man mich bald am Wickel.

Die nervenaufreibende Epoche, da mich die Unsicherheit quälte, ob es mir überhaupt gelingen würde, allen Anforderungen zur Erstellung der schriftlichen Dokumente ohne Reinfall gerecht zu werden, war nun glücklicherweise beendet. Zu unbeschwerter Zuversicht, daß ich nun allen Fährnissen einer Entlarvung entronnen sei, war aber, abgesehen vom bösen Zufall, der immer eintreten konnte, auch weiterhin kein Anlaß gegeben durch die drei bewußten Probleme: Alkoholiker Förster Klinge, Hysterie meiner Wirtschafterin und die Geburtsurkunde in der Sammelstelle Lodsch. Klinge starb im April 1951, aber die beiden anderen Gefahrenmomente haben mich dann die ganzen weiteren 11 Jahre hindurch bis zum Fluchttage hin gedanklich belastet.

Ein Verdacht auf Holzschmuggel und eine Ehrung zum 1. Mai

Im Walde hatte sich inzwischen viel Arbeit angehäuft. Da ich innerhalb unseres Forstamtes das Revier mit der größten Fläche an schlagfähigen Beständen hatte, wurde mir der größte Anteil vom Holz-Einschlag-Etat zugeteilt.

Um mir bei dem erheblichen Arbeitsanfall eine Hilfe zu geben, wurde mir ein Hilfsförster zugeordnet. Dieser junge Pole war aber so unzuverlässig in seiner Tätigkeit und machte mir so viele Fehler in den Eintragungen und Abrechnungen, daß ich durch das Korrigieren mehr Zeit verlor, als wenn ich alles allein gemacht hätte. So bat ich nach 4 Wochen, mich von dieser „Hilfe“ zu erlösen, und stellte dafür eine deutsche Waldarbeiterin an. Da lief dann die Buchführung reibungslos.

Im zeitigen Frühjahr 48 mußte ich in Allenstein zum Revierförster-Examen antreten, das ich mit guter Note absolvierte. In der Vorbereitungszeit dafür

⁶² Poln. Łódź.

hatte ich immer meine Lehrbücher im Walde bei mir. Auch wenn ich mich bei Tagesgrauen ansetzte, um die balzenden Birkhähne zu beobachten, hatte ich ein Lehrbuch vor mir liegen. Die forstdienstliche Beanspruchung ließ mir keine Zeit zu geruhsamem, ungestörtem „Büffeln“. < . . . >⁶³

Eine erneute Aufregung gab es für mich Ende März 49. Durch Erkältungskieber fühlte ich mich gezwungen, einen Tag Bettruhe einzulegen. Prompt erschien an diesem Tag ein Milizmann aus Johannsburg und beorderte mich zu einem Verhör zur Wache. Wieder fuhr mir der Schreck in die Glieder.

Was wollten „die“ denn wohl von mir? Trotz Fieber und Unwohlsein stand ich auf und pilgerte (mein Rad war wieder einmal nicht gebrauchsfähig – Kette gerissen) unverzüglich die 7 km zur Stadt. Dort empfing mich ein finster dreinblickender „Geheimer“, der extra aus Allenstein angereist war, und verhörte mich brummig in punkto Verdacht auf Holzunterschleife mit Angestellten des staatlichen Abfuhrunternehmens „Paged“. Ich war im stillen erleichtert, als ich erfuhr, worum es ging, und konnte mit gutem Gewissen meine Unschuld beteuern und nachweisen. Es kam auch später nichts mehr nach. Die innere Erhitzung durch den Schreck aber bewirkte, daß ich trotz unterbrochener Bettruhe meine Erkältung schneller überwand.

„Paged“ brachte mir ein andermal eine freudige Überraschung. Da ich die riesigen Ausfuhrformulare (mit 3 Kopien) immer sauber ausfüllte – eine Selbstverständlichkeit! –, erklärten mir eines Tages zwei Herren, die zur Abnahme kamen, ein so exakt ausgefülltes Formular sei „einmalig“ und gehöre auf eine Ausstellung. Als Dankesbeweis schenkten sie mir ein Paar neuer Gummistiefel (damals für uns eine Rarität), die mir noch jahrelang gute Dienste geleistet haben.

Durch die starke Arbeitsbelastung, die diversen „Schreckschüsse“ in den letzten Monaten und die Examensvorbereitung hatte ich Herzbeschwerden bekommen, die mich zwangen, in Allenstein Anfang April 49 ärztliche Hilfe zu suchen (in Johannsburg gab es noch keinen Arzt). Eine ältere, sehr verständnisvolle Frau Doktor bestätigte eine Herzschwäche und verordnete mir 4 Wochen Arbeitsruhe. Nur eine Woche konnte ich mich im Hause ein wenig ruhig halten – die schriftlichen Arbeiten machte ja doch niemand für mich –, da mußte saisonbedingt die Aufforstung in Gang gesetzt werden. Mangels leistungsfähiger Vertretung bat mich der Forstmeister, meinen Dienst wieder voll aufzunehmen. Was half's, ich mußte weitermachen. Was nützte da die ärztliche Bescheinigung?!

Geschmunzelt habe ich heimlich am 1. Mai 49, dem großen Arbeiterfeiertag. Etwa 60 Forstangestellte waren aus den acht zum Landkreis Johannsburg gehörenden Forstämtern in Uniform zur Teilnahme an der Parade auf dem Markt zusammengekommen. Überraschend für mich erklärte mir unser Forstmeister B., ich sei dazu erwählt worden, den ganzen „Haufen“ bei der Parade

⁶³ S. 63 im Originalmanuskript.

mit militärischen Kommandos anzuführen. Ich hab's gemacht – ein Foto, das ich nebst Album gerettet habe, beweist es. Auch noch in den drei Jahren danach hatte ich die „Ehre“. Dann habe ich mich mit Ausreden davor gedrückt.

Prominenz auf Hirschjagd

Durch erfolgreiche Bekämpfung der Schlingensteller und Wahrung von „Ruhe im Wald“ durch regelmäßige Reviergänge früh und abends hatte ich erreicht, daß sich der Wildbestand, besonders an Rotwild, in meinem Revier sehr vermehrte. 5 1/2 km versteckt angelegter Pirschpfade ermöglichten mir, ohne Störung des Wildes das Revier zu begehen. Zur Brunft stellten sich viele starke Hirsche ein, die durch die Ruhe ringsumher so vertraut wurden, daß sie mit ihren Rudeln wie Vieh auf der Weide auch tagsüber frei auf den Wiesen saßen. Gäste aus Warschau wollten mir das nicht glauben und konnten sich vor Stauen nicht beruhigen, als ich ihnen mittags aus der Deckung heraus leise, leise die Rudel zeigte. Jeder starke Geweihte, der ein Rudel führte, hatte von mir einen Namen erhalten, auch alle weiteren mir bekannten stärkeren Hirsche hatten ihre Namen. Ich freute mich besonders, wenn sie ein Jahr später, meist mit noch stärkerem Geweih, wieder erschienen. < . . . >⁶⁴

Anfang Oktober wurde es dann allmählich wieder still. Über einen meiner Hirsche, dem ich den Namen „Adam“ gegeben hatte, wurde einmal 1951 eine Radiosendung in Warschau ausgestrahlt. Auch das Rehwild war reichlich vertreten und fühlte sich anscheinend wohl in meinem Revier. Ich hatte meine Freude an mehreren guten Böcken, die stolz zwischen dem Rotwild auf den Wiesen paradierten. < . . . >⁶⁵

Obwohl ich stets bemüht gewesen war, mein kleines Wildparadies geheimzuhalten, hatte unser Forstmeister doch „Wind“ davon bekommen und eröffnete mir einige Tage vor Beginn der Hirschbrunft, daß er den Personalamts-Direktor des Forstministeriums, also die „graue Eminenz“ dieser Institution, zur Hirschjagd eingeladen habe und ich den Herrn führen solle. Psiakrew!⁶⁶ Da kannst' halt nix machen! Na meinetwegen! Es war ja genug „Vorrat“ an starken Hirschen da, darunter ein hochkapitaler Sechzehnder, den ich schon zweimal schußgerecht vor mir gehabt hatte und leicht hätte strecken können, wenn ich gewollt hätte. Wenn der Gast sich als waidgerechter Jäger auswies, sollte es ihm vergönnt sein, den edlen Recken zur Strecke zu bringen.

Der hohe, recht sympathische Gast brachte einen Drilling mit, den er als „gut in Ordnung“ bezeichnete. Doch ich traute dem Frieden nicht und machte noch schnell 3 Probeschüsse. Oh weh, mit Zielfernrohr lagen die Schüsse auf 100m etwa einen halben Meter zu hoch. Zeit zur sicheren Korrektur war nicht

⁶⁴ S. 65 im Originalmanuskript.

⁶⁵ S. 66 im Originalmanuskript.

⁶⁶ Poln. Fluch: verdammt!, Donnerwetter!

mehr gegeben, wenn wir noch rechtzeitig zur Abendpirsch ins Revier kommen wollten. Also trotz des nicht intakten Gewehres los!

Es gelang uns, auf Schußnähe an den Hirsch heranzukommen, doch es war inzwischen schon reichlich dunkel geworden, und auf der Wiese wallten bereits die Abendnebel. Ich baute dem Gast meinen Zielstock auf und raunte ihm noch leise zu: „Tief halten!“ Im Schuß sah ich den Hirsch zusammenbrechen, dann hatte ihn der Nebel verschlungen. Dem Hirsch sich zu nähern war bei dem Nebel nicht ratsam. Er konnte aufspringen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Also mußten wir uns bis zum folgenden Tag gedulden. Am nächsten Morgen schoß der Gast noch einen starken Vierzehnder, dann machten wir uns bei hellem Tageslicht auf die Suche nach dem Kapitalen vom Vorabend. Als wir an die Wiese kamen, saß der mächtige Hirsch noch am Anschuß, hatte sogar noch den Kopf hoch. Ein schneller Schuß auf den Träger ließ den Edlen im Feuer verenden. Es zeigte sich, daß der Schuß vom Vorabend beide Vorderläufe am Brustkern durchschlagen hatte, so daß das arme Tier nicht mehr aufstehen konnte, aber noch lebensfähig war. Ein trauriges Geschehen als Folge davon, daß Jäger ihre Waffe nicht gründlich in Ordnung halten. Das Geweih dieses Hirsches war das stärkste ganz Polens im Jahre 1949. Mein Name zog ins Forstministerium ein.

Drei Tage später holte ich mir selber einen alten, starken Vierzehnder mit ganz breit geformten Stangen und besonders schönen Grandeln.⁶⁷ Angelockt durch die zwei starken Geweihe des Personalamts-Direktors Br., erschien auch noch ein anderer alter Direktor aus dem Forstministerium, Herr G., um einen Brunfthirsch zu strecken. Auch ihm präsentierte ich einen sehr starken Sechzehnder, den der Gast mit gutem Blattschuß streckte. Es wurde der „Hirsch seines Lebens“. Der alte Herr war vor Freude ganz aus dem Häuschen. Während ich in den Bestand ging, um einen schönen Bruch für den glücklichen Schützen zu holen, richtete dieser das Geweih auf und hängte an die beiden Geweihstangen je einen großen Geldschein, jeder viel mehr als ein Förstermonatsgehalt, als Belohnung für mich. Die Brunft 1949 ging zu Ende. Wie die Hirsche von der Brunftunruhe, so hatte ich von den Anstrengungen des Pirschens ein paar Kilo abgenommen.

Im Jahr darauf kam zur Hirschbrunft zuerst der alte Direktor G. und schoß einen starken Zehnder-Abschußhirsch vor Aufregung vorbei. Ich sah deutlich, daß der Hirsch gefehlt war, doch der alte Herr G. behauptete steif und fest, getroffen zu haben. Ich blies die Nachsuche bald als unnötig ab.

Am nächsten Morgen erwarteten wir vor Tagesgrauen gemeinsam den polnischen Finanzminister D.,⁶⁸ den ich auf einen Hirsch führen sollte. Während wir

⁶⁷ Jägersprache: verkümmerte Eckzähne im Oberkiefer bei Rot- und Sikahirsch; selten bei Reh- und Damwild.

⁶⁸ Konstanty Dąbrowski, 1945–1952 Finanzminister, 1952–1956 Außenhandelsminister, 1957 Minister für Staatskontrolle, 1957–1969 Vorsitzender der Obersten Kontrollkammer (NIK = Najwyższa Izba Kontroli); sozialistischer Politiker der PPS-Linken, die sich 1948

in der Dunkelheit so von einem Bein aufs andere treten, sagt plötzlich der alte Herr G. zu mir: „Herr Kollege“ (so war seine freundschaftliche Anrede dort), „geben Sie mir die Hand“. Erstaunt streckte ich ihm meine Rechte hin. „So“, meinte er, „jetzt haben Sie mir die Hand zum Versprechen gegeben, daß Sie, wenn Sie meinen gestern beschossenen Hirsch verendet finden, sich darauflegen und sich mit dem Waidmesser drei Schläge auf's Hinterteil geben zur Strafe, daß Sie die Nachsuche abgebrochen haben.“ Ich versicherte dem alten Herrn, daß ich mich dieser Strafe gewiß nicht zu unterziehen brauchte. Der Hirsch, der sich durch ein besonders kurzes Knören von seinen Artgenossen unterschied, war aber ein paar Tage nicht zu hören. Der Herr Finanzminister bekam seinen Hirsch, Direktor G. schoß einen, ich mußte dienstlich 2 Tage per Bahn nach Warschau. < . . . >⁶⁹

Ostern 1951 hatte ich Logierbesuch eines netten Vogelprofessors aus Warschau, der den Seeadlern, Fischadlern und Fledermäusen nachstieg. Während wir am Ostersonntag gegen 22 Uhr gemütlich plaudernd bei der Petroleumlampe im Försterhaus sitzen, klopft es hart an die Haustür. Zwei Miliz-Posten kommen herein und prüfen die Ausweise des Gastes. Es verlief alles glatt, aber es war ein Schock für uns.

Im Herbst 51 hatte ich einen polnischen, von Haus und Hof vertriebenen Grafen, der in Warschau als Kraftfahrer arbeitete, bei mir zu Gast. Welch ein feiner, netter, wohlzogener Mensch! Er begleitete mich auf der Pirsch, half mir beim Transport mehrerer Hirsche, die ich im Auftrage von Warschauer hohen Forstfunktionären erlegte und für sie verkaufte. Die Geweihe und Grandeln durfte ich behalten. Es kam den Herren nur aufs Geld an! Als Deputat-Hirsch wählte ich mir einen hochkapitalen Vierzehnder, der der zweitbeste Hirsch Polens im Jahre 1951 wurde, auf der Ausstellung in Warschau eine silberne Medaille erhielt und in der polnischen Jagdzeitschrift prangte. Auch noch die bronzene Hegemedaille erhielt ich auf dieser Ausstellung für einen Abschußhirsch mit starkem Wapiti-Einschlag im Geweih, zu dem ich auch noch eine frühere, gefundene Abwurfstange beigeben konnte.

Unter meinen Jagdgästen 1951 war auch ein russischer General. Er kam mehrmals aus Arys, erlegte ein Stück Schwarzwild und schoß einen kapitalen Hirsch, der wannenbreit vor ihm stand, vor Aufregung vorbei. Darauf fluchte er wie ein Kümmeltürke und ließ sich nicht mehr sehen. Auch dem polnischen Geheimdienst-Chef⁷⁰ gab unser Forstmeister (heimlich) einen Hirsch frei, den dieser – ein relativ netter Mann, der später nach Südpolen versetzt wurde, weil er zu anständig war – unter meiner Führung streckte. Als Belohnung be-

mit der kommunistischen Polnischen Arbeiterpartei zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei vereinigt hatte, hierzu: Markert, Osteuropa-Handbuch Polen, S.232, S.255, S.681, S.684f., S.687f., und Rocznik polityczny i gospodarczy 1970 (Politisches und wirtschaftliches Jahrbuch 1970), Warszawa 1971, S.96.

⁶⁹ S.69–70 im Originalmanuskript.

⁷⁰ Wen Küttner mit „Geheimdienst-Chef“ meinte, ist nicht mehr zu ermitteln.

fürwortete der Chef für mich die Erlaubnis zum Führen einer Waffe mit gezogenem Lauf, worauf ich mir in Warschau vor Silvester 1951/52 eine gebrauchte, aber sehr gute Bockbüchseflinte „Sauer & Sohn“ kaufte. Zielfernrohr fehlte, aber die Sockel waren da. Durch Zufall bekam ich auch noch ein gutes Hensoldt-Zielfernrohr zu kaufen, das ich mir zu Hause dann selbst aufmontierte. Mit dieser Büchse habe ich im Jahr 1952 mit 39 Schuß 39 Stück Wild erlegt. Eine Erklärung für diese hohe Wildstrecke erfolgt später.

Im Oktober 51 wurde mir auch noch der Abschuß eines Hirsches zugeteilt, den ich für den „Aufbau von Warschau“ deklarierte, d.h. der Erlös für das Wildbret wurde an den Fonds „Warschau“ überwiesen, für den ohnehin jeder Werktätige allmonatlich „par ordre de mufti“ einen Obolus entrichten mußte.

Die Presse machte um diesen Hirsch aus propagandistischen Gründen einen Mordsrummel. Ich wurde von allen Seiten mit und ohne Hirsch fotografiert, mein Bild in mehreren großen polnischen Zeitungen gebracht, was mir verständlicherweise gar nicht lieb war; aber es ging alles gut. Von der Stadt Johannisburg bekam ich als Anerkennung ein Detektor-Radio mit zwei Kopfhörern, damals dort noch eine Rarität. Durch dieses Radio fand ich nun wieder mehr Verbindung mit der Außenwelt.

Zu der Zeit passierte mir auch etwas Einmaliges! Ein Backenzahn schmerzte heftig. Da inzwischen ein Zahnarzt in Johannisburg eingezogen war, ging ich zu ihm. Der Zahn müsse raus, meinte er; aber ohne Betäubungsspritze ginge das schlecht. Ich sollte mir aus der Apotheke eine Spritze holen. Gesagt, getan! Ich kam mit der Spritze zurück. Der Arzt zog sie ein und hieb sie mir rechts in den Unterkiefer. Nun sollte ich eine Viertelstunde warten, bis die Spritze wirkte. Der Mann, der sich Arzt nannte – einen weißen Kittel hatte er nicht –, ging hinaus und ließ mich auf dem Stuhl allein. Die Viertelstunde verstrich, von einer Wirkung der Spritze merkte ich nichts. Da tut sich die Tür vor mir leise einen Spalt auf, ein Auge erscheint vorsichtig und blickt fragend zu mir hin. Ich winke, darauf kommt der Mann herein. Ich sage ihm, daß ich gar keine Betäubung empfinde. Der Mann entgegnete: „Ja, mit den Spritzen ist das so eine Sache. Einmal wirken sie gar nicht, ein andermal ist der Patient tot.“ – Was galt dort damals ein Menschenleben! Der Zahn blieb noch 6 Jahre drin.

Das Führen der Jagdgäste während der Hirschbrunft abends und früh, da man gegen 3.30 Uhr aufstehen mußte, dazu tagsüber die Erledigung der Dienstgänge und schriftlichen Arbeiten, alles das strengte mich 1951 so an, daß ich einmal vormittags im Walde zusammenbrach und nach Hause geführt werden mußte. (Schwächeanfall!) Einen Tag ruhte ich aus, dann mußte es wieder weitergehen. Die Jagdgäste, die sich tagsüber ausschlafen konnten, hatten wenig Verständnis für meine große dienstliche Belastung. Sie wollten geführt werden. Meine Kollegen aus den Nachbarrevieren wurden zur Führung von Jagdgästen nicht herangezogen; sie hatten zu wenig jagdliche Erfahrung.

Rechenkünste und wildernde Geheimpolizisten

Im März 1952 erhielt ich eines Tages einen telefonischen Anruf aus unserem Forstamt, ich sollte schnellstens in der Direktion Johannesburg vorsprechen, denn man hätte in meinen Lohnabrechnungen vom Februar einen Fehler gefunden. Das war quasi ein Gaudi für alle zuständigen Dienststellen, denn bisher hatte ich in den langen Jahren seit 1945 noch nie einen Fehler in meinen Abrechnungen und Nummernbüchern gehabt und mir damit ein gewisses Ansehen geschaffen.

Mir war das unerklärlich! Hatte ich doch alle meine Arbeiten durch Gegenproben genauestens überprüft. Also fuhr ich hin. „Ja, Sie haben sich bei der Lohn-Endabrechnung um einen Grosz (= 1 Pfennig) verrechnet.“ Meine Antwort: „Das kann nicht sein!“ Es ging um mein Ansehen!

Man legte mir meine Abrechnungen vor. Nach kurzer Überprüfung wurde mir ganz warm ums Herz. Ich hatte mich nicht verrechnet, sondern mit genauen Bruchzahlen bis zu Ende durchgerechnet. Die prüfende Dienststelle aber hatte einmal eine Bruchzahl abgerundet; dadurch war die Differenz von einem „Grosz“ entstanden. Ich hatte also genauer gerechnet und behielt somit recht. Das war ein Triumph für mich, der mein Ansehen weiter festigte.

Danach haben wir dann in der Direktion wie auch in den Forstämtern, wo ich später als Wolfskommissar vorsprach, noch einige Rechen-Wettbewerbe durchgeführt, wobei wir 6stellige, hohe Zahlenkolumnen addieren mußten – 2 Mann mit den in Ostblockländern gebräuchlichen Rechenschiebern, ich in Kopfrechnung. Ich habe sie alle gewonnen, sowohl hinsichtlich Schnelligkeit als auch Genauigkeit.

Im Sommer 1952 hörte ich bei einem abendlichen Reviergang einen Schuß in meinem Revier. Schnell eilte ich per Rad in die Gegend, sah einen Mann mit Gewehr eine Schneise entlanggehen. Eiligst in Deckung hinterher! Auf gute Schußnähe herangekommen, brüllte ich ihn schußfertig an: „Halt! Gewehr niederlegen! Hände hoch! 20 Schritt zurücktreten!“ Sichtlich erschrocken tat der Mann, was ich befohlen hatte. Darauf nahm ich seinen Karabiner auf, entlud ihn und fragte dann den Mann nach seinem Woher und Wohin. Es stellte sich heraus, daß er der Chauffeur des neuen UB-Chefs, eines sehr schnoddrigen, kleinen, jungen Mannes war, der sich erlaubt hatte, einfach in mein Revier zu fahren und dort herumzुकnallen. Der Chef war jetzt nicht zur Stelle. Ich drohte dem Mann mit Bestrafung wegen Wilderei, schulterte sein Gewehr und fuhr per Rad nach Haus, um dem Forstmeister telefonisch Meldung zu machen. Während des Telefongesprächs kommt ein Auto auf meinen Hof gefahren, und es donnert an die Tür. Ich muß das Gespräch unterbrechen und an die Tür eilen. Da steht der kleine UB-Chef, hält mir seinen Dienstausweis unter die Nase und verlangt die sofortige Herausgabe des beschlagnahmten Karabiners. Was blieb mir anderes übrig, als seiner Anordnung zu folgen? Wut-schnaubend fuhr der Chef ab. Vom Direktor unserer inzwischen eingerichteten Forstdirektion für die 8 Forstämter des Kreises Johannesburg bekam ich eine

Belobigung für mein „dienstlich korrektes Vorgehen“. Die „Quittung“ des UB-Amtes bekam ich vor Weihnachten 52; sie sah anders aus!

Zunächst blieb alles still. Doch nach 2 Wochen hörte ich wieder einen Karabiner-Schuß im Revier, darauf noch 2 Pistolenschüsse. Mir schwante Böses. Die Schüsse waren an einem Ort dicht an der Straße gefallen, wo ein guter, sehr vertrauter Rehbock seinen Estand hatte. Als ich an die Stelle kam, war alles still. Schon dunkelte es stark. Plötzlich höre ich Motorengeräusch. Ein kleiner PKW kommt im Dunkel ohne Scheinwerferlicht langsam heran. Ich verstecke mich. 2 Männer steigen aus, gehen in die Wiese. Schnell springe ich zum Auto, nehme mein Gewehr in Anschlag und warte. Da schleppen die beiden Männer meinen braven Rehbock herbei. „Halt! Hände hoch!“, brülle ich. Erschrocken lassen die beiden das Reh fallen und nehmen die Hände hoch. Dann fängt der UB-Chef – er war es wieder – an zu betteln, ich solle sie doch nicht bedrohen, es täte ihm ja sehr leid. Ich konnte nicht mehr tun, als ihm das feste Versprechen abzunehmen, daß er nicht mehr bei mir wildern werde. Ich drohte, ich würde sonst Meldung in Allenstein machen. Er ist auch nicht mehr gekommen, weil ich ihn jedesmal bei seiner Wilderei ertappt hatte und er somit merkte, daß ich früh, tagsüber und abends regelmäßig im Walde war. Die „Quittung“ aber dafür, daß ich ihm das Wildern verbot, um mein Wild zu schützen, und nicht, wie es andere Förster taten, ihn noch zu weiterem Jagen einlud, die bekam ich später, wie schon oben gesagt. Er hätte gern in meinem Revier herumknallen wollen, weil es da mehr Wild gab.

Noch einen Fall von Wilderei hoher Potentaten in meinem so gepflegten Revier gab es wieder einige Wochen später. Bei einem Reviergang im Tagesgrauen tief drinnen im Walde sehe ich plötzlich einen gut gekleideten Zivilisten mit einer Bockbüchsfinte, um deren Lauf eine Zeitung gewickelt ist, auf einer Schneise am Bestandsrande stehen. Im Bestand drinnen höre ich zwei Menschen herumtappen. Da mir einleuchtete, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Wilderer handelte, ging ich schweigend an dem Herrn vorbei, der beschämt zur Erde guckte, und wartete das Herauskommen der beiden Treiber ab. Es erschienen zwei polnische Majore in Uniform. Sie entschuldigten sich sehr, sagten, sie hätten nur den Auftrag ihres Ministers ausgeführt (was für ein Minister das war, habe ich nicht erfahren), und baten inständig, keine Meldung zu machen. Ich war aber so wütend, daß ich ihnen sagte, es wäre eine Schande, was sie da täten, und sie schnellstens des Waldes verwies. Ich würde unbedingt Meldung machen. Die Herren verschwanden beschämt, ich fuhr nach Haus und machte Meldung bei meinem Forstmeister und in der Direktion. Siehe da, die Herren hatten schon schnell den Herrn Direktor gefunden und sich bei ihm entschuldigt. Darauf lud er sie in ein anderes Revier ein und jagte dort selbst mit ihnen. Ich aber bekam wieder ein persönliches Lob vom Direktor.

In meinem Revier hatte ich ein mit jungen Schwarzstörchen besetztes Nest entdeckt. Ich verabredete mich mit meinem Forstmeister für den 18.7.52, um ihm das Nest zu zeigen. Dort zusammengetroffen, überreichte mir der Forstmeister die Beförderungsurkunde in die höchste (achte) Dienstgruppe, die

ein Revierförster erreichen konnte. Ich war perplex und hocherfreut, aber doch wieder innerlich besorgt, daß etwa meine Kollegen, die inzwischen alles geschulte Forstleute waren und noch in der neunten Dienstgruppe eingestuft waren, mir aus Neid hinsichtlich meiner Herkunft nachspionieren könnten, da ich nun der erste und einzige Förster in unserem Forstamt war, der diese hohe Stufe erreicht hatte. Doch, gottlob, ich blieb verschont.

Die Hirschbrunft 1952 kam heran. Wieder waren hohe Gäste zu führen, und es waren bewegte, kräftezehrende Tage. Einige dieser Gäste drückten mir, sobald wir im Walde unbeobachtet waren, ihre Waffe in die Hand und baten mich, den Hirsch selbst zu schießen, was ich dann auch getan habe. War das Stück zur Strecke, so ließen sich die Herren gern damit fotografieren und fuhren stolz mit dem Geweih nach Hause. Die Grandeln der von mir in solchen Fällen erlegten Hirsche habe ich aber stets in einem unbeobachteten Augenblick beim Aufbrechen mit schnellem Stich herausgeschnitten und fix in den Mund genommen, um mich nicht zu verraten. Die Herren vergaßen ja stets in der Freude über den Jagderfolg, nach den Grandeln zu fragen, und ich wollte doch auch wenigstens eine kleine Trophäe für meinen erfolgreichen Schuß haben. Es gab auch wieder für mich einige Aufträge zu Hirsch-Abschüssen, wobei die Herren sich erst gar nicht die Mühe machten, aus Warschau anzureisen.

Am 25.9.52 erlegte ich gelegentlich einer großangelegten Wolfsjagd einen etwa 7-jährigen Keiler mit den wohl stärksten Gewehren, die z. Z. hier in der Bundesrepublik zu finden sind. Da der linke Haderer im Oberkiefer verkrümmt herausgewachsen war, schliff sich das Gewehr des linken Unterkiefers nicht mehr daran ab und erreichte so eine Länge von 31 cm. Es gelang mir bei meiner Flucht, diese Keilerwaffen herüberzuretten. < . . . >⁷¹

2 Tage vor Weihnachten 52 kam dann für mich die „Quittung“ dafür, daß ich den UB-Chef wegen Wilderns angezeigt hatte. Ich mußte meinen Waffenschein, der immer nur für ein halbes Jahr gültig war, zur Verlängerung im UB-Amt abgeben. Diese Verlängerung wurde durch das UB-Landesamt Allenstein ausgestellt, den Schein mußte ich in Johannesburg einreichen. Als ich dort vorsprach, wurde ich sofort von einem böse dreinblickenden Beamten in ein Einzelzimmer geführt, mußte wieder einmal aus dem Stegreif meinen Lebenslauf niederschreiben, zwei Bürgen für meine Identität nennen und in einem Verhör über meine Vergangenheit aussagen. Es war für mich ein Schock! Wieder stand mein Leben auf dem Spiel, wenn man mich entlarvte. Doch ich zwang mich zur Ruhe, schrieb meinen (falschen!) Lebenslauf und nannte als Bürgen zwei Namen von mir bekannten Polen aus dem Posener Gebiet. Bei dem weiteren Verhör ließ ich dann durchblicken, daß ich doch ein Vertrauter des UB-Amtes sei und sogar ein Pseudonym hätte, das man mir schon in Gelsenburg 1945 erteilt hätte. Darauf wurde der Beamte zugänglicher und lud mich schließlich – es war inzwischen schon dunkel geworden – noch in seine

⁷¹ S. 76 im Originalmanuskript.

Wohnung ein, wo wir noch einen Kirschnaps tranken. Ziemlich benommen – nicht vom Alkohol, sondern von dem Schreck – wankte ich am Abend, mein Fahrrad führend, die 7 km nach Hause. Hier war ich zunächst noch einmal „über die Runden“ gekommen. Was aber würde noch folgen?! Die Feiertage über hatte ich zwar keine harte Büroarbeit wie in früheren Jahren; die mußte ja jetzt mein Vertreter durchackern. Aber die Sorge, was die Zukunft mir wohl bringen würde, nagte in mir. Ich bekam Magenbeschwerden und heftige Schmerzen. Wenige Tage später erhielt ich die schriftliche Order des UB-Amtes, meine Waffen (Schrotflinte und Bockbüchsfinte) in Allenstein abzuliefern. Das war sehr bitter für mich, aber ich war doch innerlich froh in dem Empfinden, daß es damit wohl sein Bewenden haben werde und man nicht weiter hinter mir herschnüffeln wolle.

Die Forstdirektion war nicht in der Lage, mir in meiner prekären Situation zu helfen. Der Entscheid über das Halten von Waffen für Forstbeamte und Jäger lag damals noch einzig und allein bei der Geheimpolizei. Nur etwa jeder zehnte Forstbeamte durfte damals überhaupt eine Schrotflinte führen, Kugelgewehre schon gar nicht. Das änderte sich erst 1955, als nach Stalins Tod (5.3.53) die Gewaltherrschaft der Geheimpolizei etwas lockerer zu werden begann.⁷² Meiner Waffen ledig, übernahm ich nun wieder mein Forstrevier, hatte aber noch sehr viel aufzuarbeiten, denn mein Vertreter hatte dem Arbeitsanfall nicht nachkommen können und war ganz arg in Verzug geraten.

Zermürbt durch die Schreckenstage und resigniert durch den erneuten starken Arbeitsanfall, bat ich nunmehr meinen so ehrenwerten Forstmeister um Versetzung in ein anderes, leichter zu führendes Revier. Ich wollte mich dann auch mehr der jagdlichen Betreuung des gesamten Forstamts-Gebietes widmen. Er willigte ein und übergab mir das Revier Pilchen,⁷³ eine lange Halbinsel, die kaum schlagfähige Bestände aufwies und somit weniger Arbeit brachte.

Ein Motorrad und Fluchtgedanken

Rückschauend ist noch über ein Motorrad zu berichten, das ich mir im Frühjahr 1950 anschaffte, damals in Polen noch eine Rarität. Es war ein Zweitakter, 98 ccm, polnisches Fabrikat „SHL“. Ein Forstkollege hatte es sich durch seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit Industrie-Bossen beschaffen können. Als er es aber erhalten hatte, wollte er es nicht mehr haben. (Er wußte wohl,

⁷² Nach den Enthüllungen des im Dezember 1953 in den Westen geflohenen Oberstleutnant Józef Światło erfuhr das Gefüge des Sicherheitsdienstes schwere Erschütterungen, die im Dezember 1954 zur Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit und zur Degradierung des seit 1944 amtierenden Ministers für Staatssicherheit, Stanisław Radkiewicz, führten, hierzu auch Błażyński, a. a. O.; Markert, S. 249.

⁷³ Poln. Pilchy.

warum!) Rad und Motor liefen an sich gut, aber das ganze Vehikel war aus zu geringwertigem Material hergestellt und versprach keine lange Lebensdauer. Nun, ich kaufte es „aus Spaß an der Freud“. Vor allem mit der Kette, die statt aus hartem Stahl nur aus Eisen hergestellt war, hatte ich viel Kummer. Sie riß oft, da die Glieder sich rasch ausarbeiteten und zu weitmaschig wurden. Ersatz war nicht zu beschaffen. Das Rad besaß auch nur ein Dynamo ohne Batterie, so daß man bei geringer Motordrehzahl nur ganz schwaches Licht hatte. Dadurch erlitt ich einmal einen bösen Unfall, den ich noch 4 Wochen lang schmerzhaft empfand.

Im Nachbarrevier hatten Waldarbeiter einen am Abend gefällten Baumstamm einfach quer über dem öffentlichen Waldweg liegen lassen. Mit meinem schwachen Scheinwerferlicht erkannte ich ihn zu spät und fuhr mit voller Wucht dagegen. Das Rad flog rechts in den Bestand hinein, ich überschlug mich und rollte links in den Straßengraben. Es dauerte eine Weile, ehe ich zur Besinnung kam. Ich belastete mich – gottlob, nichts gebrochen. Auch dem Rade war außer einer verbogenen Fußraste auf dem weichen Waldweg nichts passiert. Aber noch vier Wochen lang fühlte ich in der linken Brustseite beim Einatmen einen stechenden Schmerz, wohl infolge eines Stoßes durch die linke Lenkstange. < . . . >⁷⁴

Im Herbst gleichen Jahres kaufte mir unser Forstmeister das Motorrad für seinen Sohn ab. Ich war es leid, mich mit den ständigen Kettenreparaturen herumzuärgern.

Ein Gutes aber hatte diese Episode für mich: Ich hatte in Johannesburg die Führerschein-Prüfung für Motorräder und PKW gemacht. Dieser Führerschein mit dem falschen Namen wurde mir nach der Flucht in die BRD hier für PKW anerkannt und eine „Zweitschrift“ mit meinem richtigen Namen ausgefertigt, so daß mir hier eine erneute Fahrprüfung erspart blieb. Bei Verkehrskontrollen machen hier die Beamten jetzt immer erstaunte Gesichter, was für „komische“ Ortsnamen da auf meinem Führerschein verzeichnet sind.

In jener Zeit, da ich das Motorrad besaß, fiel auch mein erster Versuch, nach Westdeutschland – in die Freiheit – zu fliehen. An eine Flucht auf dem Landwege war nicht zu denken. Polens Grenzen waren hermetisch abgeriegelt und bewacht. Wer nicht nahe der Grenze wohnte und damit die Möglichkeit hatte, eine undichte Stelle auszuspionieren, wurde unweigerlich geschnappt und eingekerkert. Immer wieder hörte man von Menschen, deren Fluchtversuche mißglückt waren. Hatte man aber diese Klippe glücklich überwunden, dann waren noch die DDR oder die Tschechoslowakei zu durchqueren, beides kommunistisch regierte Länder, die jeden aufgegriffenen Flüchtling ins Herkunftsland zurück auslieferten. Schließlich war dann ja auch noch der „Eiserne Vorhang“ zu überwinden. Einen solchen Fluchtplan zu fassen, war also sinnlos.

⁷⁴ S. 78–79 im Originalmanuskript.

Doch eine andere Möglichkeit dämmerte auf. Ich hatte in Niedersee/Rucia-
ne einen netten, gebildeten Herrn mittleren Alters kennengelernt, dem ich
bald anmerkte, daß auch er danach trachtete, Polen den Rücken zu kehren.

Einige Zeit hindurch hatte die Möglichkeit bestanden, per U-Boot, das die
Weichsel hinauf bis Marienburg kam, nach Schweden zu entkommen. Schwe-
den internierte zunächst die Flüchtlinge und prüfte, ob diese krimineller Delik-
te wegen geflüchtet seien. War das nicht der Fall, so erkannte man sie als poli-
tische Flüchtlinge an und ließ sie in ihr Wunschland weiterreisen.

Leider hatte inzwischen die polnische Verwaltung Wind von den U-Boot-
Fahrten bekommen und die Weichselmündung mit Stahlnetzen verhängt. Die-
ser Fluchtweg war somit passé. Doch es bestand noch die Möglichkeit, von
Danzig oder Stettin aus als „blinder Passagier“ nach Schweden zu gelangen.
Mein Bekannter hatte gute Beziehungen zu dem Leiter einer Danziger Reede-
rei. Unter einem vorher vereinbarten Pseudonym fuhr ich in Zivilkleidung
nach Danzig und besprach mit jenem Leiter die Fluchtmöglichkeiten. Ehe
aber ein fester Termin festgesetzt werden konnte, wurde mein Bekannter,
dem ich schon 15000 Zloty – damals ein kleines Vermögen – zur Fluchtvorbe-
reitung ausgehändigt hatte, in Stettin bei seinen Erkundungen verhaftet und
zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt. Mein Geld war weg, die Hoffnung auf die
Flucht zerronnen, und ich mußte noch viel Angst ausstehen, daß ich vielleicht
auch noch verhaftet würde. Aber mein Fluchthelfer hatte „dichtgehalten“,
und so ging schließlich auch diese Schreckensaffäre vorüber.

Mit dem 1. April 53 übergab ich nun meinem Nachfolger mein schönes Re-
vier, das ich 8 Jahre geführt hatte, und übernahm das neue Revier, dessen bis-
heriger Förster in Johannsburg wohnte. Die Übergaben gingen reibungslos
vonstatten. Da ich noch keine andere Wohnung hatte, mußte ich zunächst mit
meiner Wirtschafterin, Frau B., und ihrem Sohn weiter im Försterhaus K. ver-
bleiben. Der neue Förster mit Frau zog zu und übernahm die andere Hälfte
des Hauses. Ein wenig leid tat es mir schon, mein gepflegtes Revier zu verlas-
sen, aber wenn ich an die schwere dienstliche Belastung und an die vielen, vie-
len Nächte dachte, die ich am Schreibtisch verbracht hatte, dann war ich doch
froh, von diesem Joch befreit zu sein.

Eine neue Sorge aber stellte sich ein: Mein Karabiner stand noch im Walde.
Trotz mehrfachen Suchens hatte ich ihn nicht wiederfinden können. Da ich ja
im letzten Jahr eine erlaubte Kugelwaffe besaß, hatte ich den Karabiner, der
in einer Wachstuchhülle verpackt in einer dichten Schonung stand, nicht mehr
gebraucht. Nun war er so von Kiefernadeln überrieselt worden, daß er völlig
unauffindbar geworden war. Oder hatte ihn vielleicht jemand beim Pilzesam-
meln gefunden und heimlich mitgenommen? Dieser Gedanke ließ mich
schließlich die verzweifelte heimliche Suche aufgeben. Ich hatte die Absicht
gehabt, ihn in den See zu werfen. Nun hoffte ich, diese Sache würde „im Sande
verlaufen“. Ja, denkste!

Ende Mai 53 bekam ich eine kleine Mietwohnung im Dorf Pilchen, Luftlinie
nach Johannsburg über den See hinweg 7 km, aber im Sommer um den See

herum 20 km Landweg, landschaftlich wunderschön, aber beschwerlich zu erreichen. Meine polnischen Bauern aus Karwik stellten mir aus Anhänglichkeit unentgeltlich ihre Wagen für den Umzug (dabei eine Fuhre voller Geweihe) zur Verfügung, aber der Schnaps floß dabei in Strömen.

Ernennung zum Wojewodschaftskommissar für Wolfsbekämpfung

Noch während des Umzuges bekam ich die Nachricht, daß ich vom Forstministerium im Einvernehmen mit dem Wojewodschaftsrat zum „Wojewodschaftskommissar für Wolfsbekämpfung“ für die ganze polnische Provinz Allenstein (ca. 330 km lang, 200 km breit)⁷⁵ im Range eines Forstmeisters ernannt worden sei. Ich war somit einer der 8 Kommissare, die für das ganze östliche Gebiet Polens, auf die einzelnen Wojewodschaften verteilt, eingesetzt wurden.

Wölfe gab es reichlich. Sie waren mit der russischen Front eingewandert und schon zur Plage geworden. Wölfe bejagen, eine spannende jagdliche Aufgabe! Aber schon wieder stellte sich eine neue Beklemmung ein. Meine Aufgabe bestand ja nicht allein in der Jagdausübung selbst, sondern viel mehr noch im Herumreisen, Jagden arrangieren und bei Forstversammlungen Vorträge über Wolfsbekämpfung halten. Wenn ich nun dabei womöglich mit einem Menschen zusammentraf, der mich mit meinem richtigen Namen von früher her kannte! Was half's?! Dieser Gefahr mußte ich bei Ausführung meiner neuen Aufgabe ins Auge sehen.

Ich bin dabei auch mit einem polnischen Forstmeister, bei dem ich vor 1939 auf Hirsche gejagt hatte, zusammengetroffen; er hat mich aber gottlob nicht wiedererkannt. Doch der Schreck für mich war groß! Ich hatte vom Forstministerium in Warschau die Aufforderung erhalten, vor einem Gremium von ca. 50 geladenen Gästen einen Vortrag über Rotwildhege und über die Ergebnisse der Wojewodschafstrophäenschauen in Bialystok, Allenstein, Danzig⁷⁶ und Köslin⁷⁷ (in welche Gebiete ich seit Frühjahr 1953 als Leiter und Vorsitzender der Trophäenschau-Kommission delegiert worden war) zu halten. Unter den Namen der einzeln genannten Zuhörer war auch der des mir seit 1937 bekannten Forstmeisters. Ich war so geschockt, daß ich meinen Auftrag wegen angeblicher gesundheitlicher Unpäßlichkeit ablehnen wollte. Doch meine Wirtschaftlerin, Frau B., beschwor mich, nicht abzusagen; das könnte mir mehr schaden als nutzen. Ich sollte nur mein Aussehen mit Brille und dunkel nachgefärbten Augenbrauen und Schnurrbart tarnen. Das tat ich dann auch und fuhr bangen Herzens hin.

⁷⁵ Es handelt sich um die Wojewodschaft Allenstein.

⁷⁶ Poln. Gdańsk.

⁷⁷ Poln. Koszalin.

Während meines Vortrages linste ich ab und zu unauffällig zu dem mir bekannten Mann hin, doch ich merkte bald, er widmete seine Aufmerksamkeit ganz meinem Vortrag, nicht aber meiner Person. So lockerte sich allmählich die Spannung in mir.

Später habe ich mit diesem Herrn in der Jagd-Hauptkommission in Warschau noch öfter zusammengearbeitet. Dabei habe ich gelegentlich kurze Bemerkungen im Sinne meines falschen Lebenslaufes gemacht, wodurch ich meine Sicherheit erhöhen konnte, nicht mehr von ihm als früherer Deutscher erkannt zu werden.

Als Wolfskommissar führte ich nun ein recht unstetes Dasein. Zu Fuß, per Rad, per Bahn durchquerte ich allmählich die ganze Provinz Allenstein von Lyck und Angerburg im Osten und Nordosten, wo es die meisten Wölfe gab, über die Weichsel hinweg bis kurz vor Thorn und Bromberg.⁷⁸ Nur etwa alle 3 Wochen kam ich einmal zum Wochenende nach Haus.

Wenn ich im einzelnen schildern wollte, wo und wie primitiv ich oft kapiert und geschlafen habe, wie mich bisweilen die Wanzen gebissen haben – manchem Leser würde das Grausen kommen. Zu Beginn dieser meiner neuen Karriere gab es für mich auch noch einen Schreckschuß: Als ich mich beim Landforstmeister in Allenstein als neuernannter Wolfskommissar vorstellte, bot er mir an, mir wieder zu einer Waffe zu verhelfen. Man hatte ihm von meinem Mißgeschick des Waffenentzuges durch das UB-Amt berichtet.

Blitzartig durchzuckte mich der Gedanke: Diese Protektion kann mir nur schaden. Da das UB-Amt mir wegen der Wilderer-Meldung grollte, hätte es bei einem Antrag seitens des Landforstamtes womöglich nach politischen Gründen gegen mich gesucht, um mir die Waffe zu verweigern. Das konnte für mich äußerst gefährlich werden! Nein, nein, Vorsicht! Nun aber schnell einen plausiblen, unverdächtigen Grund für meine Ablehnung dem wohlwillenden Herrn Landforstmeister B. gegenüber finden!

So bedankte ich mich sehr, sagte aber, ich hätte auch meinen Stolz: Wenn mich das UB-Amt habe mit dem Waffenentzug bestrafen wollen, so wolle ich nun beweisen, daß es mir nicht um das Schießen, sondern um das Wohl meines Wildes gehe. Darum wolle ich weiterhin auf den Besitz einer Waffe verzichten. Als Wolfskommissar sei ja meine Hauptaufgabe, andere Jäger zu schulen und die Jagden zu leiten. Außerdem würde es nur Neid erregen, wenn ich selbst viele Wölfe streckte und mir somit viele Abschußprämien holte. Das wolle ich anderen Jägern gönnen. Der Landforstmeister wiegte den Kopf. „Na ja, wenn Sie nicht wollen!“ Ich war froh, mich dieser heiklen Situation durch Verabschiedung entziehen zu können. < . . . >⁷⁹

⁷⁸ Poln. Toruń und Bydgoszcz. Die Wojewodschaft Allenstein reichte nicht bis an die Weichsel. Das Weichselland bei Thorn und Bromberg gehörte zur Wojewodschaft Bromberg.

⁷⁹ S. 84–85 im Originalmanuskript.

Im Januar/Februar 54 bekam ich für 6 Wochen vom Landforstmeister den Auftrag, das Gebiet um das im Walde bei Hohenstein⁸⁰ befindliche Winterquartier des russischen Marschalls Rokossowski⁸¹ wolffrein zu halten. Als ob die Wölfe davon Wind bekommen hätten, spürte sich dort in der ganzen Zeit kein einziger Isegrim, obwohl sie sich in anderen Regionen sehr unliebsam bemerkbar machten. Meiner Bitte, meine Tätigkeit dort ausüben zu können, wo die Wölfe Schaden machten, wurde nicht stattgegeben. Ich war im stillen wütend, wurde doch durch diese Abkommandierung meine Erfolgsquote geschmälert. Doch es half nichts. Das Wohl des Herrn Marschalls war wichtiger! Ich versuchte einmal, eine Audienz bei ihm zu erwirken, wurde aber abgewiesen.

Im Juni 54 fand in Allenstein das erste offizielle Tontauben-Preisschießen des Polnischen Jagdverbandes statt. Ich richtete mir das dienstlich so ein – ich war ja völlig frei in meinen Dispositionen –, daß ich zu diesem Sonntag gerade in Allenstein weilte. Da ich nun kein eigenes Gewehr mehr hatte, borgte ich mir von einem Jäger eine „Sauer & Sohn“-Doppelflinte Kal. 12 und schoß im ersten Durchgang von 15 Tontauben 13, bis dahin das beste Ergebnis. Nun wollte mir der Jägersmann für den zweiten Durchgang seine Flinte nicht mehr leihen, und der Landesforstmeister flüsterte mir zu: „Herr Kollege, Sie dürfen nicht weiterschießen. Sie würden den I.Preis machen. Da Sie aber keine Waffenerlaubnis haben, so wäre das nicht zulässig.“ So mußte ich auf weitere Teilnahme verzichten; doch war mein Schießserfolg nicht umsonst gewesen, wie sich ein Jahr später zeigte.

Zur Hirschbrunft 1954 wurde ich vom Landforstmeister angewiesen, den Major K., Leiter der UB-Zentrale Allenstein, auf den Hirsch zu führen. Ich wählte als Jagdterrain mein ehemaliges Forstrevier. Wir wohnten gemeinsam im Försterhaus. Der Jäger brachte eine Mauser-Büchse Kal. 9x57 mit, hatte aber nur Kugeln vom Mannlicher 9x56. Ich war skeptisch, doch Probeschüsse

⁸⁰ Die Försterei Hohenstein, poln. Jagielek; der Ort Hohenstein poln. Olsztynek.

⁸¹ Konstanty Rokossowski, geb. 21.12.1896 in Welikije Luki (Gouvernement Witebsk), gest. 3.8.1968 in Moskau, lebte seit 1917 in der Sowjetunion, wo er nach dem Sieg von Stalingrad als „russischer Patriot“ gefeiert worden war, Oberbefehlshaber der 1. Weißrussischen Front, die sich angesichts des „Warschauer Aufstands“ der gegenüber der polnischen Exilregierung in London loyalen polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa) im August 1944 weitgehend passiv verhielt; 1944–49 Marschall der Sowjetunion; Oberkommandierender der in Polen stationierten sowjetischen Streitkräfte; 6.11.1949–8.11.1956 polnischer Verteidigungsminister und Marschall von Polen; 10.5.1950–21.10.1956 Mitglied des Politbüros des ZK der PVAP; 1952 Sejm-Abgeordneter und Vizepremier; 1958–1962 stellv. Verteidigungsminister der Sowjetunion; hierzu: Polski Słownik Biograficzny (PSB), T. XXXI/4, H. 131, Wrocław u.a. 1989, S.538f. Entgegen den Angaben des PSB und anderer polnischer Nachschlagwerke ist Rokossowski nicht in Warschau, sondern in Welikije Luki geboren. Sein Vater war Pole, seine Mutter Russin. Nach Warschau kam R. mit seiner Familie, als er sechs Jahre alt war; siehe hierzu: Tadeusz Pióro, Kostek z Welikich Luków (Kostelet aus Welikije Luki), in: Polityka, Nr.5, 3.2.1990, S.10, und Janusz Tazbir, Stary mity i nowe legendy (Alte Mythen und neue Legenden), in: Polityka, Nr.22, 1.6.1996, S.70–72, hier S.72.

erwiesen, es ging auch so recht gut. 3 Geweihte und ein Tier hatte der Major frei. Gleich zu Anfang schoß er ein Abschuß-Tier vorbei. Darauf drückte er mir den Karabiner in die Hand und sagte: „Herr Kollege, schießen Sie für mich die Hirsche!“ So war ich denn wieder zum Jäger geworden, und der Herr Major zockelte wie ein Hündchen hinter mir her.

Bei einem starken Platzhirsch sah ich im Rudel ein schwaches weibliches Abschuß-Stück. So setzte ich die erste Kugel dem Hirsch aufs Blatt, repetierte schnell und streckte mit dem zweiten Schuß das nach links flüchtende schwache Tier. Der Herr Major kam heran und fragte, warum ich denn zweimal geschossen hätte, der Hirsch sei doch schon mit dem ersten Schuß tödlich getroffen gewesen. Als ich ihn zu dem zweiten Stück führte, kriegte er vor Staunen den Mund nicht zu.

Normalerweise hätte ich eine solche Dublette nie gewagt; es wäre mir schade um das schöne einzelne Jagderlebnis gewesen, aber ich wollte meine Mission mit diesem „Auch-Jäger“ doch möglichst schnell beenden.

In den folgenden Tagen schoß ich ihm noch 2 weitere starke Hirsche. Zum Dank schenkte er mir ein besonderes Taschenmesser, das man ganz unauffällig mit einer Hand öffnen kann, gegebenenfalls eine gute, versteckte Abwehrwaffe. Ich habe es „gerettet“. Hier im Westen habe ich noch kein Messer solcher Art gesehen. Während wir im Quartier speisten, erbot sich der Major, die Herichtung der Hirschlebern selbst zu übernehmen. Tatsächlich, das verstand er vortrefflich. Dabei stellte sich heraus, daß er früher Koch und Fleischer gewesen war. Die drei sehr starken Geweihe nahm er stolz mit, nach den schönen Grandeln fragte er nicht. So blieben mir wenigstens diese kleinen, aber doch so wertvollen Trophäen erhalten, die ich alle nach dem Westen retten konnte.

Der Fluch des Karabiners

Doch nun begann eine schwere Zeit für mich. Schon im Mai 54 hatte mir meine Wirtschafterin zugeflüstert, ihr hätten Leute aus Karwik erzählt, dort sei im Walde beim Durchforsten einer Schonung ein Karabiner gefunden worden. Er habe in einer Hülle aus gelber, summierter Leinwand gesteckt. Einen Mantel aus solcher Leinwand habe doch der frühere Förster gehabt. Nun, wir beide wußten wohl, was es mit dem Gewehr für eine Bewandnis hatte. Einen solchen Mantel hatte ich von den Amerikanern als Liebesgabe erhalten. Als er zerschlissen war, hatte ich daraus die Hülle für die Waffe im Walde genäht. So hatte also doch niemand den Karabiner entwendet, und ich hatte ihn trotz mühseliger Sucherei nicht mehr gefunden.

Was sollte ich tun? Der Verdacht zog sich über meinem Kopf zusammen. Auf unerlaubten Waffenbesitz stand unerbittlich die Todesstrafe. Sollte ich türmen? Aber wohin? Es gab keine Fluchtmöglichkeiten, ohne bald geschnappt zu werden. Also hieß es „Ohren steifhalten“ und so tun, als ginge mich die ganze Sache nichts an.

Die Reste des gelben Mantels hatte Frau B. inzwischen an einer entlegenen Stelle tief im Seeufer vergraben. Ich fand zufällig ein Stück summierter gelber Leinwand, die der des früheren Mantels sehr ähnlich, aber in der Struktur doch nicht dasselbe war. Dieses gefundene Stück nähte ich als Tasche an meinen alten Rucksack. Dies hat mir später das Leben gerettet!

An einem Montag Anfang Oktober 54, als ich per Rad nach Johannesburg hereinkomme, werde ich am Ausgang der Stadt von einem UB-Mann angehalten und zu seinem Amt beordert. Mir stockte der Atem. „Jetzt haben sie dich!“ Doch ich besann mich. Jetzt Ruhe und äußerste Gelassenheit wahren!

Im Amt angekommen, trete ich den dortigen Beamten mit lächelndem Gesicht entgegen? „Ich weiß, warum Ihr mich verhaften wollt. Da wurde in Karwik ein Karabiner gefunden, aber ich habe damit nichts zu tun. Ich hatte ja meine eigene Kugelwaffe. Wäre ich schuldig, so hätte ich doch längst flüchten können.“ „Na, wir haben noch mehr gegen Sie“, sagt einer der Männer. „Nee“, lache ich, „mehr könnt Ihr gegen mich nicht haben. Ich bin ein ehrlicher polnischer Beamter.“ „Na, wir werden ja sehen“, meint der Mann.

Man nimmt mir Geld, Ausweise, Taschenmesser und Hosenträger ab und schließt mich im Keller in eine Zelle ein. Da saß ich nun in der Falle! Außer einer eisernen doppelstöckigen Pritsche nichts weiter in dem 2 x 2 1/2 m großen Raum. Ein kleines, von außen verschließbares Guckloch in der eisernen Tür. Ein 20 x 20 cm großes vergittertes Fenster hoch oben in der Wand läßt ein kleines Stück Himmel sehen. Nun konnte ich mir ausrechnen, wie lange ich noch zu leben haben würde. Der Gedanke, mit dem falschen Namen unterzugehen, ohne meine Familie jemals wiederzusehen und ohne daß diese überhaupt erführe, wo ich geendet hätte, würgte mir in der Kehle. Wenn man meine Personalien genau überprüfte, was ja in solchen Fällen üblich ist, käme bald heraus, daß ich ein Deutscher mit falschem polnischen Namen war; dazu Rittergutsbesitzer, deutscher Soldat und auch noch Reiter-SS-Mann. Damit war mir ein Spionage-Prozeß, Martyrium und ein Ende am Strang sicher.

Doch ich wollte nicht untergehen, setzte alle Hoffnung auf meine Ausreden, die ich mir genau zurechtlegte. Um nachts trotz der inneren Unruhe schlafen zu können, turnte ich mich tagsüber müde, immer dann, wenn der Wachtposten gerade das Guckloch wieder geschlossen hatte. Auch addierte, subtrahierte, multiplizierte und dividierte ich 6stellige Zahlen im Kopf, merkte mir eisern die Ergebnisse und machte die Gegenprobe. Die Konzentration auf diese Zahlen nahm mir für Stunden die quälenden Gedanken an meine düstere Zukunft aus dem Kopf und ermüdete mich so sehr, daß ich die Nächte über auf meiner harten Pritsche Schlaf fand.

Das Essen, in die Zelle gebracht, war gut und mannigfaltig. Täglich durfte ich, von einem Posten bewacht, eine halbe Stunde lang auf dem kleinen Hinterhof einen Rundgang machen. So gingen die Tage eintönig dahin.

Meine Wirtschafterin fragte nach mir, durfte mich aber nicht sprechen. Eines Nachts werde ich gegen Mitternacht durch Gepolter und grelles Licht ge-

weckt. „Anziehen, nach oben kommen!“ Als ich den Büroraum betrete, sehe ich drei Herren hinter dem Schreibtisch sitzen. Auf dem Tisch liegt der Karabiner mit der Hülle. Vor dem Tisch zwei Stühle, der eine leer, auf dem anderen sitzt mein deutscher Waldarbeiter Albert Wiska, den ich zum Haumeister ernannt hatte und dem ich (als Rückhalt gegen meine hysterische Wirtschafterin) gesagt hatte, daß ich Deutscher unter falschem Namen sei.

Wiska war zu deutscher Zeit heimlich Kommunist gewesen, im Kriege als Soldat in russische Gefangenschaft geraten und erst 1948 zurückgekehrt. Da er nachweisen konnte, früher Kommunist gewesen zu sein, hatte ihn jetzt die Polnische Partei⁸² zum Ortsgruppenleiter ernannt. Auch Wiska war in den Verdacht miteinbezogen worden, Besitzer des gefundenen Karabiners gewesen zu sein. Verständlicherweise wehrte er sich energisch gegen diesen Vorwurf und berichtete, er habe in der Försterei – also seinerzeit bei mir – mehrmals einen Karabiner stehen sehen. Das stimmte. Hatte ich doch die Jagdkarabiner des Militär-Chirurgen Sw. und des UB-Chefs Pr. zur Reparatur bei mir gehabt. Dem ersteren hatte ich den Sockel des Zielfernrohres befestigt, dem zweiten ein neues, haarfeines Absehen ins Zielfernrohr eingesetzt. Daß der gefundene Karabiner kein Zielfernrohr hatte, war Wiska in seiner fachlichen Unkenntnis nicht aufgefallen. So wurde also Wiska für mich zum Belastungszeugen.

Man weist mir den leeren Stuhl an. Das Verhör beginnt. Einer der Herren hinter dem Schreibtisch – es war ein Staatsanwalt aus Allenstein – fragt: „Wiska, kennen Sie den Mann?“ und zeigt auf mich. Wiska schweigt. Der Staatsanwalt wiederholt seine Frage. Wiska schweigt. Der Frager wird ärgerlich: „Nun, so reden Sie doch, Wiska! Wer ist das?“ Darauf Wiska zögernd und stotternd: „Das – ist – Marian . . .“ „Marian oder Marcin?“ fragte der andere. „Marcin“, verbessert sich Wiska.

Ich mußte an mich halten, daß ich vor Erregung auf meinem Stuhl nicht zusammensackte. Ich war darauf gefaßt gewesen, daß er mich nun verraten würde, Aber nein, er hatte trotz aller Bedrängnis, in der er selbst steckte, dichtgehalten. Ich blickte nicht zu ihm hin, empfand aber ein warmes Gefühl der Dankbarkeit.

Nachdem die Personalienfrage nun kurz erörtert worden war, ging man zum direkten Verhör über, wobei ich alle meine Argumente, wie schon oben angedeutet, zum Ausdruck brachte. Ich betonte, daß Wiska mit seiner Aussage recht hätte, denn ich hätte die karabinergleichen Waffen der o.g. Jäger bei mir zur Reparatur gehabt. Damit konnte ich Wiska als Belastungszeugen ausschalten. Ich erwähnte auch, daß ich ein Reststück meines gelben Regenmantels als Tasche an meinen Rucksack genäht hätte. Damit wurde das Verhör beendet, Wiska ging, mich steckte man wieder in die Zelle.

(Zu bemerken ist noch, daß ich den Karabiner im Walde immer tüchtig abgewischt und in der letzten Zeit nur noch mit Handschuhen angefaßt hatte.)

⁸² Gemeint ist die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei.

Um meine Argumentation zu bekräftigen, bat ich in den folgenden Tagen darum, meine Aussagen noch einmal schriftlich belegen zu können. Ich durfte mich im Büroraum ans Fenster setzen und meine 5 Entlastungspunkte, die ich mir vorher eingehend durchdacht hatte, niederschreiben.

Wie ich später erfuhr, wurde in meiner Wohnung in Pilchen Haussuchung gehalten; man fand den Rucksack und beschlagnahmte eine Menge deutscher Bücher, die Frau B. und ich seinerzeit zusammengetragen hatten. Zum Glück hatten wir alle nationalsozialistisch gehaltene Literatur damals vernichtet.

Die beiden Jäger, die mir ihre Büchsen zur Reparatur übergeben hatten, wurden verhört; der UB-Chef P. sogar in Südpolen, wohin er inzwischen versetzt worden war. Die Bücher wurden auf antikomunistische Parolen hin durchgesehen (Fehlanzeige!). Vor allem aber – die Leinwand der Tasche war nicht die gleiche wie die der Hülle. Das rettete mich vor der Beschuldigung. Anfang März 55 wurde ich aufgrund eines Schreibens des UB-Wojewodschaftsamtes freigelassen. Man teilte mir mit, daß das Verfahren gegen mich hinsichtlich der Beschuldigung unerlaubten Waffenbesitzes niedergeschlagen worden sei.

Wie wärmend und goldig-bunt habe ich den Sonnenschein empfunden, als ich frei aus dem Portal des UB-Amtes Johannesburg trat. Genauso, wie ich nie das Bild der untergehenden Sonne vergessen werde, als ich am 24.1.45 mit meiner Mutter aus dem Walde kam und mir sagte: „Jetzt siehst Du die Sonne zum letzten Mal“, so werde ich auch nie das Empfinden des Glanzes des Sonnenlichtes vergessen, als ich mir nun sagen konnte: „Du darfst noch weiterleben.“

Streßfolgen

Nervlich hatte mich die Untersuchungshaft so sehr heimgesucht, daß meine Magenbeschwerden, die ich schon seit 1951 hatte, unerträglich wurden. Ich konnte mich bisweilen vor Schmerzen kaum noch auf den Beinen halten. So bat ich um Aufnahme ins Militär-Lazarett in Johannesburg, das auch Zivilkranke betreute. Beide für meine Behandlung zuständigen Militärärzte, der Röntgenologe wie auch der Chirurg und Internist, waren meine Jagdfreunde, die mich oft in meinem Forstrevier besucht hatten. Nach gründlicher Untersuchung sagten sie mir, daß ich Zwölffingerdarm-Geschwüre hätte und eine Magen-Operation unumgänglich sei. Auch das noch!

Ich hätte mich ja normalerweise ohne Zögern von dem bewährten Chirurgen operieren lassen, aber ich hatte Sorge, daß ich ungehemmt deutsch reden könnte, wenn ich in Narkose lag. So spielte ich nolens volens den Feigling und weigerte mich, meine Einwilligung zu der Operation zu geben. Mein Freund, der Chirurg, war verzweifelt. Er ließ alle seine operierten Patienten auf dem Flur antreten (Militär), die mir der Reihe nach erklärten, wie gut es ihnen nach der Operation ginge. Ich aber blieb standhaft bei meiner Weige-

nung – mit der heimlichen Sorge, daß man mir auf die Schliche kommen könnte, weshalb ich die Operation ablehnte. Doch der Argwohn stellte sich gottlob nicht ein. Man hänselte mich und behandelte mich mit Spritzen, die so gut halfen, daß ich nach 4 Wochen das Lazarett leidlich geheilt verlassen konnte.

Nach Rücksprache mit unserem Bezirksforstdirektor, der mich gern in seiner Direktion einsetzen wollte, ersuchte ich in der Landforstdirektion um Entbindung von meinem Posten als „Wojewodschafts-Wolfskommissar“ und trat in die Bezirksforstdirektion ein, dabei zunächst in die Finanzabteilung. Da mir in Johannesburg eine Dienstwohnung angewiesen wurde, zog ich mit meiner Wirtschafterin und ihrem Sohn von Pilchen dorthin um, wobei die Menge meiner Geweihe bei den Forstkameraden Aufsehen erregte.

Im Februar 56 mußte ich wieder für 4 Wochen ins Krankenhaus, da sich meine Magenbeschwerden erneut verschlimmert hatten. Nun suchte man mich nicht mehr zur Operation zu drängen, und es wäre alles recht erholungsvoll verlaufen, wenn da nicht ein Feldweibel mit in unserem 4-Mann-Zimmer gewesen wäre, der plötzlich Andeutungen machte: „Mit dem Forstmeister stimmt etwas nicht!“ Vermutlich hatte ich im Schlaf deutsch geredet, und er hatte das vernommen.

In unserem Zimmer lag auch ein Major, der eine schwere Narkose durchmachen mußte. Damit er dabei nicht „abschwirrte“ und durch starke Geräusche wieder schneller aufwachte, bat mich der Chirurg, im Krankenzimmer neben dem Eingeschlaferten Akkordeon zu spielen. Das tat ich sodann mit dem gewünschten Erfolg. Aus Dankbarkeit veranlaßte der Major auf meine heimliche Bitte unter Hinweis, daß mir der Feldweibel sehr unsympathisch sei, die Verlegung dieses Mannes in ein anderes Zimmer. So wurde ich diese Beschnüfflung los.

Schreckschüsse hinsichtlich der Gefahr und Sorge, entlarvt zu werden, ereigneten sich leider nur allzu oft. So passierte mir im Mai 1955 Folgendes: Während eines dienstlichen Aufenthaltes in der dortigen Landesforstdirektion in Allenstein ergreift mich einer der dortigen Angestellten am Arm und sagt: „Ach, Sie sind der Forstmeister aus Pisz (Johannisburg), Moment mal“. Während er mich noch mit einer Hand festhält, wählt er mit der anderen eine Telefonnummer. Mir wurde vor Schreck ganz heiß. „Ja, hier sowieso. Ja, ich habe hier den Forstmeister aus Pisz gefunden. Ich schicke Ihnen den herüber.“ Bei diesen letzten Worten wurde mir wieder leichter ums Herz. Wenn man mich „hinüberschickte“, konnte es nicht so gefährlich für mich sein!

Es stellte sich heraus, daß mich der Kollege beim polnischen Sportbund in Allenstein angemeldet hatte, der auch eine Schießabteilung gründen wollte. Der Leiter dieser Abteilung hatte sich daran erinnert, daß ich im Juni 1954 bei dem ersten Tontauben-Preisschießen ein so gutes Teilergebnis erzielt hatte und danach im Landesforstamt nach mir gefragt.

So begab ich mich zum Sporthaus hin. Dort wurde ich sehr herzlich aufgenommen und sofort mit einem Sportdreß, einer Kleinkaliberbüchse und einer guten Schrotflinte ausgerüstet. Diese Waffenzuteilung war nicht von der Zu-

stimmung des UB-Amtes abhängig. Nun war ich also unverhofft wieder zu „Schießprügeln“ gekommen und kam stolz mit 2 Gewehren und Patronen zu Hause an. Da in Johannsburg ein alter Kugelschießstand vorhanden war, konnte ich dort trainieren. Für einen Wurftaubenstand fanden meine schießinteressierten Kameraden bald ein geeignetes Gelände, so daß wir nun wieder aktiv werden konnten.

Heimliches Ziel: Auf „Tontauben“ gen Westen

Bei den jährlichen Wojewodschaftsmeisterschaften im Kugel- und Schrot-Schießen in den drei nun folgenden Jahren 1955, 56 und 57 wurde ich jedesmal Landesmeister in Kugel und Schrot. Leider habe ich dafür keine Ehrenpreise, sondern nur eine schriftliche Bestätigung erhalten, die ich jetzt eingeraht im Hause hängen habe, und das kam so: 1955 machte mir der Landforstdirektor das Angebot, in sein Amt in Allenstein einzutreten. Obwohl das mit einer Beförderung verbunden gewesen wäre, lehnte ich dankend ab. Offiziell erklärte ich, daß ich mich nicht von meinen vertrauten Revieren der Johannsburger Heide trennen und immer dem Wald nahebleiben wollte. In Wirklichkeit war es mir im Hinblick auf eine Fluchtvorbereitung, die ich ja immer im Sinn hatte, lieber, an meinem alten Wohnsitz zu bleiben. Durch diese Absage machte ich mich bei dem Herrn Direktor mißliebig, und dafür rächte er sich, indem er als Schirmherr der Preisschießen keine Preise stiftete, weil er, wie er offen zugab, voraussah, daß doch jedesmal der Forstmeister aus Pisz gewinnen würde. Ich habe es hingenommen! Solche Ehrenpreise wären mir später durch meine Flucht doch verlorengegangen.

Im Frühjahr 1957 wurde in Allenstein ein neuer Wurftaubenstand gebaut. Am 26. Mai 1957 war die feierliche Eröffnung, zu der ich als Landesmeister auch offiziell eingeladen war. Den ersten Schuß gab der Herr Landforstdirektor als höchster Ehrengast ab. Es wurde ein Fehlschuß. Zur zweiten Wurftaube durfte ich antreten. Mit dem ersten Schuß traf ich die Taube, mit dem zweiten Schuß – quasi als Dublette – zerschmetterte ich einen nach links abdriftenden Taubensplitter. Darauf ein anerkennendes Gemurmel unter den Zuschauern. Mein Ansehen als Landesmeister war gefestigt.

Bei der später dort abgehaltenen Landesmeisterschaft 1957 gab es eine nette kleine Episode: Ein junger Forstmeister beglückwünscht mich zu meinem Siege. Ich frage ihn, warum er nicht auch mitgeschossen habe. Darauf meinte er, er sei kein so geübter Schütze; er habe auch nur die Gelegenheit einer Dienstreise nach Allenstein genutzt, um den Landesmeister kennenzulernen. „Nach Rom fahren und den Papst nicht sehen!“ zitierte er ein altes polnisches Sprichwort.

Vom 14. – 16.9.56 nahm eine Allensteiner Schützengruppe, zu der auch ich zählte, an der gesamtpolnischen Landesmeisterschaft 1956 im Trap-Tauben-

Schießen in Zoppot⁸³ teil. Es gelang mir, den II. Preis und damit eine bronzene Medaille, die mir am blauen Bande um den Hals gehängt wurde, zu gewinnen. Es gab nur je eine bronzene Medaille für den ersten und zweiten Preis. Diese Medaille nebst Urkunde habe ich „herüber“gerettet. Mit diesem II. Preis errang ich auch die goldene polnische Leistungsnadel und bekam das polnische Sportabzeichen mit goldenem Lorbeer – die höchste sportliche Auszeichnung – verliehen (mit Bildausweis). Alles „gerettet“.

Als Inhaber der goldenen Leistungsnadel standen mir dienstfreie Trainingstage, die wie auch die Teilnahme an den großen Meisterschaften nicht auf den Urlaub angerechnet werden durften, ohne Gehaltsabzug zur Verfügung. Wenn das Sportamt mich anforderte, mußte mir unverzüglich „dienstfrei“ gegeben werden. Da durfte von seiten meiner Dienststelle keine Widerrede erfolgen. Dabei Flinte frei, Patronen frei, Tontauben frei, keine Einsatzprämie, freie Bahnfahrt und noch hohe Tagesdiäten obendrein, man war als Leistungssportler wahrlich bestens versorgt.

Zweimal wurde ich nach Stettin⁸⁴ zu Qualifikationsschießen für die großen Gesamt-Landesschießen delegiert. Die jeweils zehn- bis zwölfstündige Reise per Schnellzug dorthin und ebenso wieder zurück war jedesmal eine Tortur. Schlafwagen gab es nicht. Man mußte die ganze Reise sitzend im vollbesetzten Abteil (Holzbänke) verbringen. Schlafen war bei der dichtgedrängten, sitzenden Haltung kaum möglich, auch nicht ratsam in Anbetracht der Gefahr, daß einem ein Mitreisender beim Aussteigen unauffällig die mitgeführte Flinte entwenden konnte. Bei der strengen Überwachung aller Waffen in Privathand konnte der Verlust des Gewehres den Betroffenen schnell hinter Gitter bringen. Ein Aufgeben der Waffe als Reisegepäck war verboten.

Es gelang mir bei diesen beiden Qualifikationsschießen jedesmal, mich in die Gruppe der Teilnehmer an den großen Meisterschaften hineinzupauken, doch beim zweiten Mal traf mich ein böses Mißgeschick. Schon auf der Hinreise nach Stettin begann mir ein vorderer Backenzahn oben rechts, also gerade da, wo beim Schießen der Kolben des Gewehres an der Backe anliegt, heftig zu schmerzen. Die Backe schwoll immer mehr an. Im Hotelzimmer konnte ich abends infolge der Schmerzen nicht einschlafen, an ein Schießen mit dieser geschwollenen Wange war nicht zu denken. Nachts um eins riß mich die Verzweiflung auf die Beine. Ich ging zum Portier hinunter und fragte nach einem Zahnarzt. Nach mehreren vergeblichen Anrufen meldete sich ein Zahnarzt recht mißmutig. Zufällig war er mit dem alten polnischen Weltmeister im Tontaubenschießen Kiskurno befreundet, wie sich aus unserer kurzen Zwiesprache ergab. Er hatte Verständnis für mein Dilemma und war bereit, mich gleich nächstens zu empfangen. Per Taxe ging es quer durch ganz Stettin. Als der nette Arzt den Zahn besehen hatte, erklärte er, hier könne er zur Zeit nichts machen, da ein Zahnziehen in die-

⁸³ Poln. Sopot.

⁸⁴ Poln. Szczecin.

sem entzündeten Zustand leicht eine Sepsis hervorrufen könne, die das Leben des Patienten gefährde. Erst müsse die Entzündung zurückgehen.

Mir schwammen alle Felle weg! Wenn ich nicht am Qualifikationsschießen teilnahm, gab es auch keine Berechtigung zum Mitmachen bei der Meisterschaft. In meiner Verzweiflung schlug ich die Mahnungen des Arztes in den Wind und erbot mich, ihm eine schriftliche Erklärung zu geben, daß ich selbst die volle Verantwortung für den Ausgang der Operation übernehme. Danach entschloß sich der Arzt zu handeln. Es wurde eine Tortur für uns beide, aber schließlich ging es doch gut aus. Zwar war die Backe am nächsten Tage noch geschwollen (auf einem Foto ersichtlich), aber die rasenden Schmerzen hatten nachgelassen, und mit schief gehaltenem Kopf schaffte ich an den zwei Schießtagen die erforderliche Trefferzahl für die Qualifizierung.

Bei einem Stadtspaziergang nach dem Schießen sah ich in einem Geschäft eine Rolle schwarzes Plastiktuch, 1.20m breit. Ich kaufte davon 2.10 lfd.m und dazu 30 Gürtelschnallen zu 7 cm Breite. Das brachte ich mit nach Hause, schnitt unter Mithilfe von Frau B. 30 Streifen à 7 cm, nähte die Schnallen daran und übergab die so hergestellten Gürtel einem An- und Verkaufsladen zum Verkauf. Die Gürtel fanden reißenden Absatz und brachten einen guten Gewinn. Bei meinen Dienstreisen nach Warschau war ich auch stets darauf bedacht, mir einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, indem ich Mangelware, die es nur im großen Warenhaus in Warschau zu kaufen gab (aus Propagandagründen!), einkaufte und im An- und Verkaufsgeschäft in Johannesburg mit entsprechendem Aufschlag weitervertrieb. Das waren vor allem Koffer (4 verschiedene Größen ineinandergelegt), Regenmäntel, Emaille-Geschirr, optische Geräte. Die Menschen in der Provinz, die nie nach Warschau kamen und somit solche Dinge nie zu sehen bekamen, waren glücklich, all dieses nun hier kaufen zu können, und zahlten ohne Zögern den kleinen Aufschlag. So waren meine Mitbringsel immer schnell vergriffen.

Für die große Meisterschaft in Warszawa-Bielany durfte ich vorher 2 Wochen lang daselbst trainieren. Mir wurde Quartier in einem neuerrichteten Hotel angewiesen. In der ersten Nacht zwickte es mich heftig an Kopf und Füßen. Da die Nachttischlampe nicht funktionierte, mußte ich den Lichtschalter an der Tür betätigen. Dreimal sprang ich im Dunkel auf, rannte zum Schalter und inspizierte dann mein Bett. Nichts zu finden! Da wurde es mir zu dumm. Ich nahm mir die Nachttischlampe vor und brachte sie in Ordnung. Als es mich dann wieder zwickte, knipste ich schnell die kleine Lampe an. Siehe, da rannten die Wanzen über das Bett. Nun begann eine erbarmungslose Jagd mit Hilfe des Nagelreinigers. In den Ritzen des Bettes fand ich sie; hinter einem Bild saßen sechs dicke Wanzen wie auf Kommando „Richt euch!“ hintereinander. 13 süßlich-übelriechende Beutetiere sammelte ich in einem Aschenbecher, ging hinunter zum Portier und erklärte ihm, ich sei wohl zum Schießen nach Warschau gekommen, aber nicht zum Jagen. Dabei legte ich ihm meine „Strecke“ vor. Er entschuldigte sich sehr und wies mir sofort ein anderes Zimmer an. Dort konnte ich dann ungestört schlafen.

Bei der großen Meisterschaft vom 31.8. – 1.9. 1957 gelang es mir, mich an 6. Stelle zu platzieren (Urkunde liegt vor). Damit hatte ich mein heimliches Ziel erreicht, nämlich einen Platz in der Kader erobert, die zu internationalen Wettkämpfen ins westliche Ausland fahren durfte. Ich erhoffte mir daraus eine Fluchtmöglichkeit. Tatsächlich ist die polnische Kader (6 Mann) im August 1958 zu einem internationalen Schießen in Hannover angetreten. Aber da war mir die Flucht schon glücklich gelungen. An meiner Stelle war nun die Nr. 7 in der Reihenfolge eingesprungen.

Ende Juni 1956 wagte ich es zum ersten Mal, mit einer Reisegesellschaft wieder in die Posener Lande zu fahren, und zwar zum Besuch der Internationalen Messe in Posen. Dabei erlebte ich den Aufstand der Cegielski⁸⁵-Belegschaft und dadurch lawinenhaft anwachsend der Posener Einwohnerschaft gegen das kommunistische Regime.⁸⁶ Das Parteihaus wurde erstürmt, die roten Fahnen flogen nebst Akten aus den Fenstern. Es war eine grenzenlose Begeisterung auf der Straße, auch ein wilder Wutausbruch. Ich beobachtete selbst, wie ein Zivilist einem Milizposten den Karabiner entriß und dem Uniformierten mit dem Gewehrkolben einen Schlag gegen den Kopf versetzte, daß dessen linke Wange in Ohrhöhe durchtrennt wurde und herunterklaffte, so daß die ganze linke Gebißhälfte frei zu sehen war. Der Getroffene sackte bewußtlos zusammen und blieb liegen. Keiner kümmerte sich um ihn, man ging achtlos an ihm vorbei. Doch schon am Nachmittag tauchten aus Warschau Flugzeuge auf und fegten mit Maschinengewehrsalven die Straßen leer. Der Aufstand brach blutig zusammen.

In Warteposition

Nachdem ich meine Tätigkeit als Wolfskommissar aufgegeben hatte, machte mir das Forstministerium noch zweimal Angebote zu besonderen Aufgaben, die ich mit derselben Begründung ablehnte, wie ich sie dem Landforstdirektor gegeben hatte, als er mich nach Allenstein holen wollte. Es waren dies: 1. die Einrichtung und Betreuung einer Biberkolonie an einem Fluß nordwestlich von Allenstein; 2. die Einrichtung und Betreuung eines Wisentparks im Forstamt „Rote Bude“ in der Forstdirektion Białystok. Das waren durchaus verlock-

⁸⁵ Der Protest der Arbeiter des Maschinenbaukombinats ZISPO (seit Herbst 1956 wieder nach dem Gründer Cegielski genannt) gegen ungenügende Prämien und hohe Abzüge führte am Morgen des 28. Juni 1956 zu Demonstrationen vor dem Sitz des städtischen Nationalrats und einem allgemeinen Streik.

⁸⁶ Mit den Arbeiterunruhen in Posen im Juni 1956 beschleunigte sich der Erosionsprozeß in der poststalinistischen Parteiführung Polens, der im Oktober 1956 mit der Rückkehr des 1948 politisch ausgeschalteten sog. Nationalkommunisten Władysław Gomułka an die Parteispitze der regierenden Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei und der Rückkehr des internierten Primas von Polen, Stefan Kardinal Wyszyński, nach Warschau seinen vorläufigen Höhepunkt fand.

kende Positionen, die ich, wäre ich wirklich der Nationalpole gewesen, für den ich mich ausgab, gewiß gern angenommen hätte.

Aber ich war doch Deutscher, wollte das „Douglas-Hemd“ („Ich hab‘ es getragen sieben Jahr, und ich kann es nicht tragen mehr“) des falschen Namens, das ich nun schon über 10 Jahre trug, wobei die nervliche Belastung mir schon so schwere Magenbeschwerden gebracht hatte, nicht ewig tragen. Ich wollte meine Familie wiedersehen (wenn sie noch lebte – ich wußte ja nichts Genaues mehr), wollte Deutscher unter Deutschen sein und auch das kommunistische Joch abwerfen. So wurde es mir nicht schwer, diese Angebote abzulehnen. Sorge aber hatte ich immer dabei, daß man doch die wahren Hintergründe meiner Ablehnung erraten und mich unter scharfe Identitätskontrolle nehmen könnte. Ich fühlte mich immer in einer gefährvollen Situation.

Mein netter Bezirksforstdirektor, mit dem mich ein sehr freundschaftliches Verhältnis verband, aber freute sich und belohnte mein Verbleiben in seinem Bereich, indem er mich am 23.7.56 zum Oberforstmeister beförderte.

Dabei übernahm ich drei Aufgabengebiete in der Direktion: Jagdwesen, Motorisierung und Gewerbeaufsicht. Für die Einführung von Motorsägen beim Holzeinschlag in unseren acht Forstämtern, welche Aufgabe mir oblag, hatte ich vom 2. bis 10.7.56 in der großen Forstschule Rychlik, Kreis Trzcianka,⁸⁷ einen entsprechenden Kursus mitgemacht. Es waren damals viele akademisch geschulte Forstleute unter den Teilnehmern, und es war eine sehr interessante und lehrreiche, auch sehr nette und lustige Woche. Wo mögen sie alle heute sein?

Somit hatte ich nun wieder reichlich zu tun, im Frühjahr auch noch die Kontrolle der Aufforstungsarbeiten in den acht Forstämtern unseres Bezirks. Das Ärgste waren die monatlichen Arbeitsberichte an die Landforstdirektion, aber es mußte geschehen, und es wurde geschafft.

Durch meine Beförderung war der Forstmeister des Forstamtes Johannsburg, der während meiner Revierförsterzeit mein direkter Vorgesetzter gewesen war, nun mein Untergebener geworden. Aber er war sehr verständig, und wir kamen kameradschaftlich bestens miteinander aus.

Zu erwähnen wäre noch, daß 1955, als ich noch in der Finanzabteilung tätig war, die Waldarbeiter meines früheren Forstreviers L. eine Abordnung in die Bezirksforstdirektion Johannsburg schickten mit dem Ersuchen, sie wollten ihren ehemaligen Förster D. wiederhaben. Verständlicherweise war da nichts mehr zu machen, aber gefreut hat es mich doch. Aber auch das Forstministerium hatte mich nicht vergessen. Im Spätherbst 1956 wurde ich zu einer Besprechung mit dem Leiter der Jagdabteilung im Ministerium angefordert. Dort wurde mir der Auftrag erteilt, das Jagen von Ausländern (Devisen!) organisatorisch aus der Taufe zu heben. Die gastronomische Betreuung der Gäste übernahm das staatliche Reisebüro „Orbis“.

Für die Inszenierung meiner Pläne ließ man mir völlig freie Hand. Da es sich

⁸⁷ Karolina bei Schönlanke, ca. 30 km südwestlich von Schneidemühl (Piła).

vorerst und überhaupt in erster Linie um die herbstliche Jagd auf den Brunfhirsch handelte, wählte ich verständlicherweise die für ihre starken Hirsche bekannte Johannisburger Heide als mein Aktionsterrain.

Ein Zufall und eine Eröffnung

Welcher Nation die zu erwartenden Jäger angehören würden, war noch nicht ersichtlich; auf jeden Fall aber waren es Gäste aus dem „goldenen Westen“ hinter dem „Eisernen Vorhang“. Der Frühherbst 57 kam heran. Die ausländischen Besucher sollten in Erscheinung treten. Wieder wurde ich nach Warschau beordert. Man unterrichtete mich, daß sich ein Jäger aus Westdeutschland um den Abschluß eines Hirschbesuches beworben habe und am 20.9.57 eintreffen werde. Dabei bat man mich (notabene: man bat, denn normalerweise führt der zuständige Revierförster den Gastjäger in seinem Revier), die Führung des Gastes während seiner geplanten Jagdzeit selbst zu übernehmen, um damit zum Auftakt einen sicheren Erfolg zu gewährleisten.

Die Kunde, daß ein Westdeutscher käme, ließ mein Herz schneller schlagen. Wenn der Mann sich als vertrauenswürdig erwies, konnte ich mich ihm doch offenbaren und ihn bitten, meiner Familie eine Nachricht zu überbringen.

Es kam noch mehr nach Wunsch, als ich je zu erhoffen gewagt hätte, aber erst kam wieder ein mächtiger Schreck! Die westlichen Gäste trafen pünktlich am 20.9.57 im Gästehaus in Ruciane ein. Der deutsche Reisevermittler, der Jäger, seine Frau und ein Angestellter des Herrenjägers, der gut polnisch konnte. Als Betreuer der Reisegesellschaft „Orbis“ hatte sich ein Herr W. aus Warschau, ein älterer, gesellschaftlich sehr geschliffener Mensch, eingefunden.

Ich begab mich, angetan mit meiner Uniform als Oberforstmeister, zur Begrüßung der Gäste erst, als diese schon im Restaurant Platz genommen hatten. Beim Eintreten in den Raum stockte mir der Atem. Da saß ja Helmut L., mein Heimatkamerad aus unserem Landkreis Jarotschin, der Bruder meiner Jugendliebe.⁸⁸ Wenn der mich erkannte und mit meinem richtigen Namen ansprach, war ich verloren! Wir waren doch von vielen neugierigen Menschen umgeben. Doch hier galt nun nur eins: Haltung bewahren, deutsch radebrechen und sich nichts anmerken lassen.

Ich begrüßte die Gäste in sehr gebrochenem Deutsch, erkundigte mich nach ihren Reiseerlebnissen, fragte, wer der aktive Jäger sei und gab meine Pirschpläne bekannt. Mein alter Bekannter war also nicht der aktive Jäger, sondern nur Begleitperson seiner Sprachkenntnisse wegen. Er machte keine Andeutungen, mich wiederzuerkennen. Das beruhigte mich allmählich.

Da die Zeit reichte, fuhren wir mit dem gelben Mercedes der Gäste noch zur Abendpirsch hinaus. Ich setzte Frau J. und Helmut L. an anderen Stellen zur Be-

⁸⁸ Diese Jugendliebe heiratete Küttner nach seiner Flucht in die Bundesrepublik im Mai 1960.

obachtung ab und führte sodann den Jäger auf Fußpirsch durch die Bestände. Fast hätte es auf einen kapitalen Hirsch geklappt, aber wir hatten ja 10 Pirschtage vor uns und wollten nichts übereilen. Lästig war mir mein flüsterndes, gebrochenes Deutsch-Sprechen, aber ich kannte meinen Begleiter ja noch nicht und mußte vorsichtig sein. Doch bald merkte ich: Hier hatte ich einen netten, vertrauenswürdigen Deutschen vor mir, dem ich mich anvertrauen konnte. Solange Büchsenlicht herrschte und die Möglichkeit bestand, auf einen Hirsch zu Schuß zu kommen, wollte ich den Pirschverlauf nicht durch Vortragung meiner persönlichen Belange stören. Doch als es dunkel geworden war und wir zu dem Auto wanderten, entschloß ich mich, mein Pseudonym zu verraten. Ich suchte mir eine Stelle auf unserem Rückweg, wo ringsherum nur niedrige Kulturen waren, um vor unerwünschten Zuhörern sicher zu sein. Dann sprach ich Herrn J. klopfenden Herzens in reinem Hochdeutsch an. Meine Worte klangen mir selbst ganz sonderbar, hatte ich doch seit vielen Jahren kein reines Deutsch mehr gesprochen.

Herr J. blieb ganz betroffen stehen. Nachdem ich ihm ein paar kurze Erläuterungen gegeben hatte, trat er auf mich zu, faßte mich an beiden Schultern und sagte leise: „Mein Gott, ich helfe Ihnen! Ich helfe Ihnen!“ Ich war ganz gerührt. Ich berichtete dann, daß Helmut L. mein alter Bekannter sei und ich sehr gebangt hätte, daß er mich jetzt unbewußt verraten könnte. Wir beschlossen nun, Frau J. und Helmut L. baldigst über meinen falschen Namen in Kenntnis zu setzen, nicht aber den deutschen Reisevermittler und natürlich schon gar nicht den polnischen „Orbis“-Vertreter, Herrn W. Es war also äußerste Vorsicht geboten, und ich mußte im Quartier immer mein gebrochenes Deutsch quasseln. Nachts sagte Herr J. seiner Frau Bescheid. Ein verständnisvoller Blick ihrerseits beim Antreten zur Frühpirsch ließ mich wissen, daß sie im Bilde war.

Helmut L. einzuweihen ließ sich früh noch nicht unbeobachtet einrichten. Wir mußten uns damit bis zum Abend gedulden. Beide Pirschen, früh und am Abend, brachten zwar guten Anblick, aber noch keinen Erfolg. Während der abendlichen Heimfahrt sollte nun Helmut L. über unser Geheimnis in Kenntnis gesetzt werden. Herr J. saß am Steuer, ich neben ihm vorn rechts. Frau J. stieg hinten links ein und ein wenig später Helmut L. hinten rechts.

Während wir, noch tief drinnen im Wald, auf einem verschlungenen, stillen Waldweg fuhren, drosselte Herr J. das Tempo ganz herunter und schaltete das Innenlicht ein. Ich drehte mich über die linke Schulter nach hinten um und sagte in klarem, lautem Hochdeutsch: „Nun sag mal, Helmut, wie geht's denn dem Eduard?“ (Eduard Fischer von Mollard, Helmut's ehemaliger landwirtschaftlicher Chef, unser gemeinsamer Heimatbekannter). Helmut fährt auf seinem Sitz hoch, starrt mich an und sagt kein Wort. Ich frage wieder: „Nun, Helmut, kennst Du mich nicht mehr?“ Er starrt mich immer noch an. Dann sagt er plötzlich: „Mensch, der Küttner! Bist Du nicht der Küttner?“ „Ja, natürlich“, lache ich. Darauf er: „Jochen, Mensch, Du lebst noch! Du bist ja längst für tot erklärt. Deine Frau und Deine beiden Söhne leben noch, aber Deine Frau hat wieder geheiratet. Auf einem Heimatkongreß habe ich Deine Frau getroffen. Wir sprachen von Dir in der Überzeugung, daß Du längst tot bist.“

Nun wußte ich, daß meine Angehörigen noch lebten. Daß meine Frau wieder geheiratet hatte, konnte ich ihr nach so langen Jahren der Trennung und der Ungewißheit über meinen Verbleib nicht verübeln. Aber diese Begebenheit des Zusammentreffens mit Helmut L. hat mich doch seelisch sehr erschüttert. <...>⁸⁹

Eines Tages beim Abendessen nach der Pirsch machte Herr J. sich einen Jux. Mit bedauernder Stimme erklärte er: „Herr W. (gemeint war der „Orbis“-Vertreter) spricht ganz gut deutsch, aber bei Herrn D., da hapert es doch sehr. Na, vielleicht lernt er es auch noch.“ Alle machten ein ernstes Gesicht und nickten zustimmend. Am nächsten Morgen bei der Pirsch haben wir dann herzlich darüber gelacht.

Endlich hatte ich einen hochkapitalen, abschußreifen Hirsch dingfest gemacht. Tagsüber richteten wir noch einen Pirschsteig her, um bei Dunkelheit besser an den Einstand des Gesuchten heranzukommen. Am nächsten Morgen, es war der 26.9., bei noch völliger Dunkelheit nähern wir 4 Personen uns dem Bestand, wo wir den Hirsch gesichtet hatten. <...>⁹⁰

Nach einer anstrengenden Pirsch quer durch ein Jungholz hatten wir dann den gesuchten Hirsch mit seinem Rudel auf 170 m bei leidlichem Büchsenlicht vor uns. Näher heranzukommen war nicht mehr möglich, aber das mußte die starke Büchse auch schaffen. Herrn J.'s erster Schuß geht drüber weg. Das Rudel prescht durcheinander, der Hirsch verhofft nach einigen Fluchten und steht wieder breit. Herr J. hat schon repetiert. Ich raune ihm zu: „Tiefer halten!“ Auf den zweiten Schuß heller Kugelschlag, der Hirsch zeichnet, macht ein paar Fluchten und bricht verendet zusammen.

Tief bewegt gingen wir zu dem Gestreckten und standen dann entblößtem Hauptes vor einem ungeraden Achtzehnder mit gewaltigen Enden in den Kronen. Ein stärkeres Geweih hätte sich Herr J. nicht erträumen können. Heute hängt die stattliche Trophäe in Ratzeburg.

Zeitungsreporter und Fotografen umschwirrten uns später. Es gab ausführliche Berichte in den Zeitungen. Ich hatte mir mein Ansehen im Forstministerium erhalten. Am 30.9. rollten die deutschen Gäste wieder ab.⁹¹ Der Gedanke, daß diese Menschen in den freien Westen hinüberwechseln konnten, während ich hier, mit der ständigen Gefahr des falschen Namens behaftet, verbleiben mußte, ohne meine Familie wiedersehen zu dürfen, belastete und verwirrte mich so sehr, daß ich auf der Heimfahrt von Ruciane nach Johannesburg mit dem kleinen Motorrad, das ich mir inzwischen wieder angeschafft hatte, aus Versonnenheit fast einen gefährlichen Unfall verursachte.

⁸⁹ S. 103 im Originalmanuskript.

⁹⁰ S. 104 im Originalmanuskript.

⁹¹ Am 11. Oktober 1957 berichteten die „Lübecker Nachrichten“ in einem Dreispalter unter der Schlagzeile „Erster deutscher Jagdgast der Polen“ über die Jagdreise in die Johannesburg Heide. Da heißt es u. a.: „... In der früheren Oberförsterei Puppen übernahm ein polnischer Oberförster im Auftrage der ‚Orbis‘ die Führung des deutschen Jagdgastes, der überall im Lande mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde und sich völlig frei bewegen konnte. ...“

Ich war aber auch nicht nur geistig, sondern auch körperlich völlig ausgepumpt. Hatte ich doch keine Nacht richtig schlafen können, da ich mit dem „Orbis“-Vertreter, Herrn W., ein gemeinsames Zimmer hatte und nachts immer in Sorge war, daß ich im Schlaf deutsch reden könnte. Herr W. hatte ja den ganzen Tag über Zeit, sich auszuruhen und daher zur Nacht keinen so tiefen Schlaf. Ich aber mußte früh um 3 Uhr mit dem Weckerklingeln als erster hoch und die Gäste wecken, sodann während der Pirsch immer besonders achtsam sein, daß nicht etwa durch mein Verschulden ein Stück Wild flüchtig wurde. Dazu tagsüber noch berufliche Obliegenheiten. Oh, es waren harte Tage für mich!

Fluchtvorbereitungen

Zu Hause angekommen, legte Frau B. mir Einreisepapiere vor, die sie gerade von ihren Verwandten in der BRD erhalten hatte. Angesichts meiner Niederlagen erklärte sie mir aber, sie wolle diese Ausreisesegelegenheit nicht nutzen, sondern bei mir bleiben, bis wir gemeinsam die Flucht bewerkstelligen könnten. Die Aussichten dafür waren durch die Ernennung des neuen Parteisekretärs Gomułka, der ja toleranter war, sehr gestiegen.⁹² Ich habe Frau B. diese kameradschaftliche Haltung sehr gedankt. Unverzüglich machten wir uns nun daran, die Möglichkeiten einer Flucht zu erproben. Wir schrieben an einen Bruder von Frau B. in der DDR, erklärten, daß wir uns entschlossen hätten, bald zu heiraten, und baten ihn um eine Einladung zur Vorstellung als Brautpaar bei ihm. Eine solche Einladung war für die Erteilung einer Ausreisegenehmigung erforderlich.

Nach baldigem Erhalt dieser Einladung sandten wir unverzüglich einen Antrag auf Ausreisebewilligung an das polnische Außenministerium in Warschau. Gleichzeitig richteten wir auch ein Gesuch um Erteilung eines Einreisevisums in die DDR an die entsprechende Regierungsstelle in Ost-Berlin. Eigentlich sollte gemäß der Vorschrift das Gesuch um ein Einreisevisum erst eingereicht werden, wenn die Ausreisegenehmigung des Warschauer Außenministeriums vorlag, aber wir „einfältigen Bürger“ machten es eben gleichzeitig! – Nun hieß es geduldig abwarten.

Im Februar 58 durfte Frau Cz. (Tante von Frau B.), jetzt Frau R., da sie inzwischen wieder geheiratet hatte, mit ihrem Mann nach St. Goarshausen am Rhein auswandern. Ich hatte mich ihnen auch zu erkennen gegeben. Sie stellten uns eine Kiste von 1 cbm Inhalt zur Verfügung, die sie als angeblich eigene Habe für uns mit in den Westen nehmen wollten. Da packten Frau B. und ich einen Teil unserer Habe hinein, vor allem wertvollere Kleidungsstücke etc. Ich steckte auch einige Ferngläser, Fotoapparate und mehrere von meinen

⁹² Siehe Bohmann, a. a. O., S. 290f.; Markert, a. a. O., S. 164.

Rehgehörnen dazu. Diese Sendung, die wir auf „gut Glück“ mitgaben, kam gut an und hat uns später, als unsere Flucht gelungen war, sehr geholfen.

Um mit diesen Transporten nicht aufzufallen, fuhren Frau B. und ich einige Male per Rad mit jeweils geringem Gepäck in das 8 km entfernte Dorf zu Ehepaar R. Der Sohn von Frau B., der inzwischen die Schule beendet und eine Tischlerlehre in Johannesburg angetreten hatte, war dann allein zu Haus. Eines Morgens, als ich mein Motorrad aus dem Schuppen holen will, traue ich meinen Augen nicht: Das Rad, von mir vor zwei Tagen in bestem Zustand im Schuppen abgestellt, ist völlig demoliert: Hinterrad verbogen, Auspuff abgerissen, Kette fehlt. Was hat sich denn hier zugetragen? Der Schuppen war verschlossen gewesen, das Rad stand auf seinem gewohnten Platz.

Als ich am Abend den Jungen fragte, was mit dem Motorrad passiert sei, antwortete er friedlich, er wisse von nichts. Ich mußte mich zunächst damit zufriedengeben, denn ich hatte bis dahin das sehr teure Rad dem 16jährigen Jungen nicht in die Hand gegeben. Doch tags darauf erzählten mir meine Nachbarn, sie hätten während unserer Abwesenheit den Jungen mit dem Motorrad auf der Straße gesehen. Nun war der Missetäter entlarvt. Der Bengel hatte sich heimlich das Rad aus dem Schuppen geholt und dann einen Unfall gebaut. Erneut von mir zur Rede gestellt, streitet er wieder alles ab und greift mich sogar tötlich an, so daß ich Mühe habe, ihn zur Raison zu bringen. Es war eine fatale Situation für mich: Das Rad kaputt, Auspuff und Kette verschwunden, der Junge gibt nichts zu. Allzu energisch traute ich mich nicht, gegen den Jungen vorzugehen, da zu befürchten war, daß er aus Rache womöglich unsere Fluchtabichten verpfeift. Zuzutrauen war ihm das schon, denn er hatte leider die Veranlagung zur Trunksucht von seinem Großvater mütterlicherseits geerbt und war in Johannesburg schon mehrfach stockbetrunken spätnachts nach Hause gekommen.

So mußte ich die Sache auf sich beruhen und das Motorrad in seinem traurigen Zustand stehen lassen, denn Ersatzteile waren nicht zu beschaffen. Erst nach 4 Wochen bequeme sich der dickfellige Knabe, endlich Auspuff und Kette hervorzuholen, was er beides auf dem Boden versteckt hatte. Mit viel Mühe habe ich mir das Rad dann repariert, aber es lief natürlich nicht mehr so gut. Der ganze Rahmen war verzogen.

In diese Zeit fiel auch noch eine ganz besondere Aufgabe für mich: Ich wurde zum höchsten Richter ernannt für alle Streitfälle, die während der Trophäenschauen in ganz Polen bei der Beurteilung der Abschußwürdigkeit des erlegten Wildes entstanden waren und beim polnischen Jagdverband in Warschau zusammengetragen wurden. Mein Urteil war endgültig und unwiderruflich. Das war für mich ein gewiß recht ehrenvoller, aber im Hinblick auf meine persönliche Sicherheit erklärlicherweise nicht sehr angenehmer Posten. Doch wieder hatte ich Dusel, es ging alles reibungslos vorüber.

Nun harreten wir ohne große Hoffnung in punkto Ausreise und damit geplanter Flucht der Dinge, die da kommen sollten. Die Monate vergingen, nichts war zu hören. Eines Abends im Mai 1958, von einer Dienstreise nach Allenstein heimkehrend, sehe ich beim Aussteigen auf dem Bahnhof Johannesburg

meine Wirtschafterin, Frau B., an der Sperre stehen. Wieder einmal durchzuckte mich ein Schreck. Was kann da wohl los sein? Sonst kam Frau B. doch nie zur Bahn. Doch sie macht einen ruhigen und munteren Eindruck. Na, dann kann es wohl nicht so arg sein.

Während wir nach Hause gehen, raunt sie mir plötzlich leise zu: „Die Ausreiseerlaubnis aus Warschau ist gekommen und die Einreisebewilligung aus Berlin auch.“ Mir begann das Herz hörbar zu klopfen. Mein Gott, jetzt kann uns – hoffentlich, hoffentlich! – die ersehnte Flucht gelingen. Und welch ein Zufall: Beide Bescheide kamen zu gleicher Zeit! Wie gut, daß ich seinerzeit unbekümmert gleich beide Anträge losgeschickt hatte!

Nun hieß es aber, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, keine besondere Freude zu zeigen, überhaupt möglichst wenig über die Ausreiseabsicht verlauten zu lassen.

Die Urlaubszuteilung für die Besorgung der Pässe, die man sich in Allenstein holen mußte, wie auch für die Ausreisezeit (4 Wochen) wurde in der Personalabteilung meiner Forstdirektion in Johannesburg wohlwollend zugesichert. Zunächst hieß es nun, nach Allenstein zu fahren, um für drei Personen die Pässe einzuholen. Im dortigen Wojewodschaftsamt eine Fülle von Menschen und Gedränge vor dem Schalter. Drei Stunden dauerte es, bis wir, d. h. Frau B. und ich, überhaupt dazu kamen, unsere Anträge einzureichen. Danach wieder banges, stundenlanges Warten in der Ungewißheit, ob der Paß überhaupt zugebilligt würde.

Als wir endlich vom Schalter her aufgerufen werden, erklärt der Beamte, bei Frau B. sei alles klar, doch mir könne der Paß nicht ausgefertigt werden, da die Gültigkeit meines Personalausweises noch während der Zeit unseres Auslandsaufenthaltes auslaufe. Eine Verlängerung der Gültigkeit des vorliegenden Ausweises sei in solchem Falle nicht statthaft. Es müsse ein ganz neuer Personalausweis vom örtlichen Amt in Johannesburg ausgestellt werden (offensichtlich eine Schikane, um den Erhalt eines Passes zu erschweren). Ein neuer Schreck für mich! Wenn mir nun in Johannesburg erklärt wird, daß für einen neuen Personalausweis neue Identitätsnachweise erforderlich sind (was damals durchaus zu befürchten war), dann kommt die ganze Schreckenszeit von ehemals noch einmal auf mich zu, und inzwischen kann gar der Termin der Ausreise- und Visumsbewilligungen verfallen.

Ich fühlte mich plötzlich wieder schrecklich entmutigt und auch neuer Gefahr ausgesetzt. So mußte ich mir am nächsten Tage seelisch förmlich die Sporen geben, um aufs Landratsamt in Johannesburg zu gehen und einen neuen Personalausweis zu beantragen.

Doch Fortuna hatte ein Einsehen. Der zuständige Beamte kannte mich schon und schritt ohne lange Nachforschung zur Ausstellung eines neuen Ausweises. Wie wurde mir da leichter ums Herz! Dabei sprach der Beamte die mir unvergeßlichen Worte: „Na, Herr Oberforstmeister, Sie haben aber Glück, daß Sie einmal ausreisen dürfen. Aber bei Ihrer guten Stellung hier sind die Behörden ja sicher, daß Sie wieder zurückkehren.“ Ich bekräftigte lächelnd seine Äu-

berung, doch ging mir dabei der ängstliche Gedanke durch den Kopf: Hoffentlich errät der Mann nicht die geheimen Absichten, die sich hinter meiner Stirn verbergen!

Mit dem neuen Ausweis fuhr ich nun noch ein zweites Mal nach Allenstein. Wieder drängende Fülle, langes Warten, ein mürrischer Beamter am Schalter, aber schließlich hielt ich doch meinen Paß in der Hand. Die Tür in die Freiheit begann sich leise zu öffnen.

Jetzt aber los! – war nunmehr unsere heimliche Parole. Die Angst, daß man uns in letzter Minute die Pässe wieder entziehen könnte (alles schon dagewesen!), beflügelte unsere Reisevorbereitungen. Was wir mitzunehmen gedachten, war längst festgelegt; nun begann das Packen. 3 schwere Koffer, 2 Rucksäcke und ein Akkordeon waren unser Gepäck, wobei wir auch Lebensmittel für die Familie „meines künftigen Schwagers“ mitnahmen. Die Geweihe meiner 4 stärksten Hirsche brachte ich zu einem in der Nähe wohnenden Forstkollegen angeblich in der Sorge, daß sie mir von einem jagdpassionierten „Geheimen“ weggeholt werden könnten, in Wirklichkeit aber in der Hoffnung, daß sie mir so erhalten blieben, wenn ich es nach Jahren bei einer Verbesserung der politischen Verhältnisse wagen könnte, noch einmal nach Polen einzureisen und sie abzuholen. Als ich mich von meinem mir kameradschaftlich sehr nahestehenden Kollegen für die vorgeblichen 4 Wochen Urlaub verabschiedete, hatte er Tränen in den Augen. Ob er wohl ahnte, was ich vorhatte? Aber angedeutet hat er solchen Verdacht mit keinem Wort, wohl um mir nicht zu schaden.

Reise nach Westen

Zeitig am nächsten Morgen ging unser Zug. Sack und Pack waren reisefertig. Meine beiden Wolfsschädel, die Grandeln von über 100 Stück Rotwild und die Waffen von 20 zum Teil sehr starken Keilern hatte ich in Zeitungspapier verpackt, als ob es Proviant wäre. Noch ein letzter schmerzlich bewegter Blick rings auf die Wände meines Wohnzimmers, die immer noch voller Jagdtrophäen und Siegespreise hingen, die ich nun verlieren mußte, dann drückte ich resolut die Tür zu, brach seelisch alle Brücken hinter mir ab, ergriff mein Gepäck und bestieg mit Frau B. und ihrem Sohn den Zug, der uns hoffentlich in die Freiheit führen sollte.

Über Allenstein, Posen, Bentschen ging's zur polnisch-deutschen Grenze, der wir uns auch mit ein bißchen Herzklopfen näherten. Es war ein quälender seelischer Zustand zwischen Bangen vor Schikanen durch Zoll und Grenzbeamte und der Hoffnung auf das Freiwerden.

Mürrisch und unfreundlich, aber doch ohne Beanstandungen, wurden wir von den polnischen Grenzern gefilzt und ebenso von den deutschen durchgelassen. Wir atmeten auf: Wieder eine Position zur Freiheit gewonnen! Während der Bahnfahrt fiel mir auf, daß auf jetzt noch deutschem Gebiet die Felder viel

sauberer bestellt und die Gehöfte in besserem baulichen Zustand waren als auf dem ehemals deutschen Gebiet, das jetzt Polen zugeschlagen ist.

Die Aufnahme bei dem Bruder von Frau B. war herzlich und sehr gastlich. Als wir aber dem Hausherrn verrieten, daß wir in den Westen „abhauen“ wollten, wurde er fuchsteufelswild und wollte uns anzeigen, denn er befürchtete, bei unserer Flucht als vermeintlicher Helfershelfer selbst von Staats wegen zur Verantwortung gezogen zu werden. Es hat unsererseits inständiger Bitten und großer Anstrengungen unter Hinweis auf meine doppelte Gefahrensituation durch meinen falschen Namen bedurft, ihn zu besänftigen und von einer Anzeige abzubringen. Meine Nerven waren durch diese neuerliche Aufregung und das Bangen, nun womöglich noch verraten zu werden, aufs Äußerste belastet.

So beschlossen Frau B. und ich im Wunsche nach Freiheit und Erlöstsein von all diesen Ängsten, unseren Besuch bei ihrem Bruder schon nach einer Woche abubrechen und dann unverzüglich den Übertritt nach West-Berlin zu wagen.

Den größten Teil unseres Gepäcks hinterließen wir bei Frau B.'s Bruder, um bei der beabsichtigten Überfahrt per S-Bahn nach West-Berlin nicht durch viel Gepäck aufzufallen. Diese zurückgelassene Habe würde man sich später nach gelungener Flucht schon irgendwie herüberholen. Weitaus wichtiger war uns allemal das Erringen der Freiheit. So ließ ich auch den präparierten Schädel meines zweiten Wolfes zurück, den später die Volkspolizei requirierte, als sie auf der Suche nach mir in der Wohnung unseres Gastgebers Haussuchung hielt.

Ich packte nun den Schädel meines ersten Wolfes, die Grandeln und die Keilwaffen wieder in Zeitungspapier zusammen, so daß es wie ein Proviantpäckchen aussah. Außerdem nahm ich nur einen großen Koffer mit, der lediglich eine alte russische Breecheshose enthielt. Diesen Koffer wollte ich im Bahnhof „Friedrichstraße“ zur Aufbewahrung deponieren, um den Einlieferungsschein gegebenenfalls bei einer Bahnkontrolle als Beweis für unsere angebliche Absicht, nach Ost-Berlin zurückzukehren, vorweisen zu können.

Mit Frau B. und ihrem Sohn besprach ich eingehend, wie wir drei bei einer Vernehmung gleichlautend aussagen sollten, nämlich, daß wir nur zwecks Besichtigung West-Berlins eine kurze Rundfahrt machen und dann nach Polen zurückkehren wollten.

Für die Zufahrt nach Ost-Berlin wählten wir einen Zug, der dort mehrere Stunden vor Abfahrt des Zuges Richtung Polen eintraf. So hatten wir eine gute Ausrede, daß wir in Berlin nur die Zwischenzeit bis zur Abfahrt des Polen-Zuges mit der Rundfahrt durch West-Berlin ausfüllen wollten. Gesagt, getan. Nachts um 2 Uhr fuhren wir aus der Stadt unseres Gastgebers ab. Im Bahnhof „Friedrichstraße“ gaben wir den Koffer auf und bestiegen dann die S-Bahn in Richtung Neukölln und Westsektor. Beim Halt im Bahnhof Neukölln, der letzten Station vor dem Westsektor,⁹³ kam ein kleiner Vopo-Mann

⁹³ Bei der Benennung der S-Bahn-Stationen sind dem Autor offensichtlich Irrtümer unterlaufen. Wenn Küttner in „Friedrichstraße“ in die S-Bahn Richtung „Marienfelde“

in schwarzer Uniform in unser Abteil und befahl uns, auszusteigen und ihm in eine Baracke zu folgen. Mir schlug das Herz bis in den Hals. Sollte hier unsere Fluchtmöglichkeit scheitern? Fast wollten meine Beine vor Schreck ihren Dienst versagen. Doch ich zwang mich zur Ruhe; offensichtliche Aufgeregtheit konnte uns nur schaden. So folgten wir drei, möglichst gelassen tuend, dem Beamten. In der Baracke wurden wir einzeln in getrennten Zimmern über alles, was Herkunft, Wohnort, Reiseziel und Reisezweck betraf, verhört, unsere Angaben aufgeschrieben. Ich legte meinen polnischen Dienstaussweis als Oberforstmeister vor und wettete in sehr gebrochenem Deutsch, daß ich als polnischer Soldat geholfen hätte, Berlin zu erobern und nun sehr zornig wäre, wenn man mir nicht erlaubte, auch kurz West-Berlin zu besichtigen. Dabei legte ich den Schein über den zurückgelassenen Koffer vor.

Durch mein sehr erbostes Auftreten wurde der Beamte, der mich ausfragte, allmählich höflicher. Schließlich nahm er das Blatt mit den Notizen und verließ den Raum. Anscheinend wurden unsere drei Aussagen verglichen. Nach einer Weile kam er mit Frau B. und deren Sohn wieder zurück, klopfte mir jovial auf den Arm und sagte: „Na, denn fahren Sie man!“ Möglichst gelassen bedankte ich mich und ging gemessenen Schrittes dem Bahnhof zu, gefolgt von Frau B. und dem Jungen. Ein seltsamer Druck schnürte mir fast die Kehle zu. Das Tor zur 13 1/2 Jahre ersehnten Freiheit schien sich nun endgültig zu öffnen. Die Knie drohten mir vor Erschütterung weich zu werden. Ich mußte mich sehr zusammenreißen, um Haltung zu wahren. Ein S-Bahn-Zug rollte heran, wir stiegen ein und fuhren weiter. Auf der nächsten Station las ich die Aufschrift „Marienfelde“. Das war der Westen und die Freiheit! Beim Aussteigen gab es mir vor Erregung einen Ruck. Plötzlich versagte mir die Sprache. Ich bekam kein Wort mehr heraus. Auf Fragen von Frau B. hin wies man uns den Weg zum dortigen Flüchtlingslager. Ich trottete mit zugeschnürter Kehle nebenher.

Im Lager freundlich aufgenommen, wollte man mich ausfragen. Ich zuckte die Achseln, konnte nicht mehr sprechen. Mein Zustand schien den dortigen Betreuern nichts Ungewohntes zu sein. Sie legten mir Papier und Bleistift vor, schoben mir einen Stuhl unter und sagten: „Beruhigen Sie sich man. Schreiben Sie's man auf!“

So gab ich nun schriftlich meinen richtigen Namen an und berichtete kurz, wie ich zu dem falschen, polnischen Namen gekommen sei. Auf unseren gemeinsamen Hinweis, nicht miteinander verwandt zu sein, wurden Frau B. nebst Sohn und mir getrennte Baracken als Unterkunft zugewiesen. Damit hörte meine Verbindung mit Frau B., der ich ja schon zu Beginn unseres Zusammenlebens offenbart hatte, daß ich verheirateter Deutscher unter falschem Namen sei, auf. Sie war für die Zukunft versorgt. Als Kriegerwitwe in Westdeutsch-

eingestiegen ist, kann er nicht über „Neukölln“ gefahren sein. Der S-Bahnhof „Neukölln“ liegt an einer anderen S-Bahnstrecke im damaligen Westsektor. Der wirkliche Reiseweg Küttners in Berlin läßt sich nicht mehr rekonstruieren.

land von ihren Verwandten angemeldet, übernahm sie hier gleich ein gut beschicktes Sparkonto und fand ein Unterkommen bei ihren Geschwistern.

Über Nacht löste sich der Krampf in meiner Kehle. Ich konnte wieder sprechen und empfand ein tiefes Glücksgefühl in dem Gedanken, nun wieder mit meinem richtigen Namen frei zu sein.

Einige Tage blieb ich noch in Marienfelde, dann wurde ich in eine DRK-Pension im Grunewald verlegt. Die Weiterreise nach Westdeutschland konnte wegen der Gefahr, bei einer Bahnfahrt durch DDR-Gebiet noch verhaftet zu werden, nur per Flugzeug erfolgen. Bis mir da ein Platz zugewiesen wurde, konnten noch Monate vergehen. Darauf mußte ich in dem DRK-Quartier warten. Wir waren neun Menschen in einem mittelgroßen Zimmer. Es war ziemlich eng, aber wir waren friedlich und vergnügt in der Freude über unseren Freiheitsgewinn.

Eines Tages kommt die DRK-Schwester ins Zimmer und teilt mir mit, es werde nach mir gefragt. Nach den ersten frohen Freiheitstagen wieder ein Schreck! Wer kann hier nach mir fahnden? Soll ich etwa noch verhaftet werden?

Von meinen Angehörigen im Westen, meiner Frau in Bremen oder meiner Schwester in Frankfurt, konnte es doch keiner sein, nachdem ich ihnen gerade erst geschrieben hatte. Ihre Adressen hatte ich von Helmut L. erhalten, dem ich gleich nach der Ankunft in Marienfelde berichtet hatte, daß ich „herüber“ sei.

Die Tür öffnet sich, ich sehe zwei Menschen auf dem Flur stehen und erkenne meinen Vetter Heinz K. nebst Frau aus Hoya (westlich von Hannover). Er starrt mich an und sagt: „Nee, er ist es doch!“ Herzliche Begrüßung. Danach meine erste Frage: „Heinz, was bedeutete diese Deine Bemerkung ‚Nee, er ist es doch‘?“ Darauf erklärt er mir: „Heute früh, als ich vom Felde zum Frühstück ins Haus kam, fand ich einen Brief Deiner Schwester Hedi vor, die mir mitteilte, daß Du in West-Berlin, Adresse so und so, aufgetaucht seiest. Ich war sehr mißtrauisch, argwöhnte, daß sich da ein Fremder unter Deinem Namen einschleichen wollte, da wir ja alle seit langen Jahren überzeugt waren, daß Du und Deine Eltern von den Russen ermordet worden seien. Um gegebenenfalls diesen Schwindler schnellstens abzufangen, entschloß ich mich, sofort per Auto hinzufahren und die Sache zu klären.“ Mein Vetter drückte mir das Geld für eine Flugreise nach Hannover in die Hand, welche Gelegenheit zum Weiterkommen ich unverzüglich nutzte. Von Hannover ging es per Bus ins Lager Friedland. Dort wiederum Registrierung, 100 DM, zwei gute gebrauchte Anzüge und ein Paar Schuhe als Schenkung. Gemäß Zusage meiner Schwester gab ich als Zuzugsort Neu-Isenburg an und bekam sodann gratis eine Bahnfahrkarte dorthin. Nur drei Tage dauerte der Aufenthalt in Friedland. Als ich am zweiten Tage nach einem Spaziergang in unser Gemeinschaftszimmer trete, sitzt da eine attraktive Dame mittleren Alters und unterhält sich mit den anderen Zimmergenossen. Ich setze mich dazu, und wir sprechen freundlich über dies und das. Die Dame erzählt, daß sie einen Verwand-

ten sucht, der als Flüchtling aus dem Osten hier eingetroffen sein soll. Von meinen Gedanken über meine Zukunftsprobleme befangen, achte ich nicht so sehr auf die Einzelheiten dessen, was die Dame da „vertellt“. Doch nach etwa einer Viertelstunde fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: Das ist doch meine Kusine Edith H., die mich sucht. 34 Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen und kaum etwas von einander gehört. Jetzt wohnte sie ganz nahe bei Friedland. Auf mein Erkennen hin zündet auch bei ihr der Funke. Gerührt fallen wir uns in die Arme.

Bei meiner Schwester in Neu-Isenburg beantragte ich sogleich, daß meine 1950 in Bremen ausgesprochene Todeserklärung aufgehoben würde. Das wurde eine „Amtshandlung“ im Amtsgericht. Etwa 6 Wochen später bekam ich vom Amtsgericht Bremen den offiziellen Bescheid, daß meine Todeserklärung aufgehoben worden sei, „weil er sie überlebt hat“. Dafür sollte ich 35 DM Gebühren zahlen. Nun, ich war doch noch arm wie eine Kirchenmaus und schrieb somit eine Bitte um Erlaß dieser Gebühr. Darauf erfolgte bald die Mitteilung, daß mir die Gebühr „aus Billigkeitsgründen“ erlassen worden sei.

Als Äquivalent für den Schreck, den mir das Erscheinen von Helmut L. in Ostpreußen eingejagt hatte, ergab sich nun für mich der Vorteil, daß Helmut L. amtlich beides konnte, mich als alten Bekannten in Polen unter falschem Namen angetroffen zu haben. Seine diesbezügliche eidesstattliche Erklärung vor einem Notar hat mir später bei der Regelung meiner personellen Angelegenheiten sehr geholfen.

Eine Nachwehe nach all den Aufregungen der Jahre in Polen und der Flucht stellte sich noch im Frühjahr 59 ein. Plötzlich hörte ich nichts mehr auf dem rechten Ohr. Ein Ohrenarzt untersuchte mich eingehend, schließlich begann er mich nach meinem Lebensweg auszufragen. Als ich ihm darüber kurz berichtete, meinte er: „So, jetzt habe ich den Schlüssel. Organisch ist Ihr Ohr ganz gesund. Bei ihnen liegt nur eine nervliche, durch die vielen Aufregungen bedingte Erschöpfung vor. Ich muß Sie zum Nervenarzt schicken.“ Dort vorgestellt geworden, wurde ich nach kurzer Untersuchung „wegen nervlicher Erschöpfung“ für 3 Monate „arbeitsunfähig“ erklärt. Nach Erhalt mehrerer Spritzen und Verlauf der angeordneten Ruhezeit hatte sich die Hörfähigkeit des rechten Ohres wieder voll regeneriert. Auch die Magenbeschwerden heilten aus. Das Bewußtsein der Freiheit hatte den Körper wieder gesunden lassen.

Literatur

- Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR beim Bundesarchiv, Berlin.
- Auerbach, Helmuth: Literatur zum Thema. Ein kritischer Überblick, in: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, hrsg. v. Wolfgang Benz, aktualisierte Neuauflage, Frankfurt am Main 1995, S. 277–294.
- Bachmann, Klaus: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten des heutigen Polen im Spiegel der Geschichtsschreibung und der öffentlichen Meinung, in: Transodra. Deutsch-polnisches Informationsbulletin, September '96, Nr. 12/13, S. 48–63.
- Bartoszewski, Władysław: Das Warschauer Ghetto – wie es wirklich war. Zeugenbericht eines Christen. Mit einer Einleitung von Stanisław Lem, Frankfurt am Main 1983.
- Benz, Wolfgang: Fremde in der Heimat: Flucht – Vertreibung – Integration, in: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland, hrsg. v. Klaus J. Bade, München 1993, S. 374–386.
- Benz, Wolfgang: Der Generalplan Ost. Zur Germanisierungspolitik des NS-Regimes in den besetzten Ostgebieten 1939–1945, in: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, hrsg. v. Wolfgang Benz, aktualisierte Neuauflage, Frankfurt am Main 1995, S. 45–57.
- Beziehungen DDR – Volkspolen. Dokumente 1949–1955, Berlin (Ost) 1986.
- Biographisches Lexikon zur deutschen Geschichte. Von den Anfängen bis 1970, Berlin (Ost) 1970.
- Błażyński, Zbigniew: Mówi Józef Światło. Za kulisami bezpieki i partii 1940–1955 (Es spricht Józef Światło. Hinter den Kulissen der Sicherheit und der Partei 1940–1955), 2. Aufl., London 1985.
- Böss, Otto: Die deutschen Kriegsgefangenen in Polen und der Tschechoslowakei, Bielefeld 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, Bd. IX).
- Bohmann, Alfred: Menschen und Grenzen, Bd. 1: Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im polnischen Staats- und Verwaltungsbereich, Köln 1969.
- Bontschek, Frank: Die Volksrepublik Polen und die DDR: Ihre Beziehungen und ihre Probleme, Köln 1975 (Berichte des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien, 10/1975).
- von Borcke, Astrid: Unsichtbare Weltmacht KGB, Neuaufl., Neuhausen-Stuttgart 1989.
- Bradley, Dermot/Karl F. Hildebrand/Markus Rövekamp (Hrsg.): Deutschlands Generale und Admirale. Teil IV: Die Generale des Heeres 1921–1945, Bd. 3, Osnabrück 1994.
- Broszat, Martin: Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (VfZ), 2. Jg., H. 2 (1954), S. 202–213.
- Broszat, Martin: Nationalsozialistische Polenpolitik 1939 bis 1945, Stuttgart 1961.
- Die Brücke. Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen, Warszawa 1948/49.
- Die Brücke. Sonderausgabe: 70 Jahre Karl Wloch, Berlin, 4. 8. 1975.
- Chrościcki, Juliusz A.; Andrzej Rottermund: Architekturatlas von Warschau, Warschau 1978.
- Cimek, Henryk/Lucjan Kieżczyński: Komunistyczna Partia Polski 1918–1938 (Kommunistische Partei Polens 1918–1938), Warszawa 1984.
- Coutouvidis, John/Jaime Reynolds: Poland 1939–1947, Leicester University Press 1986.
- 40 (czterdzieści) lat władzy komunistycznej w Polsce (40 Jahre kommunistischer Herrschaft in Polen), hrsg. v. Irena Lasota, London 1986.
- Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland, hrsg. v. Klaus J. Bade, München 1993.
- Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet 1930–1939. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern. 2 Bde.,

- hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte, München, u. d. Generaldirektion d. polnischen Staatsarchive, Warschau, v. Rudolf Jaworski u. a., München 1997.
- Dmitrów, Edmund: Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków. Poglądy i opinie z lat 1945–48, Warszawa 1987.
- Diplomatic Archive. Polish-GDR Relations, in: Polish Quarterly of International Affairs, Vol. 3, No. 1, Winter 1994, S. 111–129.
- Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, bearbeitet von Theodor Schieder, Bde. I–V, 3 Beihefte, Bonn 1953–1964, unveränderter Nachdruck von Band I unter dem Titel: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Bde. 1–3, München 1984.
- Doliesen, Gerhard: Der Umgang der deutschen und der polnischen Gesellschaft mit der Vertreibung, in: Deutsche Studien, H. 126/127 (XXXII), Juni/September 1995, S. 105–110.
- Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, in: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke, Bd. 19, Berlin (Ost) 1962, S. 189–228.
- Enzberg, Horst-Dieter von: Vertreibung in Niedersachsen. Flucht und Vertreibung der Ostdeutschen und ihre Integration nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein deutsch-polnisches Colloquium der Ost-Akademie, Lüneburg, 9.–11. Mai 1995, in: Nordost-Archiv, NF Bd. V/1996, H. 1, S. 115–121.
- „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr“. Stroop-Bericht. Mit Vorworten aus den Jahren 1960 und 1976 von Andrzej Wirth, Darmstadt u. a. 1976.
- Franz, Rudolf: Arbeit unter deutschen Kriegsgefangenen in Polen 1948/49, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, 3, 1991, S. 404–411.
- Gebhardt, Manfred: Rolle und Bedeutung der „Brücke“, Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948–1949) bei der demokratischen Umerziehung der ehemaligen Soldaten der Hitlerarmee, Leipzig 1964 (Masch. Diplomarbeit).
- Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan, hrsg. v. Czesław Madajczyk unter Mitarbeit von Stanisław Biernacki u. a., München u. a. 1994.
- Gentzen, Felix-Heinrich: Die Umerziehung der Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und der DDR im Geiste freundschaftlicher Beziehungen zum neuen Polen (1945–1952), in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder, Bd. 13/1, Berlin 1969, S. 111–142.
- Gruschka, Gerhard: Zgoda – ein Ort des Schreckens: als Vierzehnjähriger in einem polnischen Nachkriegskonzentrationslager, Neuried 1996.
- Hauser, Przemysław: Die deutsche Minderheit in Polen 1918–1939 und der Stand der Historiographie, in: Hans van der Meulen (Hrsg.), Anerkannt als Minderheit. Vergangenheit und Zukunft der Deutschen in Polen, Baden-Baden 1994, S. 21–37.
- Hellmann, Manfred: Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkriegs in Osteuropa. Bemerkungen zu einer deutschen Dokumentation, in: Osteuropa, 27 (1977), H. 5, S. 413–426.
- Henke, Josef: Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Zur Quellenlage und Historiographie, in: Deutsche Studien, a. a. O., S. 137–149.
- Herbst, Andreas/Winfried Ranke/Jürgen Winkler: So funktionierte die DDR. Bd. 3: Lexikon der Funktionäre, Hamburg 1994.
- Hirsch, Helga: Die Rache des Kommandanten, in: Die Zeit, Nr. 49, 2. 12. 1994, S. 20–23.
- Historia Polskiego Ruchu Robotniczego 1918–1939 (Geschichte der polnischen Arbeiterbewegung 1918–1939), Bd. 3, Warszawa 1988.
- Hübner, Christa: Zur politischen Arbeit unter den deutschen Kriegsgefangenen in Polen (1948/49), in: Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, H. 11, 1986, S. 36–42.
- Kant, Hermann: Der Aufenthalt, 1. Aufl., Berlin (Ost) 1977, Neuauflage, Berlin 1994.
- Kersten, Krystyna: Narodziny systemu władzy. Polska 1943–1948 (Die Geburt des Macht-systems. Polen 1943–1948), Paris 1986.
- Kirstein, Emma: „Aus schwerer Zeit“. Tagebuch – Ostpreußen 1945, Bonn 1995.

- Kołacki, Jerzy: Die Vertriebenen in der polnischen Geschichtsschreibung 1945–1979, in: Deutsche Studien, a. a. O., S. 150–162.
- Kuhn, Walter: Das Deutschtum in Polen und sein Schicksal in Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Osteuropa-Handbuch Polen, hrsg. v. Werner Markert, Köln, Graz 1959, S. 138–164.
- Kurcz, Zbigniew: Mniejszość niemiecka w Polsce (Deutsche Minderheit in Polen), Wrocław 1995.
- Latyński, Marek: Nie paść na kolana. Szkice o opozycji lat czterdziestych (Nicht auf die Knie fallen. Skizzen von der Opposition der vierziger Jahre), London 1985.
- Lehmann, Albrecht: Die Kriegsgefangenen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B7–8/95, 10. 2. 1995, S. 13–19.
- Marx, Karl/Friedrich Engels: Werke, Bd. 19, Berlin (Ost) 1962.
- Matelski, Dariusz: Ludność niemiecka w Kraju Warty (1939–1945) (Deutsche Bevölkerung im Wartheland, 1939–1945), in: Andrzej Sakson (red.), Polska – Niemcy – mniejszość niemiecka. Przeszłość i teraźniejszość (Polen – Deutschland – deutsche Minderheit. Vergangenheit und Gegenwart), Poznań 1994, S. 105–127.
- Matelski, Dariusz: Niemcy i mniejszość niemiecka w Wielkopolsce w historiografii (Die Deutschen und die deutsche Minderheit in Großpolen in der Geschichtsschreibung), in: Sakson, a. a. O., S. 227–256.
- Matelski, Dariusz: Polityka germanizacji Kraju Warty (1939–1944) (Politik der Germanisierung des Warthelandes, 1939–1944), in: Utracona ojczyzna. Przymusowe wysiedlania, deportacje i przesiedlenia jako wspólne doświadczenie (Verlorenes Vaterland. Zwangsaussiedlungen, Deportationen und Umsiedlungen als gemeinsame Erfahrungen). Praca zbior. pod red. Huberta Orłowskiego i Andrzeja Saksona, Poznań 1996, S. 129–142.
- van der Meulen, Hans (Hrsg.): Anerkannt als Minderheit. Vergangenheit und Zukunft der Deutschen in Polen, Baden-Baden 1994.
- Modrzejewski, Józef: Od Armii Krajowej do wojny domowej (Von der Heimatarmee zum Bürgerkrieg), New York 1985.
- Nawrocki, Stanisław: Wysiedlanie Polaków z Kraju Warty w latach 1939–1945 (Aussiedlung der Polen aus dem Wartheland in den Jahren 1939–1945), in: Utracona ojczyzna, a. a. O., S. 119–127.
- Neues Deutschland, Berlin (Ost).
- Niendorf, Mathias: Die deutsche Minderheit in Polen zwischen 1918–1945, in: van der Meulen (Hrsg.), a. a. O., S. 39–52.
- Nowak, Edmund: Das Arbeitslager Lamsdorf 1945–1946 im Licht des wiedergefundenen Lagerregisters, in: Inter finitimos. Wissenschaftlicher Informationsdienst deutsch-polnische Beziehungen, Nr. 7, 1995, S. 20–23.
- Nowak, Edmund: Z archiwum Obozu Pracy w Łambinowicach (1945–1946), in: Zeszyty Historyczne, Nr. 107, Paryż 1994, S. 23–30; dt.: Aus dem Archiv des Arbeitslagers in Lamsdorf (1945–1946), in: Forum für Kultur und Politik, H. 10, 1994, S. 50–56.
- Nowak, Edmund: Cień Łambinowic. Próba rekonstrukcji dziejów Obozu Pracy w Łambinowicach 1945–1946 (Der Schatten von Lamsdorf. Rekonstruktionsversuch der Geschichte des Arbeitslagers Lamsdorf 1945–1946), Opole 1991, dt.: Opole 1995.
- Ociepka, Beata: Internationale Tagungen im Jahr der Gedenktage, in: Nordost-Archiv, NF Bd. V/1996, S. 122–128.
- Ociepka, Beata: Die Vertriebenen in der polnischen Geschichtsschreibung von 1980 bis heute, in: Deutsche Studien, a. a. O., S. 163–176.
- Ofiary stalinizmu na ziemi bytomskiej w latach 1945–1956. Dokumentacja zbrodni (Opfer des Stalinismus im Beuthener Land in den Jahren 1945–1956. Dokumentation der Verbrechen), Bytom 1993.
- Overmans, Rüdiger: Personelle Verluste der deutschen Bevölkerung durch Flucht und Vertreibung, in: Dzieje Najnowsze, 26. Jg. (1994), H. 2, S. 51–65.
- Osteuropa-Handbuch Polen, hrsg. v. Werner Markert, Köln, Graz 1959.

- Podlasek, Maria: Wypędzenie Niemców z terenów na wschód od Odry i Nysy Łużyckiej. Relacje świadków (Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und der Lausitzer Neiße. Augenzeugenberichte), Warszawa 1995.
- Polska-Niemcy – Komplex wypędzenia. Nawicżanie dialogu (Polen-Deutschland – Der Vertreibungskomplex. Aufnahme eines Dialogs), Polska w Europie, Zeszyt specjalny, Warszawa 1995.
- Polski Słownik Biograficzny, T. XXVIII/2, Z. 117; T. XXXI/4, Z. 131, Wrocław u. a. 1985, 1989.
- Privatarchiv Manfred Gebhardt.
- Rasmus, Hugo: Schattenjahre in Potulitz 1945. Schicksal in polnischen Internierungslagern, Münster/Westf. 1995.
- Rogall, Joachim: Die Deutschen im Posener Land und in Mittelpolen, München 1993.
- Rogall, Joachim (Hrsg.): Land der großen Ströme. Von Polen nach Litauen, Berlin 1996 (Deutsche Geschichte im Osten Europas, Bd. 8).
- Rogall, Joachim (Bearb.): Die Räumung des „Reichsgaus Wartheland“ vom 16. bis 26. Januar 1945 im Spiegel amtlicher Berichte, Sigmaringen 1992.
- Roos, Hans: Polen in der Besatzungszeit, in: Osteuropa-Handbuch Polen, a. a. O., S. 167–193.
- Rospond, Stanisław: Słownik nazw geograficznych Polski zachodniej i północnej (Wörterbuch der geographischen Namen West- und Nordpolens), Wrocław, Warszawa 1951.
- Sachwörterbuch der Geschichte Deutschlands und der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 1, Berlin (Ost) 1969.
- Sakson, Andrzej (red.): Polska – Niemcy – mniejszość niemiecka. Przeszość i terażniejszość (Polen – Deutschland – deutsche Minderheit. Vergangenheit und Gegenwart), Poznań 1994, S. 105–127.
- SBZ-Biographie, 3. Aufl., Bonn u. a. 1964.
- Schieder, Theodor: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem, in: VfZ, 8. Jg., H. 1 (1960), S. 1–16.
- Stettin/Szczecin 1945–1946. Dokumente – Erinnerungen. Dokumenty – Wspomnienia, hrsg. v. d. Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde u. d. Institut für Geschichte der Universität Stettin, Rostock 1994.
- Szkotnicki, Witold: Jaworznowięzienie dla młodocianych (1951–1956). Makarenko po polsku (Jaworzno – Gefängnis für Jugendliche /1951–1956/. Makarenko auf polnisch), in: Rzeczpospolita, 23.–24. 11. 1996.
- Theisen, Alfred: Die Vertreibung der Deutschen – Ein unbewältigtes Kapitel europäischer Zeitgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B7–8/95, 10. 2. 1995, S. 20–33.
- Ulbricht, Walter: Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, Berlin (Ost) 1979.
- Ulbricht, Walter: Thesen über das Wesen des Hitlerfaschismus, 1. August 1945, in: Walter Ulbricht. Ausgewählte Reden und Aufsätze zur Geschichte der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung, Berlin (Ost) 1979, S. 91–101.
- Ulbricht, Walter: Der Zusammenbruch Deutschlands im ersten Weltkrieg und die Novemberrevolution, in: ebd., S. 47–71.
- Urban, Thomas: Deutsche in Polen. Geschichte und Gegenwart einer Minderheit, 2. Aufl., München 1994.
- Utracona ojczyzna. Przymusowe wysiedlania, deportacje i przesiedlenia jako wspólne doświadczenie (Verlorenes Vaterland. Zwangsaussiedlungen, Deportationen und Umsiedlungen als gemeinsame Erfahrungen). Praca zbior. pod red. Huberta Orłowskiego i Andrzeja Saksona, Poznań 1996.
- Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, hrsg. v. Wolfgang Benz, aktualisierte Neuauflage, Frankfurt am Main 1995.
- Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945–1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28. Mai 1974. Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte, Bonn 1989.

- Warmiacy i Mazurzy w PRL. Wybór dokumentów. Rok 1945, przygotował do druku Tadeusz Baryła (Ermländer und Masuren in der VRP. Auswahl von Dokumenten. Das Jahr 1945, für den Druck vorbereitet von T.B.), Olsztyn 1994.
- Wer war Wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch, hrsg. v. Bernd-Rainer Barth u. a., Frankfurt am Main 1995.
- Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon, Frankfurt am Main 1987.

Abkürzungsverzeichnis

ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst
AK	Armia Krajowa (Heimatarmee)
AL	Armia Ludowa (Volksarmee)
BRD	Bundesrepublik Deutschland
CDU	Christlich-Demokratische Union
ČSR	Československá Republika (Tschechoslowakische Republik)
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
GPU	Gosudarstwennoje polititscheskoje uprawlenije (Staatliche Politische Verwaltung)
HO	Handelsorganisation
IKRK	Internationales Komitee vom Roten Kreuz
KBW	Komitet Bezpieczeństwa Wewnętrznego (Komitee für Innere Sicherheit)
KGB	Komitet gosudarstwennoj besopasnosti (Komitee für Staatssicherheit)
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPO	Kommunistische Partei-Opposition
KPP	Komunistyczna Partia Polski (Kommunistische Partei Polens)
KZ	Konzentrationslager
MBP	Ministerstwo Bezpieczeństwa Publicznego (Ministerium für Öffentliche Sicherheit)
MGB	Ministerstwo gosudarstwennoj besopasnosti (Ministerium für Staatssicherheit)
MWD	Ministerstwo wntrennich del (Innenministerium)
MO	Milicja Obywatelska (Bürgermiliz)
ND	Neues Deutschland
NIK	Najwyższa Izba Kontroli (Oberste Kontrollkammer)
NKGB	Narodnyj komisariat gosudarstwennoj besopasnosti (Volkskommissariat für Staatssicherheit)
NKWD	Narodnyj komisariat wntrennich del (Volkskommissariat für Inneres)
NVA	Nationale Volksarmee
NS	Nationalsozialistische . . .
NSFO	Nationalsozialistischer Führungsoffizier
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

OGPU	Obschtscheje gosudarstwennoje uprawlenije (Allgemeine Staatliche Verwaltung)
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
PPR	Polska Partia Robotnicza (Polnische Arbeiterpartei)
PPS	Polska Partia Socjalistyczna (Polnische Sozialistische Partei)
PRL	Polska Rzeczpospolita Ludowa (Volksrepublik Polen)
PV	Parteivorstand
PZPR	Polska Zjednoczona Partia Robotnicza (Polnische Vereinigte Arbeiterpartei/PVAP)
RIAS	Rundfunk im amerikanischen Sektor (von Berlin)
RM	Reichsmark
SBZ	Sowjetische Besatzungszone
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutz-Staffel
UB	Urząd Bezpieczeństwa (Sicherheitsamt)
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
US(A)	United States (of America)
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VRP	Volksrepublik Polen
ZK	Zentralkomitee

Personenregister

- Adenauer, Konrad 143
Anspach, Horst 111
Axen, Hermann 86
- Balz, Willi 111
Bästlein, Bernhard 94f.
Beethoven, Ludwig van 83
Bendix, Wolfgang 111
Beneckendorff und Hindenburg, Paul
 von 34
Biegun, Josef 61
Böss, Otto 22–25, 27, 71, 84, 87, 136, 145
Brecht, Bert 102
Broszat, Martin 8
Bulan, Bully 111
- Chagall, Marc 127
Chopin, Fryderyk 126
Chruschtschow, Nikita 67
Cegielski, Hipolit 217
Clausewitz, Carl von 136
Czepuck, Harri 97, 111, 132, 134, 145
- Dąbrowski, Konstanty 197
Dahlem, Franz 120
Deltgen, René 126
Dertinger, Georg 142f.
- Eisenstuck, Hellmuth 135
Engels, Friedrich 83, 88, 91, 101, 105
- Fischer von Mollard, Ernst 152
Fischer von Mollard, Eduard 220
Franz, Rudolf 23
- Gläser, Horst 111
Goebbels, Joseph 85, 128
Goethe, Johann Wolfgang von 84, 91
Gomułka, Władysław 94, 217, 222
Göring, Hermann 31, 176 ff, 180
Greiser, Arthur 17, 19, 150
Grosz, Victor 120
Grotewohl, Otto 142f.
Gumpert 153
Gutenberg, Johannes 114
- Heine, Heinrich 54, 91, 136
Heising 151
Heitsch, Heinrich 111
- Hellmann, Manfred 22
Henke, Josef 13
Hirsch, Helga 14
Hitler, Adolf 19, 44, 74, 91, 92, 100, 122,
 130
Holzer, Jerzy 14
Honecker, Erich 94
Horthy, Miklós 44
- Jacob, Franz 92, 94f.
Jesus 123
Jokisch 220
Jouanne, Christian von 167
- Kálmán, Emmerich 122
Kant, Immanuel 105
Kant, Hermann 29, 93, 97f., 100, 102,
 105, 111, 129, 134
Keilson, Grete 120
Kirschstein 151f., 159
Kiszkurno 215
Klinge, Max 175, 181, 184f., 187, 190f.,
 194
Kowalski, Antek 81
Krawczyk, Anton 34f.
Krisam, Heinrich 53, 61, 65, 77–80, 87, 118
Krispin 174f.
Kröcher-Küttner, Christine von 11, 13, 28
Küttner, Antonie (geb. Donath) 10
Küttner, Gisela (geb. Geisler) 10, 150, 191
Küttner, Hans-Joachim 150, 191
Küttner, Heinz 150, 191
Küttner, Paul 10, 150
- Land, Werner 77f., 111
Lasker-Schüler, Else 136
Lehmann, Albrecht 22
Leński-Leszczyński, Julian 105
Liebknecht, Karl 91
Löns, Hermann 84
Lortzing, Albert 31
Löwenka, Ulrich 122
Luxemburg, Rosa 91, 102f.
- Mahrhold, Alwin 111
Mann, Thomas 136
Marx, Karl 83, 88, 91, 93, 105
Merker, Paul 120
Müller, Ernst 86

- Naumann, Werner 150
 Nettball 120
 Nietzsche, Friedrich 53 f., 105

 Ossietzky, Carl von 94

 Paszyn, Jan 105
 Paul, Rita 111
 Petzel, Walter 150
 Picasso, Pablo 111 f.
 Piscator, Erwin 97
 Podlasek, Maria 14
 Prawin, Jakub 21, 142 f.
 Próchniak, Julian 105
 Pusch 159

 Radkiewicz, Stanisław 203
 Reetz, Kurt 111
 Reitzig, Hans 111
 Rogall, Joachim 21
 Rohkohl, Kurt 53, 61, 77, 80, 118
 Rokossowski, Konstanty 136, 208
 Rutkowski, Edmund 174

 Saefkow, Anton 92, 94 f.
 Schiller, Friedrich von 84, 91, 136
 Schmeling, Max 77
 Schörner, Ferdinand 139
 Seghers, Anna 86, 105
 Shukow, Georgij 139
 Sierp, Justyna 102, 104 f., 139, 144, 145
 Skierka 174

 Sokol 172
 Stackelberg, Freiherr von 156
 Stalin, Josef Wissarionowitsch 19, 92, 94, 102 ff., 112, 115, 145 f., 203
 Stolberg, Ludwig Christian Graf 151
 Storm, Michael (Pseudonym) s. Wolf, Markus
 Światło, Józef 203

 Tennenbaum, Edda 102, 104 f., 144
 Thälmann, Ernst 91
 Tippner, Martin 111
 Tito, Josip Broz 92, 94

 Ulbricht, Walter 26 f., 94, 101
 Urban, Thomas 14

 Wackwitz, Herbert 121
 Walcher, Jakob 102
 Wallmann 171
 Weinert, Erich 97 f.
 Wiesner, Karl (Pseudonym) s. Wloch, Karl
 Winzer, Otto 26
 Wiska, Albert 211
 Wloch, Karl 27, 70 f., 76, 85 f., 90–94, 98 f., 102, 105 ff., 110 ff., 116 f., 120 f., 123, 137–140, 145
 Wloch, Wilhelm 92
 Wolf, Markus 86
 Wyszyński, Stefan Kardinal 217

 Zetkin, Clara 102